Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Ex. S. Petri Prop.
& ex S. Maurit. Dec.
A. V.

Kult

1397

5

Geschichte

der

Meinungen

älterer und neuerer Völker,

im Stande der Roheit und Cultur, von Gott,

Religion, und Priesterthum,

von

Johann Gottlieb Lindemann,

der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen Ehren-

mitglied.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Fünfter Theil.

Stendal,

bey Franzen und Grosse. 1788.

Vorrede.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, meine Leser sehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich mit diesem Bande das Buch noch nicht schliesse; denn theils sind die Materien hierin wichtig und zweckmäßig

genug, theils wünscht man doch gewiß die Resultate aus den vorigen Betrachtungen zu haben.

Eine passendere Einleitung zu diesem Theil glaubte ich nicht machen zu können, als wenn ich die Frage aufwarf: ob auch das Clima Einfluß auf die Bildung der so verschiedenen Religionen bey so verschiedenen Völkern gehabt habe? ein Gedanke, der einem jeden, der über die Religion der Völker nachdenkt, nothwendig einfallen muß.

Eine Abhandlung von Zauberern und Zauberey durfte in einem Buch nicht fehlen, worinn die Religion der Völker vorgetragen wird,

wird, denn es giebt ja ganze Nationen, wo die Zauberer die Stelle der Priester vertreten, und Glaube an Zauberey ein Hauptstück des Aberglaubens in der Religion ist. Die Lehre von der Seele und ihrer Fortdauer ist in den Religionen aller Völker verflochten, und zeiget sich vorzüglich bey den Leichengebräuchen. Die Geschichte der Heirathsgebräuche gehört in sofern hierher, als damit heilige Gebräuche, Einweihung durch Priester und vorhergehende Opfer verbunden sind.

Nachdem ich nun auf diese Art meine Leser mit den verschiedenen Ideen von den Gottheiten, ihrer Verehrung und daher

entstehenden Gebräuchen bekannt gemacht habe; so wäre es gewiß eine für die Menschheit interessante Untersuchung, welche Begriffe diese Völker von Tugend und Laster gehabt, oder wie weit sie es in der Sittenlehre gebracht haben; und dieser sowol als den Resultaten ist der letzte Theil aufbehalten. Loccum, den 23sten Junius 1788.

Inhalt.

Inhalt des fünften Theils.

Einleitung:

Ueber den Einfluß des Clima auf Religionsideen und Gebräuche. Seite 1

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Meinungen über einzelne Religionsmaterien bey alten und wilden Völkern. = = = = 27

Fünftes Capitel.

Ueber Zauberer und Zauberey. = = 29

Sechstes Capitel.

Ueber den Begrif von Seele bey alten und wilden Völkern. = = = 59

Siebentes Capitel.

Von dem Zustande nach dem Tode. = 81

Erste

Inhalt des fünften Theils.

Erste Abtheilung.

Sterblichkeit der Seele. = = Seite 83

Zweite Abtheilung.

Unsterblichkeit der Seele. = = = 97

Achtes Capitel.

Lehre von der Seelenwanderung. = 141

Sechster Abschnitt.

Erstes Capitel.

Ueber die Hochzeitsgebräuche der Völker. 157

Zweites Capitel.

Ueber die Leichengebräuche, Gräber und Todtenfeste alter und wilder Völker. 223

Ein-

Einleitung.

Ueber den Einfluß des Clima auf Religionsideen und Gebräuche.

Nichts wirkt wol mehr auf Lebens- und Denkungsart eines Volks, als der Himmel, worunter es wohnt, die Luft, die es einathmet, die Früchte, die das Clima hervorbringt, und die ihm zur Nahrung dienen; kurz, Clima und Lage des Landes haben einen großen Einfluß auf die ganze Bildung des Menschen, und dieser erstreckt sich nicht bloß auf den Körper, indem es die Farbe des Menschen abändert, Schönheit und Häßlichkeit befördert, sondern auch auf die Seele; es macht träge und thätig, jachzornig und sanftmüthig, befördert Tugenden und Laster. Ja, es thut noch mehr; es bildet selbst die Religions-

ideen, und ändert diese ab, und hat nicht mindern Einfluß in die Religionsgebräuche. Aus dieser Ursache sind auch die Religionen der Nordländer und Südländer ganz von einander verschieden. Jedes Volk bildet sich seinen Gott nach seiner Lebensart, und diese wird vom Clima bestimmt. Der Celte, der unter einem Himmelsstrich lebt, wo mehrere Thätigkeit ist, wo sowol sein Cörper als Geist sich mehr anstrengen, und wo der Mensch Bewegungen und Streifereien liebt, und daher dem Krieg ergeben ist, denkt sich auch seine Götter als Kriegshelden, und so spricht er von seinem Gott Odien als dem tapfersten Helden. Der Asiate hingegen, den sein heisses Clima unthätig macht, der die Ruhe als seine höchste Glückseligkeit schätzt, der es nicht begreifen kann, wie man zum Vergnügen spazierengehn und reisen könne; denkt sich seine Götter als ruhend, als unthätig. Der amerikanische Wilde hüllet seinen Gott in Pelzwerk ein, weil er glaubt, sein Gott möchte sonst erfrieren, da ihm sein Clima befiehlt, sich mit ähnlichem Pelzwerk zu versehen. So modificirt das Clima den Begrif von Gott. Ein wohlthätiges Clima, das die Einwohner des Landes reichlich ernährt, worin anmuthige Thäler und lachende Wiesen und fruchtbarer Boden sind; mußte nothwendig auch den Begrif von Gott, als einem wohlthätigen und wohlwollenden Wesen, erwecken. Und daher finden wir auch bey allen Völkern, die unter einem milden Himmelsstrich leben, dergleichen wohlthätige Götter. Wo hingegen das Clima rauh, die

Gegend unfruchtbar ist, da hatte man auch den Begrif von erzürnten Göttern, von neidischen und feindseligen Wesen. Der Wilde, der unter einem rauhen Clima lebt, der stets von Mangel gedruckt wird, und mit der unfreundlichsten Witterung zu kämpfen hat, glaubt, daß seine Götter feindselig gegen ihn gesinnt sind, weil sie ihm so wenig Wohlthaten und so viel Böses erzeigen.

Eben so bestimmt das Clima die verschiedenen Gegenstände in der Welt, die der Mensch als Gottheiten verehrt. Jener stets heitere Himmel in Chaldäa, der fast nie mit Wolken bedeckt wird, und wo die freie Aussicht weder durch Berge noch durch andre Gegenstände unterbrochen wird, mußte nothwendig die Bewohner zur Verehrung der Gestirne verleiten. Jene Sonne, die in Aegypten desto wichtiger war, weil sie die Dünste des Nils vertrieb, und dem Acker die Wärme gab, konnte leicht die Aegyptier zur Anbetung verleiten, und sie verehrten sie unter dem Bilde des Osiris. Eben so aber betete man auch den Mond unter dem Bilde der Isis an, weil er diesem Lande, das so sehr nach Wasser durstete, den erquickenden Thau brachte.

Welchen tiefen Eindruck mußte nicht die Sonne auf nomadische Völker, wie z. B. auf die Araber, machen, die mit ihren Heerden stets unter freiem Himmel waren, und von dem Lichte und der Wärme der Sonne so viele angenehme Empfindungen und wohlthätige Wirkungen auf Kräu-

ter und Heerden täglich sahen! Wie leicht konnten diese nicht eben wegen ihres günstigen Climas zur Verehrung der Sonne als einer Gottheit verleitet werden! Die lybischen Nomaden, die bey dem hellen Schein des Mondes ihre Heerden bewachten, und denen er schon von ferne die herankommenden Raubthiere zeigte, unterliessen deswegen nicht, ihm göttliche Verehrung zu erweisen.

Die Feuerquellen in Persien und vorzüglich die Naphthaquellen am Caspischen Meer konnten leicht die Menschen bewegen, in diesem Feuer eine Gottheit anzubeten, und daher finden wir diese Verehrung nicht bloß bey den alten Persern, sondern auch noch jetzt bey den Nachkommen der alten Guebern. Noch jetzt wallfahrten zu diesem heiligen Feuer, das wahrscheinlich aus Naphtha entsteht, auf der Insel Oesra bey Baku am Caspischen Meer, die Parsen aus Indien, oder die sich in Hindostan niederg lassen haben, hier sitzen sie in stiller anbetender Verehrung, ihre Augen auf das reine göttliche Feuer gerichtet. Kleine steinerne Hütten sind an solchen Stellen erbauet, wo die schönste und gröste Flamme aus der Erde hervorbricht, hier findet man oft zahlreiche Gesellschaften von solchen Anbetern des Feuers, die allein von vegetabilischen Speisen leben.

Das Clima, das nicht verstattet, daß unter allen Climaten ein jedes Thier lebt und gut fortkömmt, beförderte in Aegypten den Thierdienst. Schätzte man wegen der Fruchtbarkeit des Bodens

sehr

sehr den Ackerbau; so betete man den Apis, als Erfinder des Ackerbaues, an. War die Katze für Aegypten so wichtig, weil sie das Ungeziefer vertilgte, und Störche und Ibis, weil sie Feinde der Schlangen waren; so errichtete man ihnen Tempel, futterte sie auf das prächtigste mit Semmel und Milch und Vögeln, bestimmte für sie Priester und Priesterinnen, und brachte ihnen Opfer. In Indostan und dem südlichen Asien betete man die Kuh an, man verehrte sie wegen ihres Nutzens und ihrer Unentbehrlichkeit. Wie wichtig war sie in einem Lande, wo man sie nothwendig zum Bau der Felder hatte, und wo, wegen acht monatlicher Dürre, nur wenig Rindvieh gehalten und vervielfältigt werden kann! In Aegypten verehrte man die Meerzwiebeln, weil sie ein Hauptmittel gegen die Drommelsucht waren (de Pauw Reflexions sur les Egyptiens).

Selbst die Religionsbücher verrathen das Clima, worunter sie geschrieben sind, ich berufe mich hier selbst auf die geoffenbarten Religionsbücher, die ganz das Gepräge des Morgenlandes an der Stirne tragen. Würde wol der kalte Abendländer so bilderreich gesprochen haben, als man es vorzüglich in den Büchern Mosis und der Propheten findet? Im Geist des Orientalismus kleidet der Stifter der christlichen Religion seine Lehrsätze in Bildern und Gleichnissen ein. Der orientalische und asiatische Dichter hat starke Begeisterung, überspannte Begriffe, kühne Bilder. Ich beziehe mich hier auf die Gedichte aus der Samscrete

Sprache, die Gedichte der Araber und aller morgenländischen Völker. Die Dichtkunst ist den Völkern in Asien angeboren, kein Wort ist in ihrer bilderreichen Sprache ohne Nachdruck; selbst die eigenthümlichen Nahmen sind jedesmal Gemälde der Sachen, die sie bezeichnen. Die Aegyptier bildeten Figuren, welche ganz verschiedene Naturen und Geschlechter in einer Gestalt vereinigten. Das erhitzende Clima machte lauter Ungeheure; so bilden die Chineser ihre Götter mit unförmlichen Bäuchen, wie die Drang Utangs ab.

Aus dieser Quelle fließt denn also auch das Bilderreiche in den orientalischen und asiatischen Religionssystemen, und hier mache ich aufmerksam auf die Religionsbücher der Perser, der Indier und Chinesen, auf den ZendAvesta, den Vedam und die Kings. Allenthalben ist erhitzte Poesie, allenthalben sind orientalische Bilder. Sie zeigen ganz deutlich, daß sie für südliche Völker geschrieben sind, die stärkere Einbildungskraft haben. Im ZendAvesta wird von einem Lichtreich, und von einem Reich der Finsterniß gesprochen, und von vielen tausend Geistern, die in diesem Lichtreich sich befinden. Der Parse soll wie Licht seyn, und wie Licht wirken, dies ist der thätigste Beweis von seiner eifervollen Liebe für Ormuzd Lichtreich. Man lese nur den Shastah der Indier, der die Schöpfungsgeschichte der Engel und der Menschen enthält; so findet man nichts als Allegorie. Sogar der Gott Wischnu selbst muß

viele

viele Verwandlungen ausstehn, er bittet den Gott des Meers, ihm so viel Platz einzuräumen, als so weit ein abgeschossener Pfeil fliegen würde, eine Ameise, worinn sich der Gott des Todes verwandelt, benagt die Saite des Bogens, und der Pfeil flog nur bis an die malabarische Küste. — Der Vedam der Indier ist so sehr im asiatischen Geist geschrieben, es erscheinen darinn so viele Götter und Halbgötter, und solche große Geneal:logien, daß der Isländer ihn gar nicht verstehen würde. Bagavedam, als ein Commentar darüber, erzählt, wie Wischnu die Erde geschaffen. Sobald er den Entschluß gefaßt, wuchs aus seinem Nabel ein Stengel von Tamarey, der eine Blume trug, die sich beim Anstrahlen der göttlichen Sonne, die Wischnu ist, aufschloß. Auf diese Art wird im orientalischen Geschmack die Schöpfungsgeschichte fortgesetzt *).

Der Aegyptier, der gerne still sitzen mag, läßt sich was erzählen **), und daher kamen die vielen Fabeln in seiner Religion, z. B. vom Osiris, der Isis, und dem Typhon, wie letzterer sich gegen den Osiris verschworen, einen Sarg habe machen

*) Siehe den vorigen Theil.

**) Ein Zeuge hievon war Pococke auf seiner Reise von Cairo auf dem Nil, da das Volk sich mit arabischen Fabeln unterhielt, und die Schiffer, wenn das Schiff bey Tage still lag, sich mit schlechten Comödien die Zeit zu vertreiben pflegten.

Pocockes Beschreibung des Morgenlandes, Theil 1, S. 16.

lassen, ein großes Gastgebot angestellt, wie ein jeder sich hineingelegt, und nun alle, als Osiris ein gleiches gethan, über ihn hergefallen, und den Deckel zugemacht haben. Osiris wurde hierauf aufs Meer gesetzt, und kam zu Byblus an, die herumirrende Isis fand ihn endlich wieder, und versteckte den Kasten, allein zum Unglück entdeckte ihn Typhon, und zerstückte ihn in vierzehn Theile, dergleichen Märchen in der Religion waren ganz dem Geist des Aegyptiers und seinem Clima angemessen. Aus einer ähnlichen Quelle flossen auch die großen Genealogien in der Religion der Indier, die Geschichten ihrer Götter, Brahmah, Wistnuh und Sieb, und die Mährchen in der Mythologie der brausenden Neger, die weder Anfang noch Ende haben.

Länder unter heißen Climaten sind die Pflanzörter für den Mönchsstand, hier ist für ihn der rechte Boden, worinn diese Wucherpflanze am besten gedeihet. Vorzüglich beweiset dies das Clima von Aegypten. Die Reihe von Bergen, zwischen welchen Aegypten liegt, und der viele Sand machen es zu einem der heissesten Länder in der Welt. In der Gegend von Cairo regnet es selten, ausser im December, Januar und Februar, in Oberägypten fast niemals. Der Südwind wehet so heiß, als wenn er aus einem brennenden Ofen kömmt, und die Bewohner müssen sich deswegen in die untersten Zimmer und Gewölbe begeben, und sich fest verschliessen, er fängt in der Mitte des März an, und wehet bis in den May.

Die

Die Europäer nennen ihn den Hamseewind. Keiner würde diese Hitze länger aushalten können, wenn nicht der Nordwind, der einige Zeit vor der Ueberschwemmung des Nils anfängt, die heisse Luft abkühlte. Diese große Hitze nun befördert den Hang zur Ruhe, macht die Einwohner unthätig und träge, und zur Einsamkeit geneigt, und daß dies der Character der Aegyptier und andrer Morgenländer sey, beweist die Geschichte.

Der träge Morgenländer würde eine Bewegung nach Tisch, die der kalte Nordländer für Wohlthat hält, für die größte Beschwerde ansehn. Die Sonne, die sein Blut so sehr auflöst, macht ihn unthätig, eine Pfeife Toback, in einer bequemen ruhigen Stellung geraucht, ist ihm das größte Vergnügen. Der Perser sieht nicht ein, wie man bloß zum Vergnügen spazierengehn oder reisen könne; daher giebt es bey ihm auch keine Zeitungen und Reisebeschreibungen. Nie ist ihm wohler, als wenn er still sitzen kann, oder sich tragen lassen. Der Siamer verschläft den größten Theil des Tages. Eben der Hang zur Ruhe, und ihre Fähigkeit, länger zu fasten, als der kalte Nordländer, befördert in diesen Ländern Einsamkeit, und diese erzeuget Mönchsorden von allerhand Art, und nicht nur bey der heidnischen, sondern auch bey der christlichen und muhamedanischen Religion entstanden dergleichen Einsiedler in Aegypten und im Morgenlande. Der brennende Himmel, und die schauerichten Einöden von Afrika und Asien, entzündeten die Liebe zur Stille und

Abgeschiedenheit von der Welt, und diese den großen Hang zur Möncherey. Daher wohnten vorzüglich Mönche in dem melancholischen und abergläubischen Aegypten. Es giebt noch jetzt unter den Muhamedanern in Aegypten Derwische. Pococke fand eine halbe Meile von Altcairo ein Kloster von dreißig oder vierzig Derwischen *), die man besonders für heilig hielt. Diese haben noch mit den ersten Mönchen viel ähnliches, sie wohnen in Klöstern, und lesen den ganzen Tag unter ihren Bäumen. Eine andre Art sind die in Einöden lebende Anachoreten und wandernde Heilige, diese machen die Anzahl von muhamedanischen Anachoreten in Aegypten aus. Einige davon sind ganz nackend, wie Pococke einen an der Thür einer Moschee auf der Landstrasse vor den Thoren von Cairo sitzen sah. Andre sind mit dem beynahe unsichtbaren Nebel eines feinen Hemdes bekleidet, und durchwandern so Städte, Flecken und Dörfer. Man schätzt es sich für eine Ehre, wenn sie nach ihrem Belieben Brodt und andre Sachen, die feil sind, wegnehmen.

Schon früh finden wir in der ägyptischen Wüste zwey jüdische Secten, welche die Einsamkeit suchten, die Essäer und Therapeuten, jene erstern führten ein sehr hartes und stilles Leben, die letztern lebten auf den Bergen von Nitrien, getrennt von Weib und Kind. Selbst die christliche Religion bekam in Aegypten eine andere Form, das

Clima

*) Pocockes Beschreibung des Morgenlandes. Th. 1, S. 29.

Clima machte ihre Bekenner zu Phantasten und Asceten, welche der Menschheit ganz entsagten. Der erste unter diesen Schwärmern war Paul, der Einsiedler. Er suchte sich seine Wohnung auf einem Berge, an dessen Fusse eine große mit einem Stein verschlossene Höhle war, hierin fand er einen Platz, der oben eine Oefnuug hatte, die ein alter Palmbaum mit weit ausgebreiteten Aesten bedeckte, hier wählte er sich seinen Aufenthalt, den er nachher nie wieder verließ. Dieser war also der erste unter den christlichen Mönchen *), der leicht mußte angestaunt werden, weil er sich selbst großmüthig zum Wilden, und in der That zum Todten für die Welt machte. Der heisse Himmelsstrich von Aegypten, Syrien und Palästina begünstigte, durch seine Wirkungen auf den Körper, diese schwärmerische, menschenfeindliche Frömmigkeit. Den einen leitete ein natürlicher Hang zur Einsamkeit und Schwärmerey, den andern sein ausgetrockneter Leib oder sein dickes Blut in die Wüsten. Antonius, von Geburt ein ägyptischer Bauer, hielt sich in einem Graben auf, wohin er sich Brodt bringen ließ. Ueber eine Art von härnem Hemde trug er einen Schafpelz, auf seinem Kopf eine Kapuze, wusch auch und reinigte seinen Leib niemals, bey dem schrecklichsten Hunger begnügte er sich mit sechs Unzen von altem trocknen Brodt, das er in Wasser einweichte, und hiezu nahm er ein wenig Salz. Zuweilen aß er einige Datteln, wenn er Palmbäume fand. Er schlief auf einer

Decke

*) Schröks christliche Kirchengeschichte, Theil 4, S. 202.

Decke von Rohr, und zuweilen auf der bloßen Erde, gewöhnlich aber schlief er nicht einmal, sondern wachte und betete die ganze Nacht. Um ihn her versammleten sich viele Einsame, die sich Hütten baueten; allgemein fand er Nachahmung und Verehrung, und ward Gesetzgeber in der ägyptischen Wüste.

Ihm folgte sein Lehrjünger Pachomius, in Thebais geboren, der von Brodt und Salz lebte, und härne Kleider trug. Dieser ist der erste Stifter aller Klöster, Mönchsorden und Congregationen, und von dieser Zeit an entstanden in Aegypten die vielen christlichen Mönche und Klöster. Fünftausend Mönche lebten schon früh in dem nitrischen Gebürge, ihre Anzahl ward bald fast unzählbar. Die thebaische Stadt Oxyrinthus enthielt zweytausend dieser heiligen Männer, und zwanzig tausend heilige Jungfrauen *); und so wimmelte es in Aegypten, Lybien, Syrien, Arabien und Palästina von Mönchen, ja sie verbreiteten sich bis in Aethiopien und Abeßinien. In Syrien und Palästina sah man Anachoreten, die alle Kleider wegwarfen, und deren Blöße nichts bedeckte, als ihre langen Haare, sie lebten in Höhlen wilder Thiere, und suchten ihnen ähnlich zu werden, einige trugen nur kleine Decken vor

*) Man wende hier aber nicht ein, daß in den Abendländern bald nachher eine große Menge Klöster entstanden; hiezu gab nicht das Clima Veranlassung, sondern die Absicht war, auf Kosten andrer in Gotteshäusern herrlich zu leben.

vor ihrer Blöße, krochen auf Vieren, und flohen bey dem Anblick eines Reisenden. Es gab einen solchen Schwärmer, der um seinen Hals und seinen Leib eiserne Ketten wand; vier andre Ketten hingen von seinem Halse herunter, zwey von vorne und zwey von hinten, auch seine Arme waren mit Ketten umwunden. Man fand ihn oft auf den Knien liegend und betend, drey Tage und drey Nächte mit Schnee so bedeckt, daß man ihn kaum sehen konnte. Dergleichen Anachoreten läßt das nördliche Clima nicht zu *)!

Eben so breiteten sich die Einsamen auch in Indien aus, wo man die ersten Einsiedler zu suchen hat. Die Brachmanen sind hier die ältesten. Sie leben auf einem Berge oder an den stillen Ufern eines Flusses, in der Betrachtung philosophischer Wahrheiten. Die neuern Einsamen sind Schüler des Foe, sie glauben besondre Offenbarungen zu erhalten, wenn sie die Beine übereinanderlegen, die Hände vor die Brust halten, und die Spitzen der Daumen aneinander. Die Gymnosophisten stellen sich auf einen Säulenfuß an die Teiche, wo die Indianerinnen sich baden. Die nackten Weiber bringen ihnen Gruß und Anbetung, und jene verdrehen die Augen im Kopf, und sind unempfindlich. Die Fakirs, wovon es

800000

*) Johannes der Seher stand in den ägyptischen Wüsten drey Jahre nach einander unter einem Felsen, betete immer, setzte sich niemals, und legte sich nie, indeß seine Beine aufbrachen, und Eiter daraus floß.

Zimmermann von der Einsamkeit, Th. 3. S. 84.

800000 Muhamedanische und 1200,000 heidnische giebt, haben das Gesetz der Armuth und Keuschheit geschworen, sie sitzen Tag und Nacht an ihren Teichen in der Asche, strecken die Arme in die Höhe, so daß diese ganz entfleischt und ausgedörrt werden. Sie vernachläßigen alle äusserliche Reinlichkeit, und haben daher lange Nägel, oft sieht man sie nackt das Land durchziehen, oder ihre ganze Bedeckung ist eine Tigerhaut auf den Schultern. Sonnerat, dieser vortrefliche Reisebeschreiber von Indien, beschreibt am besten diese indischen Büssenden *). Sie verlassen, sagt er, ihre Güter und ihre Familien für ein elendes Leben, und dürfen nichts von Hausrath haben, als einen Lingam, den sie beständig anbeten, und ein Tigerfell, worauf sie schlafen. Sie kehren gegen sich selbst alle Eingebungen ihrer fanatischen Wuth. Einige zerfleischen sich durch Peitschenhiebe, oder heften sich für ihr ganzes Leben mit Ketten an den Fuß eines Baumes. Andere zwingen zeitlebens ihren Körper in eine beschwerliche Stellung, lassen sich ihre Nägel wachsen, halten immer ihre Hände kreuzweise vor die Brust, oder ausgestreckt über ihre Köpfe, und lassen sich von andern Menschen futtern. Viele vergraben sich in die Erde, und holen Luft durch eine kleine Oefnung. Einige thun ein Gelübd, sie wollen immer stehn, lehnen sich deswegen an eine Mauer oder Baum oder Seil. Kurz, sie suchen alle mögli-

*) Sonnerat's Reisen nach Ostindien und China, 2 Bände. 1783.

mögliche Arten von Marter und wunderlichen Stellungen hervor, um den Geruch der Heiligkeit zu haben. (Abbildungen findet man von ihnen beim Sonnerat und Tavernier.)

Die Santons in Pegu wohnen in hohlen Bäumen, und nach dem Tode vergöttert man sie. Die malabarischen Einsamen suchen Gott zu gefallen, wenn sie ganze Monate nackt auf einem Fleck stehen, und die graden Strahlen der Sonne ihre nackten Scheitel bescheinen, wenn sie ihre Arme und Beine so lange unbeweglich ausstrecken, bis sie die Bewegung verlieren, wenn sie auf den Händen gehen, und ihre Beine in die Höhe strecken, oder wenn sie sich den Rücken durchstechen lassen, ein Seil durch die Wunden ziehen, und sich damit an eine Art von Galgen aufhängen. Dieser Schwindel des Mönchlebens erstreckte sich bis nach Amerika. In der einzigen Stadt Kina in Peru waren im Anfang dieses Jahrhunderts fünf und zwanzig Mönchs- und zwölf Frauenklöster, und eins von diesen Mönchsklöstern enthielt allein 700 Mönche und 24 Sammler oder Bettelmönche, von denen einer 350000 Piaster hinterließ.

So äusserte sich auch das Clima in den Religionsgebräuchen. Und wem fällt hier nicht die Beschneidung ein, die vorzüglich in heissen Ländern wichtig, und bey sehr vielen alten Völkern in südlichen Gegenden Sitte war. Diese beobachteten die Aegyptier, Aethiopier, Israeliten, die Ismaelitischen Araber, und auch Mahomed, der

ein

ein Ismaelitischer Araber war, ob er gleich unmittelbar kein Gesetz davon gab. Sie gehört mit zur Reinlichkeit, und beuget manchen schmerzhaften Krankheiten vor. Daher findet man sie im Archipelagus, auf den Inseln der Südsee, in Hindostan, bey den Wilden in Afrika und Amerika, auch bey den Coptен und Abeßinischen Christen.

Zu diesen Religionsgebräuchen gehören ferner die Wallfahrten, diese stimmen vorzüglich mit einem heissen Clima überein, weil es da viele Schwärmer und müssige Leute gab, und daher treffen wir sie in fast allen morgenländischen Religionen, nicht aber im kalten Norden. Die Einwohner von Hindostan stellen Wallfahrten von 300 Stunden an, die in einem unaufhörlichen Niederwerfen bestehn, so daß sie statt an die Stelle, wo sie mit dem Gesichte liegen, ihre Füsse hinsetzen. In Japan stellet man Wallfahrten nach Isje, dem Geburtsort des Tensiodai, an, kleidet sich in den schlechtesten Kleidungen, macht die Reise zu Fuße, und lebt von den Allmosen, die man auf dem Wege erbettelt, wird von dem Camusi oder Priester zu dem Tempel geführt, wendet sich in demüthiger Gestalt durchs Gebet an den Tensiodai, erhält von dem Priester den Ablaß, den man in einer Schachtel verschlossen unten am Hute befestigt. So wallfahrtet der gläubige Mahomedaner nach Mecca, und der Israelite nach Jerusalem.

Das Clima bestimmt das Colorit der Religion. Die Einsiedler in der brennenden Sandwüste

wüste von Oberägypten würden ihre Keuschheit und Enthaltsamkeit in Italien bey hitzigen nahrhaften Speisen und Getränken, und bey dem reizenden Gesang der Castraten schwerlich behaupten; und aus dieser Ursache finden wir die ersten Fasten in den asiatischen Religionen, und noch jetzt unter den muhamedanischen Völkern in Asien und Afrika. Der morgenländische Büsser kann länger fasten, als es in unserm Erdtheil möglich ist. Der Amerikaner und Neger können drey bis vier Tage die beschwerlichsten Märsche und Züge fortsetzen, ohne etwas zu essen. Hilarion, der syrische Anachoret, aß nichts, als 15 Feigen nach Sonnenuntergang, und 5 Unzen Getränk von Mehl und zerstossenen Kräutern. Unter den Brahminen fasten einige neun Tage hinter einander, ohne das Geringste von Speise zu sich zu nehmen, ja man hat Beispiele, daß Weiber 40—80 Tage gefastet haben, ohne irgend etwas, als reines Wasser, zu geniessen, welches in kalten Ländern unmöglich wäre. Selbst die Christen in diesen Gegenden, wie die Copten, beobachten zahlreiche Fasten, strenge hierin sind die Christen in Mingrelien und Georgien, und diese werden von den syrischen und armenischen Christen noch übertroffen. In dieser Hinsicht konnte Moses das Gesetz geben, am Sabbath nicht zu kochen, dessen Beobachtung für die Bewohner des kalten Clima, deren Verdauungskraft stärker ist, fast unmöglich wäre. Ueberhaupt wird in heissen Ländern, wie noch jetzt im ganzen Orient, bey den alten Grie-

chen und Römern, die Hauptmahlzeit des Abends gehalten, weil dann die größte Hitze sich gelegt hat, und der Mensch nun mit Appetit essen kann. Daher war für die Israeliten dieses Gesetz gar nicht strenge. Im kalten Clima, wo die Arbeiten schon sehr früh angefangen werden, und man überhaupt stärker verdauet, ist die Abnahme der Kräfte schon des Mittags so stark, daß sie nothwendig durch Speise muß ersetzt werden. Hier also würde ein solches Gesetz gar nicht weise seyn. So konnte auch Moses befehlen, am Sabbath nicht zu arbeiten, selbst nicht in der Erndtezeit. Dies paßt sich für Palästina, wo um die Zeit der Erndte ein beständiges Wetter eintritt; für unser Clima hingegen, wo die Witterung oft so sehr abwechselnd ist, paßt dieses Gesetz gar nicht. Hierhin rechne ich auch verschiedene Ehegesetze Mosis. Er erlaubt die Ehescheidung wegen andrer üblen Folgen, die wegen des heissen Clima gewiß nicht ausgeblieben wären. Moses und Mahomed erlauben Polygamie, um des südlichen Clima willen, darinn die Triebe zur Wollust weit stärker sind, und der Jüngling weit früher zur männlichen Reife gelangt. Hiezu kommt noch, daß das Kriegsrecht der Israeliten es mit sich brachte, daß der Sieger Mädchen in die Sclaverey führte, und dadurch die Anzahl des weiblichen Geschlechts größer wurde. Das Verbot naher Heirathen beim Moses erstreckte sich auf Clima und orientalische Lebensart, weil dort die ganze Familie in einem Hause zusammenlebte, und sich oft entblößt

sahe.

sahe. Wie leicht hätte hier Hurerey unter Versprechung der Ehe einreissen können! Er verbot daher die Ehe mit allen Frauenzimmern, die man der nahen Verwandtschaft wegen oft ohne Schleier sehen durfte. Aus dieser Ursache sind nicht alle Eheverbote Mosis bey uns anwendbar, weil wir nicht alle in so genauer Verbindung mit einander leben, als die Israeliten.

Das Clima von Aegypten veranlaßte wegen des Schlamms, der von dem Austreten des Nils zurückblieb, verschiedene Krankheiten, vorzüglich Pest und Elephantiasis. Dies gab nun Veranlassung zur Erfindung der Arzeneikunst und der Diätetik in Aegypten; und die Priester, die in sich zugleich die Person des Arztes vereinigten, verboten deswegen das Essen von Bohnen und Schweinefleisch *), welches letztere den Israeliten, so wie jedem, der mit Hautkrankheiten behaftet ist, schädlich ist, es verursacht die Krätze.

Unter südlichen Völkern ist das Verbot des Weins Wohlthat, weil die Trunkenheit bey ihnen weit schrecklichere Folgen, als bey uns, hat, bey einem Volk in Norden wäre es Strafe. Die Aegyptier hielten den Wein für eine Erfindung des bösen Gottes Typhon, oder wol gar für sein Blut (Plutarch. in Iside et Osiride §. 6.). Und warum? die Staatsklugheit machte dies wegen des Clima nothwendig, denn der Wein wuchs in Aegypten nicht so häufig, daß er tägliches Getränk seyn

*) Schweinefleisch zu essen verbietet auch Mahomed im Coran.

kann. Mahomed verbot ihn im Coran*), als ein Werk des Satans, und die Araber untersagten sich ihn, weil sie die Erfahrung gelehrt hatte, daß Weinrausch den Menschen viel muthiger und gewaltthätiger mache, als die stillen und trägen Ekstasen des Opiums. Religieusen Abscheu hatten mehrere jüdische und christliche Secten zur Zeit Christi, den sie zum Theil aus Aegypten bekommen hatten, z. B. die Essener, die ihn für ein rasendmachendes Gift erklärten. Die Manichäer, eine philosophische Secte in Persien, hielten den Wein für das Blut, oder die Galle des Ahriman, und die manichäischen Christen verstatteten nicht einmal Wein bey dem Abendmahl. So bezogen sich sehr viele Speisegesetze auf die besondere Lage des Landes, wie nicht minder die Verbote der Verunreinigung. Es verunreinigte die Berührung eines Todten im Orient, und auch bey den Israeliten: denn dort starben weit mehr an der Pest und an hitzigen Krankheiten, als in Norden: wer ins Todtenhaus gehet, holet sich eine Krankheit: man kann nicht in das Gezelt gehen, ohne sich auf sieben Tage zu verunreinigen. Man reinigte sich sodann durch Waschen oder Baden. Der Indier konnte sich leicht täglich dreymal im Ganges baden, um seine Sünden abzuwaschen, und der Muhamedaner, nach dem Befehl des Corans, sich vor jedem Gebet reinigen und waschen, dem kalten Nordländer hingegen würde ein solches Gesetz an seiner Gesundheit schaden.

Reli-

*) Coran Sura V. 99.

Religionsschwärmerey, die durch das heisse Clima veranlaßt wurde, war es, daß indischen Weiber sich sonst in die helle Flamme stürzten, worin der Körper ihres Gatten verbrannte. Hierzu gehörte starke Einbildungskraft und Begeisterung, deren das asiatische Weib nur allein fähig war. Der öftere Gebrauch des Betels und berauschenden Opiums konnte das asiatische Weib zu dieser Heldenthat fähig machen. Bey den Celten war es nicht erhitzte Einbildungskraft, welches die Weiber bewog, sich zu verbrennen, sondern sehnlicher Wunsch nach Valholla, wovon, nach der Meinung der Celten, sonst die Weiber ausgeschlossen waren.

Endlich bildet auch das Clima die Idee vom Himmel. Der Loanger setzt seine Seligkeit in dem ununterbrochenen Besitz geheizter Stuben. Der Kamtschadale, der unter einem rauhen Clima lebt, und viel von Schnee und Ueberschwemmungen leidet, denkt sich seinen Himmel als frey von feuerspeienden Bergen, Sümpfen, Strömen, Ueberschwemmungen und tiefem Schnee. Eben so der Grönländer, der den größten Theil des Jahrs Nacht und Winter hat, mahlt sich seinen Himmel als einen Aufenthalt, wo ewiger Sommer und schöner Sonnenschein, gutes Wasser und ein Ueberfluß von Vögeln und Rennthieren ist. Der Asiate, den sein Clima wollüstig macht, findet auch im Himmel schöne Jungfrauen, köstliche Speisen und Getränke, und mit Edelgesteinen ausgeschmückte Zelte.

Wer könnte nun bey allen diesen angeführten Beispielen den Einfluß des Clima auf Religionsmeinungen und Gebräuche leugnen? Wirkt es nicht vermittelst des Körpers auch auf Verstand und Willen? Ja, finden wir nicht sogar in der Völkergeschichte Beweise von seiner großen Einwirkung auf die Bildung des sittlichen Characters ganzer Völker? Damit wird aber nicht behauptet, daß es nicht an allen Orten Tugendhafte geben kann. Die Tugend ist eine Pflanze, die allenthalben fortkömmt, aber so viel ist ausgemacht, daß das Clima der Völker zu dieser und jener Tugend und Laster mehr geneigt macht, als zu andern. Entstehn nicht in heissen Ländern unnatürliche Laster und Ausschweifungen weit eher, als im kalten Norden? Beweise hiezu sind die Serails, und alle die schändlichen Handlungen, die darin ausgeübt werden, und das strafbare Betragen der orientalischen Despoten. Werden nicht selbst in Rom in den zwey Monaten der größten Hitze die meisten Uebelthaten ausgeübt? und in England die meisten Selbstmorde, wenn der Nordostwind wehet?

Alle mongolischen Völker sind dumm, leer an Tugenden, und eben aus Mangel an sympathetischen Gefühlen nehmen sie keinen Theil an dem Glück und Unglück ihrer Nebenmenschen. Wenn das Clima zu auflösend, zu heiß und zu erweichend ist, so entsteht Mangel an Tugend. In Ostindien sind die Portugiesen unter allen Pflanzvölkern

die

die verachtetsten und nichtswürdigsten. Die Banianen sind äusserst üppig, gefühllos, geizig, und bleiben kalt bey dem Tode ihrer Anverwandten. Die Malaien sind das allerverrätherischste, furchtbarste Volk im südlichen Asien, sie fallen immer heimlich den Feind an. Die Sinesen sind friedsam, ruhig, bescheiden. Die Perser sind zu träge, um uneigennützige Freundschaft und Vaterlandsliebe oder Großmuth zu haben. Das schwarze Blut der Neger macht sie jachzornig, arglistig, gefühllos gegen Schmerz und die Noth andrer, sie machen sich kein Gewissen daraus, einen Menschen umzubringen. Die Einwohner von Neuseeland suchten durch allerhand Freundschaftsbezeigungen den französischen Feldherrn **Marion** zu hintergehn, und da sie ihn auf diese Art sicher gemacht hatten, so schlugen sie ihn am dreißigsten Tage todt. Die Bewohner der hohen Gebirge des Caukasus und Libanon, der hohen Gebirge in Peru, Chili und der Schweiz sind viel muthiger, geistreicher, tugendhafter. Italien hingegen ist der Sitz der Wollust und des Leichtsinns. Die Bewohner des Aetna und Vesuv sind wilder und lasterhafter, als ihre Nachbaren, wegen der schwefelichten und andern hitzigen Ausdünstungen, die sie an sich ziehen. Unter den celtischen Völkern giebt es erhabene Tugenden, zartes Mitgefühl an den Leiden und Freuden anderer, Patriotismus, uneigennützige Freundschaft und Liebe gegen andre, und die Triebe der Wollust sind lange so heftig nicht. In Amerika herrscht nasse

Wärme oder nasse Kälte; beides ist gleich nachtheilig. Aus dieser Ursache sind ihre Körper gefühllos, ihre Haut ist härter. Sie können unmäßig im Essen und Trinken seyn, ohne Zerrüttung der Gesundheit. Sie begehen Grausamkeiten völlig mit kaltem Blut, und erschlagen oft ihre Herren, um einer geringen Quantität Branntewein willen. Wohlthaten sehen sie als einen Beweis von Schwäche und Furcht an: daher giebt es bey ihnen keine Dankbarkeit, sie bekümmern sich nicht um Kranke und Nothleidende.

Am meisten zeigt sich der Einfluß des Clima auf sittlichen Character alsdann, wenn Völker, die vorher tapfer, muthig, keusch waren, eben dadurch, daß sie unter andre Climaten versetzt wurden, weich, wollüstig, grausam, jähzornig wurden. Beleg hiezu ist die Geschichte. Die Gallier, die nach Afrika übergiengen, verloren ganz ihren alten Muth. Alexander, der seine Truppen nach Asien führte, lehrte sie dadurch asiatische Wollüste, und die Römer verloren ganz ihren männlichen Geist; denn nichts war ihren Sitten gefährlicher, als die Kriegszüge in Asien. Hiedurch kamen ausländische Laster und Weichlichkeit nach Rom. Die Gothen, Longobarden und Normänner nahmen die weichlichen Sitten der Gallier, Italiäner und Spanier an. Das Clima in Aegypten ist eins der gefährlichsten. Fremde, die sich einige Zeit dort aufhalten, arten in wenig Menschenaltern ganz aus. Die Europäer, die in Indien sich niederlassen, verlieren

alle

alle Thätigkeit, alle Tugend. Selbst die sparsamen Niederländer verlieren in Indien ihren eigenthümlichen Character, werden träge und üppig. An der Küste von Afrika verlieren die gesundesten Europäer auf einmal alle Heiterkeit, gute Laune, werden jähzornig und zur Verzweiflung und Selbstmord geneigt. Dort erzeugt das Clima in ihnen Gefühllosigkeit und Härte gegen die Sclaven; und man hat Beispiele von Europäern, die bey ihrer Ankunft das größte Mitleid gegen die harten Züchtigungen der Sclaven äusserten, nachher aber alle diese sanften Neigungen verloren, und eben so grausam wurden, als ihre Vorgänger.

Man hüte sich aber, nicht immer nach der Polhöhe das Clima bestimmen zu wollen, denn es ändert sich sehr oft nach verschiedenen besondern Umständen, die eintreten, je nachdem z. B. ein Ort an der See liegt, oder mit Bergen umgeben ist, oder Winde vorzüglich wehen, oder es Wälder und Moräste hat, und angebauet ist, oder nicht. Die Bewohner der Inseln haben oft, wegen der Nachbarschaft des Oceans, eine gemäßigtere Luft, als andre Völker, die mit ihnen unter gleichem Grade der Breite wohnen. Viele Bewohner der Südseeinseln geniessen den wohlthätigen Schatten der Bäume, und die kühlenden Winde der See, und sind daher der Hitze lange nicht so ausgesetzt, als andre, die eben so nahe dem Aequator sind. Peru gehört zu den gesundesten Ländern, allein die Stadt Arrican ist äus-

ferst ungesund, weil ein Fels im Meer den Wind ganz von ihr abhält.

Sehr leicht kann man zu viel auf die Einwirkung des Clima schreiben, wie Montesquieu gethan hat, der Alles, Tugend und Laster, Wissenschaften, Regierungsform und Religion allein dem Clima zuschreibt. Aber auch auf der andern Seite übertreibt man es, wenn man, wie Hume und Helvetius, dem Clima nichts einräumen will, es hat allerdings sehr große Gewalt auf den Menschen, seine Ideen und Handlungen, wie dies niemand leugnen kann, der sich mit der Völker- und Länderkunde bekannt macht. Aber es giebt auch viele andre Dinge, die das Ihrige mit beitragen, vorzüglich Regierungsform und Aufklärung *). Ueberhaupt wird ein gewisser scharfer Blick, und große Aufmerksamkeit erfordert, um genau die Wirkungen des Clima bestimmen zu wollen, und viele irrten sich, weil sie auf alle Umstände nicht genau achteten. So begieng man vorzüglich den Fehler, daß man allein auf den Grad der Breite sahe, oder auf die Abänderung des Clima nicht achtete, und doch verlangte, daß die Sitten und die Religion in alten und neuern Zeiten gleich seyn sollten. Zu den Zeiten Augusts war der Winter in Rom noch stark, und Horaz besingt den Soracte **), als weiß von Schnee:

Vides

*) In Arabien, wo sonst die größten Aerzte waren, geht die Barbarey unter den Türken so weit, daß sie nicht einmal den Namen dieser Aerzte wissen.

**) Heutiges Tages Monte di San Silvestro, ohngefähr 24 italiänische Meilen von Rom.

Vides, ut alta ſtet nive candidum
Soracte, nec iam ſuſtinean tonus
Silvae laborantes, geluque
Flumina conſtiterint acuto.

Od. 9. l. 1.

Allein Addiſon konnte keinen Schnee darauf finden, und ſehr ſelten frieren noch jetzt die dortigen Flüſſe. Frankreich war noch unter den erſten Kaiſern wegen ſeiner Kälte berüchtigt, die aus den dicken Waldungen und unaufhörlichen Moraſten im alten Gallien entſtanden. Jetzt aber hat durch Aushauung der Wälder und Austrocknen der Sümpfe das Clima ſich ganz geändert, und doch verlangt man, daß der jetzige Franzoſe noch eben ſolche Sitten haben ſoll, als der alte Gallier. Deutſchland kennte zu den Zeiten des Tacitus noch keine Früchte tragen, und die Kälte wurde durch die vielen Wälder vermehrt, jetzt iſt alles cultivirt, und die Sonne äuſſert mehr ihre Wirkung. — Aegypten liegt größtentheils wüſte und unangebauet, weil es unter türkiſchem Deſpotismus ſeufzt, die größten Schleuſen und Canäle ſind verſenkt und verſchlammt. Numidien und Mauritanien, das ſonſt mit den prächtigſten Städten von Carthago und Utika prangte, iſt jetzt ein Schlupfwinkel für Räuber.

So fällt denn alſo die Einwendung weg, woher es komme, daß in demjenigen Theil von Aſien, wo ſonſt die blühendſten Völker, die gröſte Aufklä-

klärung, und die herrlichsten Städte von Corinth und Athen waren, jetzt die größte Barbarey herrsche. Denn hierauf kann man antworten, daß wirklich in den dortigen Gegenden nicht dasselbe Clima mehr ist, denn eben der asiatische Despotismus, der dort herrscht, hat diese lächelnden Gegenden zu Einöden gemacht, so daß wegen des Mangels an Anbau *), Sümpfe, Moräste und Wälder zugenommen haben; und wie stark diese aufs Clima wirken, weiß ein jeder. Zu dem ist das Clima nicht stark genug, der einreissenden Sittenverderbniß sich zu widersetzen, wenn Despoten herrschen, die sich bemühen, Künste und Wissenschaften zu untergraben, Aufklärung zu unterdrücken, und den allgemeinen Wohlstand zu vernichten. Unter diesen Umständen wird Barbarey allgemein eindringen, Künste und Wissenschaften werden zugleich mit der Aufklärung aus einem solchen Lande fliehen, und eine Religion wird eindringen, die der Barbarey gemäß ist.

*) Die steten Unterdrückungen der Despoten und das Anziehn der Privatgüter macht, daß die Einwohner die Aecker verlassen, und sich zu Räuberbanden schlagen, wovon das türkische Reich voll ist. In den fruchtbarsten Provinzen von Asien, wo sonst Corinth und Athen standen, kann man viele Tage gehn, ohne einen einzigen Menschen, viel weniger ein Dorf oder eine Stadt zu sehn. In der Gegend am caspischen Meer sind hunderte von Stunden des fruchtbarsten Erdreichs mit Sümpfen und Wäldern bedeckt. Persien hatte schon zu Chardins Zeiten kaum den zwölften Theil Einwohner, die es hätte nähren können.

Fünftes Capitel.

Ueber

Zauberer und Zauberey,

vorzüglich

bey uncultivirten Völkern.

Fünftes Capitel.

Ueber Zauberer und Zauberey, vorzüglich bey uncultivirten Völkern.

Κοσμος δαιμόνων πληρης.

Thales.

Der rohe Mensch, der zu unaufgeklärt ist, findet überall Geister und Dämonen, er erblickt übers all Wirkungen, deren Ursachen er nicht einsieht, weil er die Kräfte der Dinge in der Natur zu wenig kennt. Gesetzt, daß ein Reisender, der ein aufgeklärter Kopf ist, und mit den Kräften der Natur bekannt, sich unter einer solchen Nation von Menschen niederläßt, gesetzt, daß er durch Hülfe der Optik und Katoptrik Erscheinungen hervorbringen kann, und durch Magnetismus und Elektricität Dinge bewirkt, die diese unaufgeklärte Nation noch nicht gesehn hat; wie leicht wird er sich dann das Ansehn eines Zauberers und eines Mannes, dem Geister zu Dienste stehn, erwerben können! wie werden nicht von allen Seiten Unwissenheit und Aberglauben dieses sein Ansehn unterstützen, vorzüglich wenn er schlau genug ist, die Ursachen der Wirkungen dem Volk zu verbergen! Der Wilde, der keine aufgeklärte Begriffe von der Gottheit hat, und sich mehrere Götter denkt, muß auch leicht bey Stürmen, Ungewitter und Orkanen auf böse Gottheiten fallen,

die

die diese erregen und ihren Zorn auslassen. Wie angenehm muß es ihm dann seyn, wenn es einen Mann giebt, der diese bösen Götter besänftigen, und die guten gewinnen kann! Daher treffen wir auch unter allen unaufgeklärten Völkern solche Männer an, in Amerika sind es Jongleurs, in Afrika Fetischirer, in Sibirien Schamanen. Ueberall sehen sie sich ähnlich, und wenn ein Volk zu mehrerer Cultur gekommen ist, alsdann vereinigt sich mit dem Jongleur auch zugleich das Geschäft des Priesters, er muß am besten die Zukunft wissen, weil er täglich einen geheimen Umgang mit der Gottheit hat. Der Mensch ist überhaupt so geneigt, die Zukunft zu erfahren, und zwar um desto mehr, wenn seine Kräfte schwach und sein Verstand unangebauet ist. Ueber jeden Vorfall, dessen Ursachen er nicht einsieht, geräth er in Erstaunen, und, statt seinen Verstand anzustrengen, nimmt er seine Zuflucht lieber zu abergläubischen Mitteln, und will von abgeschiedenen Seelen oder andern Dämonen die Zukunft erfahren. Der schlaue Betrüger nuzt diesen seinen Aberglauben, und, um das Volk noch mehr zu täuschen, bedient er sich gewisser Zauberformeln, besondrer Kleidung und Zauberinstrumente, wodurch er sowol seine eigne Einbildungskraft als die Einbildungskraft seiner Zuhörer erhitzt, und sie nun Dinge sehen, die sie vorher nicht sahen. Man darf sich nicht wundern, daß die ganze Art ihres Verfahrens, verbunden mit dem Vorurtheil eines nähern Umgangs mit den Geistern, solche Wirkung auf das Volk hervorgebracht haben. Wissen doch noch in neuern Zeiten die Cagliostros, Gaßners und Mesmers durch allerhand Vorspiege-

spiegelungen die Menschen im aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert zu hintergehen. Man denke sich den schrecklichen Anblick eines Zauberers in Amerika, Afrika und Sibirien, seine fürchterliche Kleidung, den rauhen Ton seiner Trommel, die Dampfwolke, die um ihn aufstieg, die schrecklichen Verzuckungen, die künstlichen Ekstasen, die schaudervolle Dunkelheit, die geheimnisreiche Stille, die fürchterlichen Blendwerke; so kann man leicht einsehn, wie der Wilde konnte hintergangen werden. Man denke sich bey einer unaufgeklärten Nation das Ansehn eines Mannes, der die Zukunft vorhersagt, den Ausgang künftiger Begebenheiten weiß, und räzelhafte Träume auslegt; bey jedem wichtigen Unternehmen, sey es ein Krieg oder ein Fischfang, flieht man zu ihm; unentbehrlich aber wird er, weil er Krankheiten heilen kann, und ihre Ursachen zu wissen vorgiebt. Die Krankheiten wilder Völker sind sehr wenig, aber desto heftiger. Große Ungeduld beweist der Wilde im Leiden, und hat ängstliche Begierde, zu genesen. Krankheiten aber werden bösen Geistern zugeschrieben, diese müssen also nothwendig von Jongleurs, als Vertrauten der guten Götter, ausgetrieben werden. Der Geist des Dämon muß aus dem Menschen fahren, und hiezu ist ein Zauberer nöthig, der ihn in seiner Gewalt hat. So wird also auch der Zauberer zum Arzt, der die Kräfte der Natur kennen will *), und geheimnißvolle Gebräu-

*) Bougainville erzählt hiezu ein Beispiel von den Zauberern der Pecherais in der Magellanischen Strasse: Ein Knabe hatte Glas verschluckt, und bekam Convulsionen. Die

bräuche anwendet, denen er eine Heilungskraft beimißt. Nur bey wenigen Völkern brauchen die Zauberer bey den Heilungen von Krankheiten auffer ihren vermeinten Beschwörungen noch natürliche einfache Mittel, als schweißtreibende oder abführende Mittel, die man in ihnen bekannten Kräutern finden könnte. Ueberall ist der Zauberer eine Zuflucht des Wilden bey jeder Gefahr, bey jeder Drohung von Ueberschwemmung oder Landplagen, oder besorgtem Ueberfall von Feinden; aus jeder Schwierigkeit soll er ihn herauswickeln, jede Dunkelheit ihm enthüllen. In dieser Gestalt zeigte sich der Aberglaube unter amerikanischen und sibirischen Völkern. Der Mensch mit dem Verstande eines Kindes fliehet zu diesen Mitteln, statt der aufgeklärte Mann auf eine Vorsehung sich verläßt. Diese Schwachheit des Verstandes war bey allen Nationen in ihrem Kinderalter; nicht bloß bey amerikanischen Völkern, selbst bey Griechen und Römern, überall Träumsehn und Zeichendeuterey, Beobachtung des Geschreies der Thiere; überall der Glaube an Geister, die Unglück dem Menschen brächten, das man aber durch Zauberey abwenden könne. Bey den Römern gab es sogar einen eignen Gott Fascinus *), der

Zauberer und ein altes Weib quälten ihn, der Vater sog ihm das Blut aus der Wunde, und der Knabe starb. Die Zauberer der Pescherais hielten die französischen Wundärzte gleichfalls für Zauberer, und indem ein Zauberer den Knaben beschwor, hatte der andre beyde Hände voll, den Zaubereien der Franzosen das Gleichgewicht zu halten.
Bougainville Reisen um die Welt. S. 129.

*) Plinii Histor. Natur. l. 28. sect. 7.

der von den Vestalinnen verehrt wurde, und nicht nur Beschützer der Kinder, sondern auch der Feldherren war. Man band ihn als Amulet unter den Triumphwagen, um die Feldherren zu erinnern, daß sie nicht zu stolz seyn möchten, weil leicht der Neid sie stürzen könnte.

Die Verrichtungen der Zauberer waren bey den meisten Völkern fast überein. Gmelin erzählt uns die Art des Verfahrens von mehrern Zauberern *). Der Kam der Tartarn hatte eine Trommel, welche ihrer Form nach wie ein Sieb aussah, worüber auf einer Seite ein Leder gespannt war. Auf der hohlen Seite gieng durch die Mitte ein Queerholz, welches in der Mitte etwas dünn war, als an welcher Seite sie der Kam hielt. Zu beiden Seiten dieser Handhabe war sie viel dicker, und als ein Becher ausgehöhlt, wie es scheint, um den Schall zu vermehren; die beiden Enden sind wiederum etwas dünner und dreieckigt. Quer durch diese hölzerne Stange, doch nicht in der Mitte derselben, weil man sie sonst nicht halten könnte, gehet eine eiserne Stange durch, an welcher auf der einen Seite vier, auf der andern fünf eiserne und gehöhlte Stücke herunterhängen. Der Kam ließ sich sowol die Trommel als den Schlegel geben, und redete zuweilen in seiner Sprache, zuweilen brummte er nicht anders, als ein Bär; bald lief er wie rasend hin und her; bald setzte er sich nieder, machte fürchterliche Verstellungen des Gesichts und des Leibes, verkehrte die Augen, schloß sie zuweilen zu, als wenn er von Sinnen wäre, und nachdem er so eine Viertelstunde

*) Gmelins Reisen durch Sibirien, Th. I. S. 283.

lang gegauckelt hatte, nahm ihm ein andrer Kerl die Trommel weg, und die Hexerey war vorbey. Diesmal sprach er den Teufel nicht, sondern es war nur zum Spas. Dergleichen Zauberer wurden gefragt, wenn sie etwas verloren hatten, oder wenn die Freunde wissen wollten, ob einer von der Krankheit genesen würde. Der Teufel selbst, versicherte er, griff ihn oft scharf an, besonders im Schlaf. Gott sey der Geber alles Guten, der deswegen nicht brauchte angebetet zu werden; wol aber verdiene der Teufel Verehrung, damit er ihnen nicht schade, weil er doch mit nichts anders umgienge, als dem Menschen böses zu thun. Künftige Dinge könnte Gott zwar wissen, ihnen aber wäre unbekannt, wie sie dieselben von ihm herausbringen könnten. Die Schamanen bey den Burâten in Sibirien sind diesen tartarischen Zauberern sehr ähnlich. Ihre Kleidung ist schrecklich. Sie besteht *) aus einem ledernen Rock, der hin und wieder mit Adlers- und Eulenklauen, über und über aber mit vielem Eisen behangen ist, wovon der Rock eine ungemeine Schwere bekommt, und, wenn er damit geht, ein solches Gerassel macht, daß, wer sich von dem mit Ketten und Banden gefesselten Teufel keine lebendige Vorstellung machen kann, durch Anschauung und Anhörung eines solchen Schamans den lebhaftesten Begriff davon bekommt. Die Schamansmütze ist in Gestalt einer Grenadiermütze oben zugespitzt, und mit Adlers- und Eulenklauen besteckt. Man fieng an, auf der Trommel zu spielen, und im Hofe, den sie zum Zauberplatz gemacht hatten, war Feuer angemacht.

Aller-

*) Gmelin Reisen durch Sibirien, Th. I. S. 397.

Allerhand Ausflüchte wissen diese Zauberer gleich zu erdenken, wenn man sie nach Dingen fragt, die sie nicht wissen. Sie verdrehen das Gesicht, machen viele Sprünge und Bewegungen des Leibes, schreien, als wie Rasende, rasseln, als wie der Teufel, und bey der großen Last des eisernen Rocks, den sie auf dem bloßen Leibe tragen, müssen sie nothwendig nicht wenige Schmerzen leiden; daher sie auch ungemein schwitzen und schäumen.

Pallas *) erzählt uns den Aufzug einer Zauberinn, die er selbst sah, und die, nebst zwey andern Burâten, deren jeder eine Zaubertrommel trug, zu ihm kam. Sie selbst trug zwey Krücken (Sorbi), welche wie eine Reuterscheide beschlagen, oben mit einem Pferdekopf geziert, und mit vielen kleinen Hohlmeisseln, auch jeder mit einem Glöckchen versehen waren. Mit eben solchen Hohlmeisseln (Cholbuga d. i. Löffel) war ihr lederner Rock büschelweise behangen. Von den Schultern hiengen über den Rücken bis auf die Erde gegen dreißig, aus bunt besetztem Pelzwerk, weiß und schwarz geringelte Schlangen (Nutchal) und bünderweis an einander geheftete Felle von Iltis und rothen Wieseln herunter. Unter den Schlangen war nur eine am Ende in drey Theile gespalten, welcher sie eigentlich den Namen Magoi gaben, und welche beim bratskischen Hexenanzuge nie fehlen muß. Die Mütze war mit einem ordentlichen Casket von Eisen bedeckt, dessen Kreuz dreizackigte Hörner, wie Rehgeweihe, trug. Sie machte keine Schwierigkeit, ob es gleich

*) Pallas Reisen durch Rußland.

heller Tag war, etwas vorzuziehn, weil sie in ihrem Handwerk viele Geschicklichkeit besaß. Sie fieng mit verschiedenen unter anfangs langsamern, nach und nach immer heftigern Bewegungen und Sprüngen brüllend hergesungene Anrufungen an, wobey sie die Zaubertrommel schlug, und die anwesenden Burâten, die sich in einen Kreis gesetzt hatten, einstimmten. Den Schluß machte sie gemeiniglich mit einem convulsivischen Kollern, wobey sie sich halb ohnmächtig stellte, und mit den Händen übers Gesicht fuhr. Gleich unter den ersten Gesängen that sie, als wollte sie aus der Jurte laufen, woran sie von zwey Burâten, die sich an die Thüre stellten, verhindert wurde. Nach vielen andern Gaukelpossen lief sie unter beständigem Singen, wie ein Stier, gegen jeden der drey mit den Trommeln an der linken Seite der Jurte sitzenden Burâten. Einmal nahm sie die Krücken zusammen in beide Hände, und fuhr damit springend zu wiederholtenmalen zum Rauchloche hinaus, als ob sie die Luftgeister mit den Haken in die Jurte ziehen wollte. Darauf stellte sie sich frölich an, verlangte, daß man an sie Fragen thun sollte, und beantwortete dieselben singend, unter beständigem Hin- und Herwanken; forderte endlich Brantewein, und weissagte hinterher, daß Herr Pallas in der Welt glücklich seyn, und noch weit zur See reisen würde. — — — Eben so fürchterlich, in Absicht ihrer Kleidung und Trommel, war eine tungusische Zauberin, ihre Kleidung war ein mit vielem eisernen Klapperwerke und messingenen Zierrathen behängter lederner Rock, über welchen hinten von den Schultern eine Menge bunter Schlangen oder

Schwei-

Schweife herunterhiengen, an deren einem ein Glöckchen war. Die Mütze war nur bloß von Leder, und, anstatt mit eisernen Hörnern versehen zu seyn, waren dergleichen Hörner, wie auch eiserne Froschgestalten, auf die Schultern geheftet. Ihre Trommel hatte weit über eine Elle im Durchmesser, und mußte erst lange über dem Feuer erwärmt und gespannt werden, um den rechten fürchterlichen Ton zu bekommen. Auch sie machte allerhand Verzuckungen, brachte ängstliche Töne hervor, schluchzte, und rief die Geister hervor, davon einer gegen Mitternacht, einer gegen Morgen und einer gegen Abend wohne. Zu diesem Zauberaufzuge gehören auch noch die Zauberstäbe, wie sie ein sagajischer Zauberer hatte. Es war ein zusammengebundnes Büschlein von 46 ganz gleichen, vier Zoll langen, aus einer Art von Rohr gemachten, und an beiden Enden angebrannten Stöckchen. Wenn er weissagen wollte, so hielt er sie mit dem Ende ans Feuer, theilte sie unbesehens zwischen die Finger der linken Hand in drey Partheien, zählte sie zu vieren ab, und bestimmte aus den ohngefähren Verhältnissen der übrig bleibenden Zahlen Glück oder Unglück.

Gmelin sah einen tungusischen Zauberer ohne Trommel *), wovon er diese Ursache anführte, daß ihm der Teufel noch nicht anbefohlen hätte, eine zu gebrauchen. Der Teufel befiehlt es nicht eher, als bis er sich entschließt, mit dem Schaman den genauesten Umgang zu haben. Jeder Schaman hat seinen eignen Teufel, und wer die meisten hat, kann seine Künste am sichersten ausüben; jedoch soll ein ganzes

*) Gmelin Reisen durch Sibirien, Th. II. S. 45.

Heer solcher kleinen Teufel in seinem ganzen Leibe nicht so viel haben, als in dem kleinen Finger des obersten Teufels steckt. Er fieng an zu springen und zu schreien, und ein ganzes Chor stimmte mit ihm ein. Er wollte die Anwesenden überreden, daß der Teufel da wäre, und wollte daher hören, was man von ihm zu wissen verlangte; allein alles war Betrug. Ein andrer Schaman *) hatte eine ähnliche fürchterliche Kleidung, nur daß oben in der Mitte zwey eiserne Ringe einer unter dem andern angehängt waren, an welche zwey lederne Striemen, und an einigen ein acht Zoll langes und ein Zoll breites dünnes Eisen, das auf einer Seite einer Säge oder vielleicht des Teufels Rückgrad glich, herunterhiengen. Das untere Ende der Striemen aber, welches beinahe bis an die Erde, oder die untersten Theile des lederuen Schamanrocks gieng, endigte sich mit einer Glocke ohne Klöppel, hin und wieder hiengen noch eiserne kleine Schellen, und ganz unten ein Paar chinesische eiserne Schlösser. Die Schamanka hielt sich deswegen für besser, weil sie eine mongolische und nicht eine tungusische Schamanin wäre; denn ihrem Vorgeben nach war sie in der Mongoley schon eine gute Zauberin. Sie unterschied sich von den Schamanen in der Kleidung dadurch, daß sie keine Hörner hatte. Ihr Rock war mit vielen messingenen Platten, die den sogenannten Spiegeln, welche aus alten Gräbern hin und wieder ausgegraben werden, sehr gleichen, und auf einer Seite eben, auf der andern mit einigen chinesischen Characteren erhöhet waren, behangen. Hinten hiengen noch einige lange Bän-

*) Loco citato. S. 83.

Bänder und ein großes verrostetes eisernes chinesisches Schloß herunter. Sie hatte auch eine Zaubertrommel, welche den Zauberern männlichen Geschlechts fehlte. Sie fiengen schrecklich an zu toben, als wenn sie rasend wären, und schrien und sprungen, das Weib trommelte dazu, auf solche Art ließ sich das leichtgläubige Volk hintergehen. Ein jakutischer Schaman *) spielte fast gleiche Possen. ‚Er machte so heftige Bewegungen, daß er in Ohnmacht fiel, und einige jakutische Fürsten ihn hielten, damit er nicht fiele; weil nach ihrer Meinung dem Volk dadurch ein großes Unglück begegnen könnte. Sie allein werden für die Verständigsten und Gelehrtesten gehalten, und verstehen allein das Weissagen aus einem Ring, den sie auf verschiedne Art in die Mitte der flachen Hand desjenigen stellen, dem der Ring gehört, und bald vorbald hinterwärts, bald darneben, bald dazwischen setzen. Eine jakutische Zauberin **) stach sich wirklich ein Messer durch den Leib, ohne davon zu sterben.

So allgemein die Sitte ist, daß die Zauberer einen ledernen Rock anziehn; so bedient sich doch ein katschinzischer Zauberer eines Rocks von einem baumwollenen sinesischen Zeuge (Kitaika), woran allerhand lächerliche Zierrathen hängen. Die dazu bestimmte Farbe ist dunkelbraun, auch weiß und roth bebrämt. Die Zauberin behängt sich mit Venusmuscheln.

Mit diesen Schamanen in Sibirien haben die Jongleurs der Wilden in Amerika viel Aehnlichkeit. Zu

*) Gmelins Reisen, Th. II. S. 351.

**) Gmelins Reisen, Th. II. S. 494.

Pamonky in Virginien zündete man um der Zauberey willen mit Anbruch des Tages ein groß es Feuer in einem langen Hause an. Ein großer Mann von einem rauhen Ansehn trat herein, dessen Leib schwarz gemalt war, und welcher auf seinem Kopf einen Pack von Schlangenhäuten und Wieselfellen hatte, die mit Moose ausgestopft waren, deren zusammengebundne Schwänze oben eine Art von Quaste machten, und deren Leiber über seine Schultern hinunterhiengen, und ihm fast ganz das Gesicht bedeckten. Eine Krone von Federn unterstützte diesen wunderlichen Zierrath. In der Hand hatte er eine Klapper, die er lange Zeit erschallen ließ, wobey er tausenderley närrische Stellungen machte. Darauf fieng er seine Anrufungen mit einer starken Stimme an, und machte einen Kreis mit Mehl um das Feuer. Nach diesem kamen drey andre schwarz und roth gemalte Wahrsager, die aber auf den Backen noch einige weisse Flecken hatten, mit verschiedenen Sprüngen auf den Schauplatz. Bald darauf kamen noch drey andre, die eben so ungestaltet waren. Alle sieben fiengen ein Lied an, welches mit dem Geräusch der Klapper vergesellschaftet war. Nach Endigung dieser seltsamen Musik legte das Oberhaupt fünf Weizenkörner auf die Erde, eröfnete die Arme, und streckte sie mit solcher Gewalt aus, daß sich seine Adern aufzublähen schienen. Er that darauf ein kurzes Gebet, nach welchem sie alle einen Seufzer ausstiessen. Darauf legte er wieder drey Körner in einiger Entfernung von den andern, und eben diese Uebung wurde so lange wiederholt, bis die Körner drey Kreise um das Feuer machten. Sie nahmen darauf

ein

ein Pack kleiner Zweige, die ausdrücklich dazu gebraucht wurden, und wovon sie einen in jeden Raum zwischen den Körnern legten. Diese Verrichtung daurte den ganzen Tag, ohne daß sie Speise zu sich nahmen. Bey dem Anbruch der Nacht aber assen sie gut. — Solche Zauberer gab es auch in Brasilien, die sehr lebhaft tanzten, und ihre mit hohlen Früchten und kleinen Steinen versehene Stäbe, die sie in der Hand trugen, schüttelten. Sie rühmen sich, daß der Geist mit ihnen rede. Der Zauberer nimmt darauf lange Schilfröhre, die er mit angezündetem Toback anfüllet. Und indem er sich rund herum drehet, um den Rauch davon auf die Tänzer zu blasen; so meldet er ihnen, daß der Geist ihnen Stärke und Muth eingebe. In der ganzen neuen Welt, unter den Eskimos, auf der Erdenge Darien, in Neuandalusien, Brasilien, bey den Caraiben, überall giebt es Zauberer, deren Gebräuche so ähnlich sind, daß man glauben sollte, sie hätten von einem Lehrer Unterricht darinn erhalten. Und in der That gieng auch ihr gemeinschaftliches Bestreben dahin, Kräfte in der Natur zu entdecken, die das gemeine Volk nicht kannte, und ihren Körper in solche Formen zu legen, die nicht ein jeder nachmachen konnte, und in dieser letzten Absicht schrieben sie sich eine besondre Diät vor.

Gewisse Kräuter und Getränke sind im Stande, den Menschen in eine Wuth zu setzen *), seine Einbildungskraft zu erhitzen, und Bilder ihm vorzustellen, die

*) So bewirkt Yupa, ein aus Pflanzen zusammengerieben Pulver, mehr Raserey, als Trunkenheit.

die er bey kühler Ueberlegung nicht gewahr ward, wie die Zauberer gute und böse Geister in ihren Ekstasen in Gestalt von Bären, Schlangen und andern reissenden Thieren sahen. So setzt ein Dekokt von giftigen Schwämmen die Zauberer in Begeisterung, und zwar so, daß viele darüber blind und blödsinnig werden. Man hält sie hierauf vielmehr, als vorher, für göttliche weissagende Männer. Tartarische Zauberer fielen in Ohnmachten und Verzuckungen, wenn sie den Milchbranntewein getrunken hatten. Um das leichtgläubige Volk zu hintergehen, findet man leicht Mittel, zumal wenn man sich der Nacht, die Gefährtin des Betrugs ist, bedient. Die sibirischen Schamanen zaubern, wie die amerikanischen Jongleurs, nur bey Nacht und in verschlossenen Hütten. Feine Nerven und erhitztes Blut werden überhaupt erfordert, um die Rolle des Betrügers dieser Art zu spielen.

Der Mann, der Geistern befehlen kann, und mit ihnen genauen Umgang hat, muß nothwendig in grossem Ansehn stehn; aber er muß es auch theuer erkaufen. Ueberall muß derjenige, der zum Zauberer will aufgenommen werden, viele Prüfungen und Casteiungen ausstehn, und durch einen langwierigen Aufenthalt und Gebete in Wüsten sich vorbereiten. Eine Lehrzeit von zehn Jahren ist ihm oft vorgeschrieben, worinn er aufs genaueste von den Alten beobachtet wird. Hält man ihn sodann für geschickt, so legt man ihm ein jähriges Fasten auf, während welcher Zeit er nichts als in Wasser gekochte Hirse und etwas Caßave geniessen darf. Bey dieser so geringen Speise wird der

Ein-

Einzuweihende ganz abgemattet, und sein Körper geschwächt *). Nach Endigung dieser Fasten versammlen sich die Zauberer und Wahrsager, schliessen sich mit ihrem jüngern künftigen Mitbruder in eine Hütte ein, und unterrichten ihn in der Kunst, Geister zu beschwören und herbeizurufen. Während der Einweihung läßt man den vorbereiteten Lehrling so heftig und anhaltend tanzen, daß er als todt zur Erde fällt. Sodann erbricht man ihm mit Gewalt den Mund, und gießt ihm, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen, ein großes Gefäß des stärksten Tobacksaftes ein, welche schreckliche Arzeney ihn sehr bald aus der tiefsten Ohnmacht in die heftigsten Convulsionen versetzt. Auf diese Art gelangt er zur Ehre eines Zauberers; doch muß er noch drey Jahre hindurch strenge Fasten ausüben. Fast auf eben die Art und mit eben den härtesten Prüfungen wurden ehemals unter den Moxas, einem südamerikanischen Volk in Paraguay, und bey den Wilden am Flusse la Plata, junge Leute in den Orden der Jongleurs aufgenommen. Auch in Florida wurden die Zauberer durch viele Prüfungen, langes Fasten, Eingezogenheit und Enthaltung eingeweiht. Am merkwürdigsten ist die Einweihung eines Jongleurs unter den Caraiben, die Lafiteau beschreibt (Moeurs de Sauvages Tom. I. p. 344.). Sie unterscheidet sich dadurch, daß der Lehrling sich von den alten Wahrsagern den ganzen Körper mit spitzigen Zähnen muß zerreissen lassen, um ihn dadurch zu künftigen Zerfleischungen desto abgehärteter und mu-

thi-

*) Meiners vermischte philosophische Schriften. Th. III. S. 176.

thiger zu machen. Nach allen glücklich überstandnen Prüfungen wurde er mit einbrechender Nacht von einem alten Wahrsager abgeholt, der ihm mit aller Beredsamkeit die Würde und Erhabenheit seiner künftigen Bestimmung schilderte, und ihm zugleich eine kurze aufmunternde Nachricht von allem dem, was diese Nacht mit ihnen beiden vorgehen würde, mittheilte. Die Nacht, die nun folgt, ist schrecklich in ihren Begebenheiten. Die Weiber säubern eine Cabane, und hängen drey Hamaos oder Betten auf. Eins für den bald erscheinenden Geist, ein anderes für den Mystagogen, ein drittes für den Einzuweihenden. An dem einen Ende der Hütte wurde ein kleiner Tisch oder Altar aufgerichtet, auf welchen man einige Cassava-Brodte, und ein mit ihrem Lieblingsgetränk angefülltes Gefäß hinsetzte. Um Mitternacht schlossen sich der Lehrer und Schüler ganz allein in die Cabane ein. Gleich nach dem Eintritt stimmte der Erste mit der fürchterlichsten Stimme einen Zaubergesang an, auf den, nach dem Zeugnisse der Caraiben, unverzüglich ein schreckliches aber entferntes Geräusch in der Luft erfolgte, womit der kommende Geist seine Annäherung verkündigte. Auf dies wahrgenommene Geräusch löschte der alte Piaje das brennende Feuer bis auf die letzten Funken aus, weil Geister überhaupt den Glanz des Feuers und Lichtes scheueten. Gleich darauf stürzte der gerufene Geist sich durch das Dach der Cabane mit einem so heftigen Gepraffel nieder, der dem heftigsten Donnerschlag bey einem sehr starken Gewitter gleich kam. Der alte sowol als neue Piaje beteten ihn zitternd an, und gleich darauf entstand un-

ter allen dreien ein Gespräch, was die aufmerksamen Zuhörer in der nächsten Cabane Wort für Wort verstehen konnten. Der Geist fieng das Gespräch mit der Frage an den alten Beschwörer an, warum er ihn gerufen habe? und setzte hinzu, daß er seine Wünsche erfüllen wolle. Der Alte dankt dem Geist für seine herablassende Gnade, und bittet ihn, an den kleinen Gaben und Opfern Theil zu nehmen; dann empfiehlt der alte Zauberer dem Geist den jüngern Mann, erfleht seinen Schutz für ihn, und sagt: daß jener in seine Dienste treten wolle. Der Geist verspricht, er wolle ihn erhören, dann folgen Wunder auf Wunder, und Täuschungen auf Täuschungen, so daß beide ganz betäubt werden. Hierauf bittet der Einzuweihende den Geist, daß er ihn doch nicht hülflos wolle umkommen lassen, und ihm so oft erscheinen, als er ihn anriefe, und seine Gegenwart zum Besten des Volks brauchen würde. Fasse Muth, antwortet der Geist, sey mir nur getreu, so will ich dich weder zu Lande noch zu Wasser verlassen, ich will dir in allen Stücken beistehn, aber erfahre auch meine Rache, wenn du mir nicht treu bist. So verschwanden die Geister mit entsetzlichem Getöse. Das Volk strömte zu dem Orte hin, wo diese Scene vorgefallen war, und fand gewöhnlich die beiden Vertrauten der verschwundenen Geister noch halb todt, starr und bewegungslos. So schrecklich waren die Einweihungen der Zauberer, und mit solchen Martern mußten sie diese Würde erkaufen. Wie leichte konnte derjenige, der ein Jahrlang gefastet, und nur betäubende Getränke getrunken hatte,

selbst

selbst Geister zu sehn glauben, die er ohne diese Vorbereitung nicht sehen würde! Wie leicht konnte das schwache Gehirn eines erwartungsvollen Schwärmers, der nach Erscheinungen und Verbindungen mit übermenschlichen Wesen sich sehnte, so verrückt werden, daß er die Stimme der Geister hörte! Und alle diese Dinge waren nothwendig, um ihnen allmählig Fertigkeit und Mittel zu verschaffen, sich unter convulsivischen Bewegungen in stundenlange Ekstasen und Betäubungen zu versetzen. Nervenzufälle und convulsivische Bewegungen setzen ja einen jeden Menschen ausser sich, wie vielmehr noch den, dessen ganze Seele dazu gestimmt ist, und der hofnungsvolle Erwartungen hat!

Zauberer gab es unter Völkern, die keine Nationalgötter haben, und keine der Gottheit besonders gewidmete Personen, aber sie machen bey ihnen keinen Orden aus; es steht jedem verschmitzten Mann frey, dergleichen Zaubereien zu treiben. Ein jeder kann sich zu ihrem Mitbruder aufwerfen. Hieher gehören Samojeden, Kamtschadalen, viele tartarische Horden, Californier, Eskimos. Sie kündigen sich gleich von selbst als Meister der Kunst an, sobald sie sich nur fähig fühlen, in stundenlange Entzückungen zu fallen, und durch Saugen, Anblasen oder Hermurmeln unverständlicher Worte einem jeden Kranken seine Uebel zu benehmen. Wenn aber ein Volk grössere Aufklärung schon besitzt; dann treten die Zauberer in nähere Verbindung, und machen einen Orden aus, und dann erst

erst werden Einweihungen erfordert, man läßt alsdann keinem die Ehre, der sich nicht vorher gemeldet hat, und geprüft ist. Das Zaubern und Wahrsagen wird nun eine schwerere Kunst, deren Geheimnisse vor andern müssen gelernt werden, und nun treten Zauberer in einen Bund; der Vater unterrichtet den Sohn. Bey diesem Grade der Cultur vereinigt sich die Person des Jongleur mit der Person des Priesters, die Nationalgötter verlangen auch Diener, denen sie Befehle auftragen, mit denen sie umgehen, und ihnen die Zukunft offenbaren. Der Priester übernimmt die wichtigsten Geschäfte des Jongleur; dies war der Fall bey den Aegyptiern *), Celten, Circaßiern, Thibetanern und andern Völkern. Der Wilde hat gewöhnlich Zauberer oder Jongleurs allein, sehr selten Priester **). Bey zunehmendem Grad von Cultur pflegen sowol Priester als Jongleurs zu seyn, wie dies der Fall bey vielen rußischen Völkerschaften ist; bey völlig aufgeklärten Völkern aber sind die Jongleurs gänzlich ver-

*) Aegypten war vorzüglich die Wiege der Zauberey. Die Geschichte nennt zwey große Zauberer, die Gegner Mosis waren, den Jannes und Jambres. Ihre Magi zogen die Schlangen mit einer so kalten Miene aus der Erde, wie wir die Regenwürmer, welches auch noch heut zu Tage geschieht, und Niebuhr es von Arabien erzählt. Auch Hasselquists Reise nach Alexandrien. S. 76. 80. und Nordens Reisen, B. II. S. 466. der Berlinischen Sammlung. Eben dies sollen auch die Marser gethan haben. Gellii noct. attic. l. XVI. c. 11.

**) Tacitus de Moribus German. c. 7. 11.

verbannt, und es giebt nur allein Priester. Sogar in Guiana und Paraguay giebt es mehrere Wilde, die alle Zauberer unter sich ausgerottet haben, und unter den Caffern, Hottentoten und Negern werden sie sehr häufig, besonders bey Seuchen und Krankheiten der Häupter, todt geschlagen, weil man ihnen solche Uebel als Wirkungen ihrer Zauberey zuschreibt.

Einige Gelehrte unter den Persern, Magi genannt, hatten eine sehr große Kenntniß in der Natur, und erwarben sich hiedurch großes Ansehn. Als sie aber ihre Kunst zu weit treiben wollten, die Zukunft vorhersagen, und Krankheiten heilen; da mußten sie ihre Zuflucht zum Betrug nehmen, und nun sank auch ihr Ansehn. Daher in spätern Zeiten man unter einem Magier einen Zauberer verstand. Eben so gieng es dem Worte Mathematikus, das eigentlich einen Mann anzeigt, der die Zahlen und Größen berechnet, nachher aber, weil diese Männer Nativität stellten und wahrsagten, auch einen Wahrsager und Zauberer bedeutet.

Aber woher entstand der Glaube an Zauberey? Er entstand, sobald man anfing, gute Götter zu verehren, und böse zu fürchten, und es Personen gab, die sich es anmaßten, jene zu gewinnen, und diese zu besänftigen. Kam hiezu noch Unwissenheit mit den gewöhnlichen Begebenheiten in der Natur; so war dies die stärkste Nahrung für die Zauberey. Denn nun glaubte man, daß ein solcher Mann Geister bändigen, Krankheiten heilen, die Zukunft vorhersagen, Todte hervorrufen, und sich selbst in andere Gegenden ver-

setzen könnte. Unwissenheit macht es, daß der Wilde allenthalben Geister entdeckt, und viel auf Erscheinungen hält. Als Dobrizhofer *) einer ganzen Schaar tapfrer und kluger Abiponen vorstellte, wie lächerlich sie sich vor den Drohungen eines Zauberers, der sich in einen Tiger verwandeln wollte, und dessen Klauen sie schon an sich zu fühlen meinten, entsetzten, und sagte: ihr erlegt ja täglich im Felde wahre Tiger, ohne euch darüber zu entsetzen, warum erblaßt ihr so feige vor einem eingebildeten, der nicht da? so sprachen sie: du hast von unsrer Sache noch keinen rechten Begriff. Die Tiger auf dem Felde fürchten wir nicht, weil wir sie nicht sehen, und also auch nicht zu tödten vermögen. — Woher fürchtete sich der tapfre Römer, wenn er zur Schlacht gieng, vor dem unglücklichen Fluge einer Krähe, vor dem Laufe eines Hasen über den Weg, als weil er diesen Aberglauben durch Tradition von seinen Vätern bekommen, die ihn aus der Barbarey mitgebracht hatten? Das Kind horcht neugierig auf die Sagen seiner Mutter, und sieht sehr leicht das, wovon es nur eigentlich reden hörte. Daher der fürchterliche Glaube an die Geister der Luft, des Meers und aller Elemente. Daher hat der Aberglaube der Schamanen von Grönland und dem dreifachen Lapland an, über die ganze nächtliche Küste des Eismeers, tief in die Tartarey hinab, nach Amerika hin sich verbreitet.

Sehr verschieden aber waren die Zaubereien, wovon die meisten unter Anrufung der Götter oder Dä-

*) Dobrizhofer Geschichte der Abiponen, Th. I.

monen geschahen, die, wenn sie sehr gnädig waren, und die Kraft des Zauberers groß war, sich nach dem Wahn des Volks sehen liessen. Bald glaubte man, durch böse Blicke dem andern schaden zu können, ja, es gieng so weit, daß man glaubte, bloß durch den Besuch gewisser Personen Krankheiten zu bekommen. Dieser Wahn herrscht bis auf diesen Tag nicht bloß in Ostschottland, sondern auch unter vielen unaufgeklärten christlichen Völkern. Bey vermeintem bezauberten Vieh nimmt man Milch und kocht diese vorzüglich mit Stahl, hiedurch will man die Zauberer nöthigen, ihre Bezauberung von der Heerde wieder wegzunehmen. Die Türken hangen Lumpen an den Hals der Kinder, um die bösen Blicke aufzufangen, oder zu zerstreuen. Sie halten zwey kreuzweise gelegte Säbel über den Hals von Neuverlobten, damit sie nicht durch böse Blicke mögen bezaubert werden. Bald glaubte man durch gewisse Worte, Flüche oder Segensausspruche den andern bezaubern zu können, und ihm hiedurch entweder zeitlichen Segen oder Fluch zuzuwenden. Die Römer pflegten, wenn sie sich selbst oder andere lobten, das Wort praefiscine voranzusetzen, um dadurch eine Zauberkraft abzuhalten.

Praefiscine hoc nunc dixerim: nemo etiam
me accusavit
Merito meo, neque me Athenis est alter hodie
quisquam,
Cui credi recte aeque putent.

Plautus.

In

In den Gesetzen der zwölf Tafeln war eine Strafe darauf gesetzt.

Qui fruges excantassit — oder qui malum carmen incantassit.

Senec. Acad. Quaest. l. IV, 7.

Gegen diese Zauberey wurde auch das bekannte favete linguis ausgerufen. Bey Verfluchungen mußte man sich in Acht nehmen, daß man nichts versah, sonst kam der Fluch auf den zurück, der ihn aussprach. Bey den Israeliten wurde Fluch und Segen über den ausgerufen, der das auf Steinen geschriebne Gesetz übertreten oder heilig halten würde. Alle morgenländische Völker waren überzeugt, daß man durch Gebete Sonne und Mond verfinstern, Meere, Gewitter und Winde beherrschen, und Geister, Götter und Schlangen dadurch bändigen könne. Noch jetzt giebt es solche Schlangenbeschwörer in Aegypten, welche die giftigsten Thiere ohne Schaden angreifen konnten; doch bleibt es immer ein Familiengeheimniß. Es gehört mit zu dem Amte eines Zauberers, Beschwörungen zu verrichten. Die Einwohner auf der Küste Guinea beschwören einen Baum, um sich guten Fischfang zu erwerben, der alsdann auch eine Stimme hören läßt. Der Fetissero weiß es aber immer zu veranstalten, daß es an einem solchen Ort geschieht, wo ein Echo ist. Auf diese Art ist dieser Betrug leicht gespielt. — In spätern Zeiten, vorzüglich unter den Platonikern, hatte man goldne Zauberkugeln, die Sapphire enthielten, mit ledernen Riemen umwunden; wenn man diese Kugeln umdrehte, so waren die

Neuplatoniker und ihre Zeitgenossen überzeugt, daß man alle Geister und Götter den Worten und Kugeln unterthan machen konnte. Vorzüglich war das Creutz schon vor der Einführung des Christenthums unter den nordischen Völkern heilig und ehrwürdig, man nannte es das Zeichen Odins, diesem schrieb man eine entzaubernde Kraft zu. Krieger und Kämpfer pflegten ein Creutz auf ihre Waffen zu setzen, um unverwundbar zu seyn. Noch itz pflegen mehrere christliche Völker sich des Zeichen des Creutzes, als eines Mittels des Segens, zu bedienen, und wollen dadurch zugleich die Bezauberung abhalten.

Bald waren es sympathetische Arzeneien *), magische Kräuter, Amulete und Halsbänder von heiligen Schnecken, oder von Steincorallen, die man gegen die Zauberey anwandte. Die Aegyptier behiengen nicht nur sich selbst mit solchen Amuleten, sondern auch die Statüen der Götter, um sie gegen Bezauberung zu schützen. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums war es gewöhnlich, sich mit dem Oel von Lampen zu salben, die vor den Gräbern der Heiligen brannten. Im sechszehnten und siebzehnten Seculo bediente man sich als Amulete der Alrunen. Die Neger tragen noch so viele Amulete an sich, daß sie bey zwanzig und dreissig Pfund schwer sind. Die Hindus behängen die Götter mit Amuleten aus Metall, Knochen und Holz. Alle Muhamedaner tragen an ihren Leibern Gebete aus dem Coran oder auch mystische

Ver-

*) Im Plinius findet man eine große Menge von solchen sympathetischen Arzeneien angegeben. Plinii histor. natur. l. 24, 17. l. 26. c. 4.

Verbindungen von Zahlen und Characteren, die gemeiniglich in Leder eingewickelt sind. Die Perser schätzen unter ihren Amuleten vorzüglich diejenigen, an welchen vierzig Frauenspersonen geschrieben haben, und zwar nicht bloß Muhamedaner, sondern auch Juden und Christen, weil sie sich einbilden, daß Gott wenigstens das Gebet von einer dieser Personen erhören werde. Die Nordamericaner haben ihre Manitous oder Okkis, welches Amulete waren, die ihrer Einbildung nach die Kraft besaßen, diejenigen, die ihr Vertrauen auf sie setzten, vor jedem Unglück zu bewahren, oder sie wurden für Schutzgeister gehalten, die sie in bedrängten Umständen um Hülfe anrufen könnten.

Der Jongleur bedient sich verschiedener Mittel, um seine Absicht zu erreichen, und die Zukunft zu erfahren. Bald war es ein abgeschnittener Reis, bald das Steigen des Rauchs, bald das Wasser, bald ein Blick in die Hand, bald das Werfen eines Ringes, woraus man die Zukunft weissagte. Am meisten aber befragte man bey uncultivirten Völkern den Geist selbst, oder rief abgeschiedne Seelen aus dem Schattenreich wieder zurück. Die Abiponer im südlichen Amerika schreiben ihren Priestern das Talent zu, die Seelen der Verstorbenen hervorzurufen, und sich mit ihnen über geheime Dinge zu besprechen. Oft trägt man daher dem Zauberer auf, den Schatten eines Verstorbenen ins Leben zu rufen, um von ihm die bevorstehenden Schicksale zu erfahren. Bekannt ist in diesem Stück die Zauberin zu Endor, die den Saul, der mit Vorurtheilen zu ihr kam, leicht hintergehen konnte, vielleicht bestand ihre ganze Geschicklichkeit in einer

Bauchrednerey *), wodurch sie verschiedene Stimmen hervorbringen konnte. Cimon, der berühmte athenensische Held, reiste nach Heraclea, in Asien, wo ein berühmtes Todtenorakel war, und bey diesem wollte er seine vielgeliebte Schwester durch Beschwörungen aus der Wohnung abgeschiedner Seelen herauf rufen lassen, um seine Sehnsucht und Liebe durch ein solches Wiedersehn befriedigen zu können.

Heliodor macht einen Unterschied zwischen der Magie der Alten, und theilt sie in zwey Classen. Die eine nennt er gemeine Magie, welche, so zu reden, beständig auf der Erde kriecht, sich mit den Schatten der Todten beschäftigt, und immer um die Leichname flattert; diese verachtet er, lobt hingegen die andre, die mit den Göttern vertraut umgeht. Sie nimmt gewissermassen Antheil an der göttlichen Natur; sie legt sich auf die Kenntniß der Bewegung der Gestirne. Und da sie alles Licht, das sie aus der Zukunft bekommt, weise anwendet; so entfernet sie das Böse und Schädliche vom Menschen, und lenket ihn zum Guten. Apollonius hielt viel auf Magie, Zauberey, Beschwörungen, und der Aberglaube in dem mittlern Zeitalter vermehrte die Anzahl der Zauberer um ein beträchtliches.

Unter allen Arten von Beschwörungen war in den finstern Jahrhunderten keine berüchtigter, als die Zauberey mit bösen Geistern, die man mit dem Namen Magia

*) Zwey auffallende Beispiele sind davon erzählt in der Akademie der Wissenschaften zu Paris 1770, die auch nachher abgedruckt sind im Gothaischen Taschenkalender von 1774.

Magia nigra oder Schwarzkunst zu bezeichnen pflegte, sie war im ganzen Mittelalter von der Magia alba, die in der Verbindung mit guten Geistern bestand, verschieden. Der Glaube an Zauberey und an Verbindung mit bösen Geistern machte, daß man auch wirkliche Teufelsbesitzungen annahm, vorzüglich in den Jahrhunderten, als allgemeine Barbarey herrschte. Man schrieb den Kräften des bösen Geistes zu viel zu. Er sollte Kinder stehlen, und andre an ihre Stelle legen, Weibspersonen schänden, Krankheiten befördern. Sogar Aerzte unterstanden es sich nicht, dergleichen Einwirkungen zu leugnen. Entdeckte man nun Leute, die ein auffallendes Ansehn hatten, oder vielleicht grössere Kenntnisse, als andre, so hielt man sie sogleich für Zauberer. Man glaubte von ihnen, daß sie Erdbeben und Gewitter erregen, die Luft verderben, und dadurch Krankheiten hervorbringen, Flüsse im Laufe aufhalten, Quellen hervorrufen und vertrocknen machen, daß sie Krankheiten und böse Geister unschuldigen Menschen in den Leib schütten, ja, daß sie Seelen und Geister hervorrufen könnten. Vorzüglich schrieb man die schädliche Zauberey Weibern zu, diese wurden daher ohne alle Umstände todtgeschlagen.

Im vierten und fünften Jahrhundert wußte man in der christlichen Kirche viel von Hexen und Zauberey, man erzählte in der römischen Kirche viel von Hexenerscheinungen, von Menschen ohne Kopf und Kobolde; man hielt sie durch Creutze, Weihwasser und Aussprechung des Namen Jesus, Maria ab. Man stellte viele Hexenproben durch Feuer, Wasser und Wägen an. Und wie vieles könnte ich hier von den Arten der

Zauberey im mittlern Zeitalter sagen, wenn es hier der Ort dazu wäre! Der rohe Haufe ist in allen Ländern und zu allen Zeiten abergläubisch, er fürchtet Gott im Donner, wie der Sclave die Geissel, ohne ihn zu lieben. Wie viele Geistergeschichten kann uns nicht der erhitzte Araber erzählen! Wie viele tausend Hexenprocesse lesen wir nicht! Es wurden 1481. in Mailand 40 Zauberer verbraunt. Nach der Zauberbulle Innocentii des neunten sind vom Jahre 1484. mehr Zauberer hingerichtet worden, als vom Anfange der Welt, bis dahin. Er verbot die Bezauberung der Menschen und des Viehes, das Unvermögendmachen zum Kinderzeugen, das Zurückhalten der Geburt, das Vergiften der Saaten und Früchte. Man verbrannte zu Genf innerhalb drey Monathen fünfhundert Menschen.

Noch jetzt wird diese Wissenschaft, durch Zauberey die bösen Geister zu hindern, in dem größten Theil von Asien und Afrika gelehrt, und nicht nur Apollonius wußte sich in ältern Zeiten solches großes Ansehn zu erwerben, sondern wir haben noch in neuern Zeiten an Cagliostro und Mesmer Männer von eben so großem Ansehn.

Sechstes Capitel.

Ueber den Begrif von Seele bey alten und wilden Völkern.

Sechstes Capitel.

Ueber den Begrif von Seele bey alten und wilden Völkern.

Es bleibt immer für den Philosophen eine wichtige Untersuchung, wenn man die Frage aufwirft: wie kam der Mensch dazu, daß er sich einen Begrif von Seele oder Geist machte, der in ihm wirkte, und vielen andern Dingen ausser ihm Bewegung gab; und woher kommt es, daß wir fast bey allen Völkern den Begrif von Seele antreffen? Sogar alle uns bekannte wilde Völker nehmen ein Etwas an, das im Menschen vom Körper verschieden existirt. Zwar waren die Begriffe von Seele bey vielen wilden Völkern äusserst dürftig. Die meisten hielten sie für ein dem Körper ähnliches Wesen, die nach ihrer Trennung vom Körper dieselben Bedürfnisse hätte, und auch gleich dem Körper könnte verwundet und vernichtet werden. So glaubten die Grönländer, daß die Seele bey stürmischem Wetter leicht umkommen könne, und eben so besorgen die Neger in Afrika, daß die Seelen ertrinken könnten. Ein Wilder hielt den Brief, den ihm sein Herr mitgab, für beseelt, weil jener, an den er ihn überbrachte, hiedurch alles erfuhr, und ihm erzählte, was zu Hause vorgegangen war, aber er verband doch einen gewissen Begrif vom unsichtbaren Wesen damit. Die Einwohner von Madagascar bilden sich ein, daß man die Seelen

len in den Monumenten der Verstorbenen, und andre, daß man sie in Körben auffangen könnte. Die Einwohner des Königreichs Siam fürchten, daß ihre Seelen verwundet werden und Blut verlieren können. Lächerlich ist es, daß die Sinesen besorgten, daß auch ihre Seelen kahlköpfig erscheinen würden, als sie das Scheeren des Hauptes bey dem letzten bengalischen Eroberer sahen.

Aber woher wußte der Mensch, daß er nicht ganz aus Körper bestünde, sondern ein Wesen in ihm sey, das denkt, will, empfindet und seinen Körper zu behandeln vermag? Er empfand, daß er denken, sich gewisser Dinge erinnern, und in die Zukunft sehen konnte; er betrachtete seinen Körper, und fand, daß er aus groben erdigten Bestandtheilen zusammengesetzt wäre; denen er unmöglich eine Denkkraft zuschreiben konnte, und zog daher den Schluß, es müsse noch ein anderes Wesen in ihm seyn, das Entschlüße faßte, Ueberlegung anstellte, und Erinnerungskraft besässe. Dies nannte er Seele oder Geist. Der Mensch bemerkt Wirkungen, die der Körper nicht hervorbringen kann; wo aber Wirkung ist, da ist auch Ursache, und daher schließt er aufs Daseyn der Seelen.

Einige Fälle konnten die Menschen vorzüglich hierauf führen, z. B. ihre Erinnerungskraft stellte ihnen bey finstrer Nacht einen Menschen vor, den sie bey Tage gesehn hatten, dieser ist jetzt nicht mehr da, die Finsterniß der Nacht verhindert auch das Eindringen der Lichtstralen ins Auge, und demohngeachtet können sie ihn sich so lebhaft denken, als sähen sie ihn.

Woher entsteht dies? Der Körper kann nicht Ursache seyn, es muß also noch etwas da seyn, das Ursache davon ist, und dies nannte man Seele. Bey wilden Völkern stellte man sich diese Seele als einen Hauch oder sonst einen subtilen Körper vor, und kam daher auf die Meinung, alles für beseelt zu halten, und jedem Dinge in der Welt einen Geist zuzuschreiben. Nicht allein Thiere, sondern auch alles, was sich bewegt, oder gewisse Wirkungen hervorbringet, Sonne, Mond, Flüße, Bäume, Wälder, ihre Fischernetze, und die Aexte, die sie von den Europäern bekommen, alles hatte eine Seele oder Geist.

So lange man nun von einer Seele gesprochen hat, so verschieden sind auch immer die Begriffe davon gewesen; und je aufgeklärter ein Volk war oder nicht, desto feinern oder gröbern Begrif von Seele machte es sich. Sowol ihre Kräfte als Bestandtheile wurden verschieden bestimmt, je nachdem man mehr nachdachte. Die Alten, vorzüglich die materialistischen Philosophen, wußten sich nicht alle Wirkungen der Seele zu erklären, und nahmen dahero ihre Zuflucht zu andern Kräften oder Geistern. Wenn man sie nur recht erklärt, so sind ihre Meinungen nicht widersprechend, nur muß man nicht glauben, daß sie mehrere Seelen angenommen haben. Bald gaben sie der Seele einen belebenden Geist (spiritus vitalis), bald zwey, den belebenden und thierischen (animalis), bald drey, den natürlichen (naturalis), belebenden und thierischen. Sie entstehe, sagten sie, nach dem Galen, durch eine κερωσις des Bluts. Der natürliche

Geist,

Geist, welcher nicht so fein, wie die übrigen, und auch nicht das nächste Band zwischen Seele und Körper ist, hat seine Wohnung in der Leber und in den Venen, er besteht aus den geistigen und feinen Theilen des Venenblutes, er ist es auch, der das Blut aus den eröfneten Venen sprützt. Der belebende, der aus der eingeathmeten Luft und aus dem feinsten Theil des Bluts in der linken Herzkammer erzeugt wird, ist ein allerreinster und beinahe himmlischer Körper. Endlich der thierische Geist, der zu den thierischen Handlungen, zu der Empfindung und Bewegung unentbehrlich ist, er erstreckt sich durch alle Nerven. Diese Geister sind das, was Boerhaave das fluidum nerveum nannte. Uneins war man, wenn es auf die Frage ankam, wann die Seele ihren Ursprung genommen habe? Einige behaupten, sie sey von Eiwigkeit; andre sagen, sie wäre mit der Welt erschaffen worden, und sey ein Ausfluß aus der Gottheit selbst. Die indischen Philosophen kommen darinn alle überein, daß sie sterblich sey, und mit der Welt vernichtet werde. Alles, was athmet, habe eine Seele, die ihre Kräfte nur verhältnißmäßig mit der Stärke der Organen des Körpers, den sie bewohnt, entwickelt.

Bey diesen verschiedenen Meinungen über den Ursprung und das Wesen der Seele gab es sogar Philosophen, die das Daseyn der Seele leugneten, und das Denken für ein Spiel der Nerven und des Bluts, alle Seelenwirkungen aber für Wirkungen der Organisation hielten. Diese materialistischen Philosophen werden beim Plato und Sextus Empiricus angeführt. Sie erkennen in der Natur eine allgemeine Selbstthätigkeit.

Zu

Zu ihnen gehört Strato von Lampsacus, der das Daseyn der Seele leugnete. Empfinden und Denken war bey ihm völlig einerley, und dieses gienge mit dem Körper unter. Empedocles hielt die Seele für das Blut, welches das Herz umflösse, andre, wie Pythagoras, glaubten, daß die Seele im Gehirn wäre, und ein gewisser Theil des Gehirns die Seele ausmache *). Dicäarchus führt einen Pherecrates an, der das Daseyn der Seele leugnet, und sie für eine Kraft hält, wodurch wir handeln und empfinden, die im ganzen Körper ausgebreitet, und von ihm nicht verschieden ist. Was aber vom Körper nicht unterschieden ist, sagt Bayle, ist dem Körper wesentlich, und nach den ersten Grundsätzen ist es ein Widerspruch, daß ein Körper jemals ohne sein Wesen seyn kann, es müßte also die Kraft zu empfinden in dem todten Körper nicht aufhören. Entweder muß man annehmen, daß die Substanz, welche denkt, von dem Körper unterschieden ist, und dann giebt es eine Seele, oder daß alle Körper Substanzen sind, welche denken. Es ist aber ein Widerspruch, daß die Materie denken kann, folglich muß mit dem Körper ein unkörperliches Wesen verbunden seyn, und dies ist die Seele. Aristoxenus hält

*) Ueber die verschiedenen Meinungen der alten Philosophen von der Seele handelt Cicero Tusc. Quaest. lib. I. sect. 18. seq. Zenoni Stoico animus ignis videtur, proxime autem Aristoxenus musicus, idemque philosophus, intentionem ipsius corporis quandam, velut in cantu et fidibus, quae harmonia dicitur.

Auch Aristoteles in drey Büchern von der Seele.

hält sie für eine Harmonie, die durch gewisse Spannung des Körpers entstünde. Plato beschreibt die Entstehung der menschlichen Seele so: nachdem Gott die Weltseele und die unsterblichen Götter geschaffen hatte, so brachte die Gottheit die menschlichen Seelen hervor. Sie entstanden, nachdem Gott in demselben Becher die Ueberbleibsel der Weltseele, und die der unsterblichen Götter gemischt hatte. Ursprünglich waren sie aber Dämonen von niederer Art, die nachher, weil sie ihre Bestimmung vergassen, in sterbliche Leiber geschickt wurden *). Die Seele bekam ihren Platz im Gehirn, als dem edelsten Theil des menschlichen Körpers. Dieser Seele wurden noch zwo sterbliche Seelen beigesellet, welche Sitze der gefährlichsten Leidenschaften waren. Sie setzten die erste sterbliche Seele in die Brust, und machten den Hals als eine Scheidewand. Dies ist der Sitz des Zorns und der Rache. Die zwote aber bekam ihren Platz im Unterleibe, als dem Wohnsitze der Begierden. Die Tödtung der Leidenschaften, und die Entfernung von der Materie, ist also die Hauptbeschäftigung der Seele in diesem Leben, um der unsterblichen Gottheit ähnlich zu werden. Seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele gehören hieher nicht.

Aristoteles ließ alle Dinge aus 4 Grundkräften entstehn, diese aber hatten folgende Eigenschaften, als: Den-

*) Plato triplicem finxit animam: cujus principatum, id est rationem, in capite, sicut in arce posuit: & duas partes seperare voluit, iram et cupiditatem: quas locis discluſit: iram in pectore, cupiditatem subter praecordia locavit.

Cicero Tusc. Quaest. l. I. sect. 19.

Denken, vorhersehen, lernen, lehren, etwas erfinden, sich vieler Dinge erinnern, lieben, hassen, begehren, sich fürchten, freuen; daher nahm er eine fünfte Grundkraft an, und nannte sie Seele, ἐντελεχιαν. Die Seele des Menschen hat drey Theile. Die erste Kraft ist die ernährende Kraft, die Leben, Erhaltung, Entwicklung giebt, diese hat der Mensch mit den Pflanzen und Thieren gemein. Die zwote Kraft ist το αἰσθητικον μερος, dieser Theil der Seele, den sie mit den Thieren gemein hat, macht, daß der Mensch Eindrücke erhält. Die dritte ist το διανοητικον μερος, die Denkkraft, welche den Menschen von allen Pflanzen und Thierseelen unterscheidet.

Cicero selbst wird bey diesen vielen Meinungen ungewiß, und sagt: Gott mag wissen, welche davon wahr sey. Kennen wir schon genug die Natur der Nerven und Adern? wissen wir, was die Seele sey? wo sie sey? Ob sie, wie Plato sagt, aus drey Stücken, Vernunft, Zorn, Begierde bestehe, oder ob sie einfach sey, und, wenn sie einfach ist, ob sie Feuer oder Blut sey? *)

In solcher Ungewißheit war Cicero, und eben so auch Seneka. Es giebt unzählige Fragen von der Seele, woher sie sey **), was sie sey, wann sie zu seyn angefangen hat, und wie lange sie da sey? ob sie in einen andern Körper übergehe, und ihre Wohnung verändre? ob sie nicht mehr als einmal in einem Kör-

*) Ciceronis Acad. Quaest. l. IV. sect. 124.

**) Senecae Epist. 88. p. 569. edit. Lipsii.

per sey? was sie thun werde, wenn sie durchaus aufhört zu wirken? Ob sie, wenn sie aus dem Gefängnisse kommt, das vorige vergessen werde, und dort anfange, sich zu kennen, wenn sie nach der Trennung vom Körper sich empor gehoben hat? (Senec. Epistol. 88.)

Dergleichen speculative Fragen legten sich die aufgeklärtesten Philosophen vor, weil es so unendlich schwer ist, das Wesen der Seele kennen zu lernen. In der Seelenlehre der Alten fällt es uns schwer, die Begriffe, welche sie mit den verschiedenen Eigenschaften, die sie der Seele gaben, und woraus einige so viele Seelen machten, verknüpft haben, richtig zu bestimmen.

Die Kraft der Seele kann sich auf eine doppelte Weise äussern. Sie erkennet entweder etwas, ohne es zu wollen, oder sie will es auch; daher die Eintheilung in Erkenntniß und Willensvermögen. Die Alten sahen diesen Unterschied sehr wohl ein, allein sie machten statt dessen eine Grundeintheilung, und nahmen eine vernünftige und eine sinnliche Seele an, jene bewirkte βαλησιν, diese aber ἐπιθυμιαν. Die Scholastiker und die neuen Peripatetiker machen aus diesen zwo Fähigkeiten beinahe gar zwo Substanzen.

Neuere Philosophen geben dem Menschen ein doppeltes Seelenorgan. Das erstere ist in den Gesicht- Gehör und Gefühlnerven enthalten, dies ist das edlere, es erweckt weltschauende Ideen; das zweyte Seelenorgan ist in dem Geruch, Geschmack und gemeinen Gefühlnerven enthalten; dies ist unedler, es erweckt

weckt dunkle Gefühle von dem Zustande des thierischen Körpers. Dieser Meinung waren vorzüglich die neuen Platoniker sehr gewogen, doch geben sie der vernünftigen sowol als sinnlichen Seele ihr eignes Organ oder ὄχημα. Die Stoiker scheinen zwar viele Seelen zu nennen; doch dies sind weiter nichts, als Unterabtheilungen. Jamblich giebt dem Menschen zwo Seelen, davon die eine von dem ersten verständigen Wesen, welches alle Dinge gebildet hat, abstammt, die andere aber vom Kraise himmlischer Körper eingegossen ist, wohin sie sich wiederum zurückbegeben wird, um Gott zu schauen. Die empfindende Seele (ψυχη αἰσθητικη oder ἀλογος) im Gegensatz der denkenden Seele ist weiter nichts, als was wir Seelenorgan, Principium der Reizbarkeit nennen, diese ist durch den ganzen Körper verbreitet; die ψυχη λογικη oder vernünftige Seele aber setzen sie ins Gehirn oder Herz. Diese hat die sinnliche Vorstellkraft, welche Aristoteles mit dem besondern Namen κοινη αἰσθησις belegt. Hieraus folgt, daß in dem System der Alten nur eine Seele ist, aber wol verschiedene Kräfte. Pythagoras nannte die Seele eine Harmonie von vier Zahlen, oder, wie es Plutarch erklärt, er nahm vier Grundfähigkeiten an, νους, ἐπιστημη, δοξα, αἰσθησις.

Nach den Systemen der Alten verstehen sie unter der Vereinigung der sinnlichen Seele mit der vernünftigen nichts anders, als die allgemeine Zusammenkunft der Nerven in denjenigen Theil des Körpers, der für den Sitz der Seele gehalten wird. So muß man auch den Epikur erklären, wenn er, bey der räumlichen Absonderung und substanziellen Verschiedenheit

der beiden Seelen, dennoch gegenseitige Verhältnisse beider unter einander annimmt. Alle Nerven des Körpers (und diese machen zusammen die ψυχην αἰσθητικην aus) vereinigen sich in die Stelle, wo die denkende Seele ihren Wohnsitz hat. Diese setzte er ins Herz. Daher kommen die Worte excordes, vecordes, concordes. In der Seele unterschied er animus (mens) die denkende, vernünftige Seele von anima sinnlicher Seele, Empfindungsvermögen, dieses ist über die ganze Oberfläche des Körpers ausgebreitet *): beide wirken auf einander. Die ganze Seele ist körperlich **), und so entstehen aus den Bewegungen der Nerven, Thätigkeiten der Seele. Demohngeachtet besteht die Seele aus den feinsten glatten Atomen ***), dies folgt aus ihrer Beweglichkeit und Schnelligkeit. Sie wäre aus aura, calor, aer (πνευμα, θερμον, ἀηρ) zusammengesetzt, hieraus entstünden die ver-

*) Caetera pars Animae per totum dissita corpus
Paret: et ad numen Mentis, momenque movetur:
Idque sibi solum per se sapit, & sibi gaudet:
Cum neque res Animam, neque Corpus commovet ulla.
Lucret. l. III. v. 145.

**) Ciceronis Tuscul. Quaest. lib. I. 18.

***) Principio esse aio persubtilem atque minutis
Perquam corporibus factum constare: id ita esse,
Hinc licet advertas animum, ut pernoscere possis,
Nil adeo fieri celeri ratione videtur,
Quam si mens fieri proponit, et inchoat ipsa. v. 180.

verschiedenen Temperamente a). Beide Seelen animus und anima sind auf das innigste mit einander verbunden, und können nicht ohne Tod getrennt werden *). Die Seele wäre eben so gut ein Theil des Menschen, als Hand und Fuß.

Wenn man sich so die Vereinigung der sinnlichen und vernünftigen Seele denkt, so wird man sich nicht wundern, wenn die Stoiker zuweilen wol sieben **), acht oder mehrere Seelen nennen. Dies sind theils geistige Eigenschaften, theils physische Wirkungen der Seele, die in gewissen Theilen des Körpers besonders sichtbar sind. Auch die ersten Gnostiker dachten sich unter der sinnlichen Seele bloß das Seelenorgan, das sich im thierischen Körper äussert. Basilides ***) nannte die sinnlichen Seelen προσαρτηματα Anhängsel der Materie, die sich an die denkende Seele hiengen. πνευματα τινα ταυτα (τα παθη) κατ'ουσιαν υπαρχειν προσ-

a) Est etiam Calor ille animo, quem sumit in ira,
Cum ferveſcit & ex oculis micat acribus ardor.
Est et frigida multa comes formidinis Aura:
Quae ciet horrorem in membris, & concitat artus.
Lucretius, l. III. v. 290. seq.

*) Sic animi, atque Animae naturam corpore toto, extrahere haud facile'st, quin omnia dissolvantur. v. 330 seq.

**) Plutarch. de placitis philosophorum l. IV. c. 4. Stoici ex octo partibus componunt animam: quinque sensibus, visu, auditu, olfactu, gustatu, tactu; sexta vocali: septima seminea, octava ea quae principatum obtinet, et a qua reliquae omnes dispositae sunt suis quaeque instrumentis, convenienter flagellis polypi.

***) Clemens Alexandr. Stromat. l. 2. p. 408. ed. Sylburgii.

προσηρτημενα τη λογικη ψυχη κατα τινα ταραχον και συγχυσιν ἀρχικην *).

Bey den Neuplatonikern möchte man eher zwo Seelen annehmen, sie erklären sich wenigstens nicht so deutlich, als die spätern Griechen, und sprechen mit lebhafterer Einbildung von der Mischung des Geistigen und Thierischen in der menschlichen Natur. Jede Seele, sowol die vernünftige als die sinnliche, habe ihr eignes Organ, oder ὀχημα. Das Seelenorgan der vernünftigen Seele ist ein ätherisches, himmlisches Wesen, welches unzerstörbar, und unvergänglich ist, sie nennen es σωμα ἀυγοειδες, ὀυρανιον, αἰθεριον; das sie ins Gehirn oder Herz, je nachdem man den Sitz der Seele bestimmt, setzen. Das Organon der sinnlichen Seele, welche πνευμα, auch ὀχημα πνευματικον, vornemlich aber εἰδωλον genannt wird, ist weit unedler. Es wird aus der gemeinen Luft, aus dem Blut und aus den Nahrungsmitteln erzeugt, und ist, wie die sinnliche Seele des Epikur, durch den ganzen Körper verbreitet, und steht in der genauesten Verbindung. Es ist zugleich auch Quelle aller thierischen Empfindungen und Gemüthsbewegungen **). Diese beiden

*) ταραχος και συγχυσις ἀρχικη ist der untergeordnete Zustand der Materie vor der Schöpfung, welcher nicht in dem Grade hat angeordnet werden können, daß nicht die Theile der unruhigen Materie sich an die Seelen hätten anhängen können.

**) Proclus in Commentario in Timaeum. και της ἀνθρωπινης ψυχης ἐξηρτηται τι τοιουτον ὀχημα αἰθεριον, ὡς ἀυτος (Πλατων) φησιν, ἐμβιβασαι γαν εἰς ὀχημα

beiden Seelen, die vernünftige und die sinnliche, sind zwar unter sich vereint, doch nicht so, daß sie eine Natur ausmachen. Bey den meisten Menschen gehen beide Seelen ins Reich des Pluto. Die vernünftige Seele derer, die sich von der sinnlichen Seele unbefleckt erhalten, geht zu den Obergöttern, woher sie gekommen ist, die sinnliche Seele aber zu den Untergöttern. Die neuern griechischen und lateinischen Philosophen, wie z. B. Aristoteles, hielten die sinnliche Seele nur für eine Eigenschaft der vernünftigen Seele, so wie die drey Winkel im Triangel.

Hierocles a) will der Seele zwar keinen groben Körper geben, doch kann er sie nicht ganz vom Körper trennen. Er spricht von einem Lichtkörper, der sich in unserm sterblichen Leibe aufhält, dem unbeseelten Körper Leben giebt, und seine Harmonie erhält.

Man gab der Seele drey Haupteigenschaften, 1) vernünftige Seele ψυχη λογικη, 2) die verlangende Seele ψυχη ἐπιθυμητικη, 3) anima irascibilis. Aus diesen beiden lezten Eigenschaften machten einige Phi-

ὀχημα και αὐτην φησι τον δημιυργον και γαρ πασαν ψυχην ἀναγκη προ των θνητων σωματων ἀϊδιοις και ἀνοσιουργητοις χρησθαι σωμασιν, ὡς κατ' ἀρχην ἐχουσαν το πινειν.

a) Hierocles Comm. in aurea carmin. ad p. 67. p. 210: Ἡ. λογικη ἀρα συμφυες ἐχουσα σωμα, ἀτω παρα τω δημιυργω εἰς το εἰναι παρηλθεν, ὡς μητε το σωμα εἰναι αὐτην, μητε ἀνευ σωματος. ἀλλ' αὐτην μεν ἀσωματον, ἀποπεφανθαι δε εἰς σωμα το ὁλον αὐτης εἰδος.

losophen eine eigene Seele, und nannten sie sinnliche Seele; und so erhielt der Mensch zwo Seelen, wovon die eine nach der Meinung des Sallustius sterblich, die andere unsterblich war. Die vernünftige habe ihren Ursprung von dem ersten und höchsten Gött, die andere aber von den Untergöttern.

Ob Plato drey Seelen angenommen hät, oder ob er nur von drey Eigenschaften der Seele spricht, läßt sich nicht mit Gewisheit bestimmen, weil die Alten selbst davon verschieden sprechen. Cicero *) und Chalcidius **) wollen, daß er nur drey verschiedene Kräfte oder Theile darunter verstanden hat, nemlich die Kraft, vernünftig zu denken, zu zürnen, und zu begehren.

Alle Cabalisten nehmen drey Theile der Seele an, נפש die Seele, die allen Menschen, Bösen sowol als Guten, gemein ist, רוּחַ und נְשָׁמָה aber sind geistige Kräfte, welche die Gottheit guten Menschen einzuflößen pflegt, und sind bloß Belohnung guter Werke. Auser diesen drey Seelen nehmen sie ein Seelenbild צֶלֶם an, welches Gott vor der Zeugung soll vom Himmel schicken, damit es dem zeugenden Vater zum Haupte stehe. Dies halten sie für die Form, worinn der Em-

*) Tusc. Quaest. lib. I. Sect. 20. Acad. Quaest. l. IV. sect. 124.

**) Comment. in Timaeum Platon. pag. 323.

Embryo zum Menschen gebildet wird, es bleibe stets beim Menschen, und wäre um desto vortreflicher, je rechtschaffener die Eltern wären.

Mehrere Nationen nehmen wirklich mehrere Seelen an. Die Caraiben in Amerika behaupten ausser der Seele, die im Herzen ist, und bey dem Tode des Menschen in den Himmel geht, noch zwo Seelen im Kopf und Arme, wo sie sich durch die Pulsadern unleugbar offenbaren. Nach der Lehre der Thibetaner hat der große Lama ausser der Menschenseele noch eine göttliche, die sich auf seinen Nachfolger fortpflanzt.

Sehr verschieden dachte man über das Alter der Seele. Viele glaubten, daß die Seele eher da gewesen sey, als der Körper. Pythagoras, Empedocles, Cicero waren alle dieser Meinung. Plato lehrte: daß die Seele an irgend einem andern Ort gewesen, ehe sie im Körper eingeschlossen worden. Der bessere Theil müste älter seyn, als der geringere. Um aber darauf zu antworten, warum die Seele, wenn sie älter gewesen, als der Körper, sich ihres vorigen Zustandes nicht erinnern könne; so lehrte er: daß die Seele, wenn sie in den Körper herabgesenket werde, ihren vorigen Zustand vergesse. Eben dieser Meinung stimmten auch die neuern Pythagoräer und Platoniker

bey,

bey, nur daß sie die vorhergehende Existenz der Seele aus ihrer Kraft, den Körper zu bewegen, bewiesen. Denn, sagten sie, die Kraft muß eher da seyn, als die Folge.

Ueberhaupt fiel es schwer, zu sagen, was Seele sey; daher kamen die verschiedenen Bestimmungen der alten Philosophen von der Seele, und daher wies man ihr so verschiedene Wohnsitze an. Bald das Gehirn, bald die Brust *) oder das Herz, bald den ganzen Körper. Bald ist sie etwas ätherisches, ein Funken der Gottheit, bald, nach der Meinung des Anaxagoras, die dünneste Luft, bald eine Eigenschaft des Körpers.

*) Parmenides setzte sie in die Brust, und hielt die Denkkraft für die ursprüngliche Kraft der Seele. Die Stoiker sagten: so wie die Gottheit selbst entweder in den höchsten Gegenden des Himmels sich concentrirt, oder in der Sonne und den großen Gestirnen die übrige Natur zusammen hält; so wohnt die menschliche Seele im Herzen oder in der Brust, deswegen, weil wir hier die heftigsten Erschütterungen fühlen, wenn die Leidenschaften aufwallen. So wenig der Mensch sich seinen Körper gegeben hat; so wenig hat er sich seine Seele gegeben. Es muß daher eine allgemeine Quelle der menschlichen Seelen geben, und dies ist die Gottheit. Daher nannten sie die Seele bald einen Funken der Gottheit, bald ἀποσπασματα oder Fragmente der göttlichen Seele. Die Denkkraft selbst pflegten sie einen kleinen Dämon zu nennen, den die Gottheit in unsrer Brust eingeschlossen hätte, die Menschen aber socios et membra Dei.

pers. Seneka sagt: wir alle räumen ein, daß wir eine Seele haben, wodurch wir zu einer Sache angetrieben, oder abgehalten werden: was aber dieser unser Regierer, die Seele, sey, wird dir nicht leicht jemand mit Gewisheit sagen. Nach dem Laerz soll Pythagoras die Seele für einen Theil sowol des warmen als kalten Aethers gehalten haben, sie wäre also ein zusammengesetztes Wesen von Feuer und Luft.

Epikur hielt sie für eine Mischung aus vier Eigenschaften, Hitze, Luft und Geist a), und einer vierten, der er keinen Namen giebt, der Sensibilität oder Empfindungskraft. Weil er sahe, daß mit dem Körper die Seele zugleich litte; so konnte er sich die Seele ohne Körper nicht denken, er dachte sie sich also aus sehr feinen, kleinen Körperchen, weil sie sich so geschwind bewegen könnten, und sogleich etwas empfänden. Diese Atomen sind rund, daher nehmen sie auch so wenig Raum ein, sie sind von gar keinem Gewicht, und der Mensch verliert nach dem Tode davon nichts.

Die

a) πνευμα ἐκ τεσσάρων, ἐκ μὲν πυρώδες, ἐκ δὲ ἀερώδες, ἐκ δὲ πνευματικὸν, ἐκ δὲ τετάρτου ἀκατονόμαστον, ὃ ἦν αὐτῷ αἰσθητικόν.

Plutarch. de placit. philos. l. IV. c. 2.

Die Seele hat unleugbar ihren Sitz im Gehirn, darinn laufen alle Nerven zusammen. Alle unsre Ideen sind mit Thätigkeit des Gehirns verbunden, höret diese auf, so sind die Ideen unmöglich. Sind im Gehirn gewisse Nerven verletzt; so kann ein Sinn ganz fehlen, wenn auch die äussern Organe im guten Stande sind. Die Empfindung des Schmerzes ist nicht in dem leidenden Theil selbst zu suchen, sondern in den Nerven, die zum Gehirn gehen. Daher sitzt die Seele nicht, wie einige alte Philosophen glaubten, in jedem Gliede des Körpers, man sieht zwar oft, daß abgeschnittene Theile noch Empfindung zeigen, allein dies sind nur bloß Folgen der Reitzbarkeit, und Zuckungen. Schwer ist es, den kleinen Punkt zu bestimmen, worinn das Gehirn ist, einige nahmen einen Nervensaft an, andere ein corpus callosum, andre eine glandula pinealis. Alles wird durch die Nerven fortgepflanzt, und so muß jeder Eindruck bis zum Gehirnmark kommen, wenn wir ihn empfinden sollen.

Leib und Seele haben einen großen wechselseitigen Einfluß, so daß, wenn der Körper leidet, die Seele oft mitleidet. — Man hat die Frage aufgeworfen: würden die Bewegungen doch in der Seele seyn, wenn der Körper auch nicht wäre? Die Influxisten glaubten,

ten, die Wirkungen der Seele würden nicht seyn, wenn der Körper nicht wäre. Die Cartesianer sahen den Irrthum dieses Satzes zuerst ein, und sagten: Gott allein sey der Urheber der Bewegungen der Seele.

In der Seele, als im Mittelpunkt, concentriren sich alle Veränderungen in dem ganzen Umfange des Leibes zur einzelnen Empfindung. Wäre unsre Seele Materie, so könnte sie sich der Dauer nach nicht bewust seyn, eben dieselbe zu seyn, welche vormals so mancherley empfunden, gedacht und gewollt hat. Wir kennen kein einziges Theilchen unsers Leibes, weder von innen noch aussen, durch irgend ein Merkmal, ob es noch das alte oder ein neues sey; sondern wir wissen nur durch gegenwärtige Empfindung in denselben, daß sie jetzt zu unserm Ich gehören. Der Körper bekömmt und verliert täglich Theile, wäre nun die Seele auch Materie, so könnte sie sich ihrer vorigen Empfindungen nicht mehr bewust seyn. Wie ist es möglich, daß die Materie empfinden, denken, Bewustseyn und Wollen haben kann? sind dies nicht ganz andre Wirkungen, als der Körper hervorbringen kann? Der Materie ist Trägheit wesentlich, eine andere Kraft muß stets den Zustand verändern, was aber denken soll, muß sich ohne Stoß bewegen. In dem denkenden Wesen ist stete Thätigkeit. Himmel

und

und Erde sind in einem Augenblick vereint. — Die Materie ist ausgedehnt, denken aber, und ausgedehnt seyn, ist ein Widerspruch.

Locke, einer der tiefsinnigsten Metaphysiker, sagt ganz deutlich, daß ein mit der Kraft zu denken begabter Körper eine unbegreifliche Sache sey. Nur der Allmacht Gottes sey es nicht unmöglich, der Materie die Denkkraft zu geben. Voltaire sucht den Materialismus der Seele zu behaupten, und, wie er gewöhnlich mehr witzig als tiefsinnig *) spricht, so macht er es auch hier, er sagt: Je suis corps, et je pense.

*) XIII. Lettre sur les Anglois.

Siebentes Capitel.

Von

dem Zustande nach dem Tode.

Erste Abtheilung.

Sterblichkeit der Seele.

Illud enim falsa fertur ratione, quod aiunt,
Immortalem Animam mutato Corpore flecti;
Quod mutatur enim, dissolvitur: Interit ergo.

Lucretius.

Siebentes Capitel.

Erste Abtheilung.

Sterblichkeit der Seele.

So allgemein auch die meisten Völker ein Leben nach dem Tode glaubten; so gab es doch gewisse Philosophen, die daran zweifelten, oder es wol gar leugneten. Vorzüglich sind hier die Stoiker merkwürdig, die entweder eine Unsterblichkeit ganz verwarfen, oder doch sehr zweifelhaft darinn waren. Seneka sagt *): selbst die stolzen Wunder der Welt sind nicht unsterblich, alles ist zerbrechlich, Jahrtausende sind nur Augenblicke der Ewigkeit; und der Mensch allein wollte unsterblich seyn? Der Untergang der Dinge ist zwar verschieden, doch muß alles, was entstand, auch wieder untergehen. Einige drohen der Welt einen Untergang, das ganze Universum sinkt in das alte Chaos und Nacht zurück; wer kann bey so allgemeinen Gesetzen der Verwüstung allein verlangen, daß er verschont bleibe? Dies Schicksal ist allgemein, es trift alle; da klage man über die Asche von Carthago, Numantia und Corinth. Wer will denn bey dem bevorstehenden Untergang der Welt ein Haus davon ausnehmen? Der größte Trost dabey

*) Seneca ad Polybium. c. XX. XXI. XXIX.

ist, daß man mit allen vorhergehenden ein ähnliches Schicksal hat. Allein unmöglich kann das ein wahres Uebel seyn, was die Natur über alle Wesen und Menschen verhängt hat. Es ist Undankbarkeit, wenn man das Leben nicht zurückgeben will, das man doch nicht zum Eigenthum, sondern nur zum Nießbrauch erhalten hat, mit der Bedingung gab es uns ja der Geber. Es ist nur Darlehn auf bestimmte Zeit *).

Verschieden waren die Meinungen der Stoiker; denn bald sollten alle menschlichen Seelen entweder gleich mit dem Körper, oder kurz nach dem Tode untergehen, d. h. in die große Weltseele zurückkehren. Bald hatten nur die Philosophen Hofnung zur Unsterblichkeit. Die Seelen der Schwächern d. h. der Ungelehrten vergiengen, die Stärkern aber blieben bis zur allgemeinen Verbrennung. Dicäarch schrieb drey Bücher, worinn er die Sterblichkeit der Seele deswegen behauptete, weil die Seele bloß eine Eigenschaft des Körpers wäre, die also mit dem Körper zugleich untergehen müßte. Cleanthes, ein Schüler des Zeno, glaubte, daß alle Seelen nach dem Tode fortdaurten, Chrysipp aber gab diese Fortdauer nur den Seelen der Weisen. Epictet nahm eine Sterblichkeit der Seele an; denn, sagt er, es giebt keinen Acheron, keinen Styx. Alle unterirdischen Wohnungen sind nichts als Fabeln, es ist Auflösung der ganzen

*) Magnus animus aut in meliorem emittitur vitam, lucidius tranquilliusque inter divina mansurus: aut certe, sine ullo futurus incommodo, naturae suae remiscebitur, et revertetur in totum.

Senec. Epist. 7.

zen menschlichen Natur in ein freundschaftliches Element. Posidonius glaubt, weil die Seelen mit dem Körper entstünden; so müßten sie auch wider mit ihm untergehn: und weil alles, was leidet, und Krankheiten und Schmerzen ausgesetzt ist, auch dem Tode unterworfen ist; so müste auch die Seele, die Krankheiten und Schmerzen empfindet, sterblich seyn. Antonin vergleicht das Leben mit einem Punkt, die menschliche Natur aber mit einem reissenden Strom. Aus dem System der Stoiker selbst folgte, daß die Seele sterblich sey, denn unsterblich brauchte sie nicht zu seyn zur Belohnung der Tugend — denn der Tugendhafte wäre schon durch seine Tugend genug belohnt, und der Lasterhafte durch seine Laster unglücklich — wozu sollten die Tugendhaften eine Ewigkeit durch ihre Tugend geniessen, da man die Tugend, wie sie behaupteten, nicht nach der Länge der Zeit, worinn man sie genießt, sondern bloß nach ihrem innren Werth schätzen muß?

Die Alten suchten die Sterblichkeit der Seele so zu beweisen. Alles, was seiner Natur nach unsterblich seyn soll, muß vermöge seines Wesens so feste seyn, daß es gegen alle äussere Gewalt und Druck unverletzlich ist; es muß nichts in das Innere desselben eindringen, welches den genauen Zusammenhang seiner Theile schwächen oder gar aufheben könnte. Die Seele bestehet aber aus Theilen, weil sie ein Körper, jeder Körper aber ausgedehnt ist, und Theile hat; was aber Theile hat, kann getrennt werden, und folglich auch die Seele. Alles, was entstanden ist, muß auch wieder ein Ende haben. Nun ist aber die Seele mit

dem Körper zugleich entstauden, sie muß also auch sterblich seyn.

Epikur beim Lucrez *) beweist aus folgenden Gründen die Sterblichkeit der Seele: 1) weil sie aus feinern Körpern bestehe, die beweglicher und der Trennung mehr unterworfen wären, als das Wasser, auch sogar mehr als der Nebel oder der Rauch. So wie das Wasser ausfließt, wenn das Gefäß zerbrochen wird; so werde auch die Seele, wenn der Körper sterbe, vergehen. Das Wasser kann nicht zurückgehalten werden, auch die Seele nicht. 2) Wir sehen auch, daß die Seele mit dem Körper zugleich geboren werde, mit ihm wachse und alt werde; so lange der Körper der Kinder schwach, so lange ist auch die Denkkraft schwach. Aber mit dem Jünglingsalter gewinnt auch die Seele mehr Stärke. Hernach, wenn der Körper durch viele Jahre geschwächt und gebrechlich wird; so nimmt auch der Verstand ab, seine Worte sind nichts mehr, als Kennzeichen und Merkmale eines zu seiner ersten Kindheit zurückkehrenden Geistes. Alle Fähigkeiten fehlen, daher muß auch die Natur der Seele mit dem Körper getrennt werden, so wie der Rauch in der Luft nach

*) Principio, quoniam tenuem constare minutis
Corporibus docui, multoque minoribus esse
Principiis factam, quam liquidus humor Aquäi'st,
Aut Nebula, aut Fumus: Nam longe mobilitate
Praestat, & a tenui causa magis icta movetur.
Lucretius l. III. v. 425. seq.

Praeterea, gigni pariter cum Corpore, et una
Crescere sentimus, pariterque senescere Mentem. v. 446.
seq.

nach und nach verschwindet. 3) Bey den Krankheiten des Körpers *) verirrt sich oft die Seele, es entsteht Wahnsinn, Schlaffucht, sie leidet, und muß daher auch dem Tode unterworfen seyn. 4) Wenn die große Kraft des Weins zu sehr in den Menschen gedrungen **); so erstarren seine Glieder, seine Füsse wanken, seine Zunge redet langsam. Woher dieses, als weil die heftige Kraft des Weins die Wirkungen der Seele auf den Körper schwächt? Was aber in Unordnung gebracht werden kann, kann auch, wenn die Kraft noch größer und stärker wird, ganz vernichtet werden. 5) Auch eben daraus, daß dieser Mensch durch körperliche Arzeneimittel geheilet wird, sehen wir, daß die Seele sterblich sey; denn zu einem unsterblichen Wesen kann nichts hinzugesetzt werden, von ihm kann auch nichts getrennt werden, es leidet gar keine Veränderung. 6) Oft sehen wir ***), daß der Mensch allmählich stirbt,

*) Quin etiam Morbis in Corporis avius errat
Saepe animus, dementit enim; deliraque fatur:
Interdumque gravi Lethargo fertur in altum,
Aeternumque soporem, oculis, nutuque cadenti &c.
Lucretius v. 464.

**) Denique cur, hominem cum vini vis penetravit
Acris, & in venas discessit diditus ardor,
Consequitur gravitas Membrorum? praepediuntur
Crura vacillanti? tardescit Lingua? madet Mens?
Nant oculi? Clamor, Singultus, Iurgia gliscunt? v. 475. seq.

***) Saepe hominem paullatim cerniinus ire,
Et membratim vitalem deperdere sensum:
In pedibus primum digitos livescere, & Unguеis,

Inde

und seine Lebenskraft verliert, und hierauf der Tod allmählig durch die Glieder geht. Weil nun so die Natur der Seele getrennt wird, und zur nemlichen Zeit nicht vollkommen ist, so muß man sie für sterblich halten. Denn wer wird sagen, daß die Seele in den todten Theilen des Körpers wohne? Die Seele ist ein Theil des Körpers, und von uns getrennte Theile, als Augen oder Ohren, können nicht sehen und hören, sie geht also auch mit dem Körper unter. 7) Die Seele ist durch den ganzen Körper verbreitet, sobald nun der Körper plötzlich mitten durchgeschnitten wird; so wird auch die Kraft der Seele getrennt, und man kann, von dem, was getrennt wird, nicht sagen, daß es eine ewige Natur habe. Man muß also zugeben, daß mehrere Seelen in einem Thier oder Menschen sind, und so getheilt werden, daß jede Seele ihren Sitz behält, dies aber wird niemand sagen; oder daß die Seele, die durch den ganzen Körper verbreitet ist, in viele Theile getheilet werde, und also sterblich sey.

Inde Pedes et crura mori: Post inde per artus
Ire alios tractim gelidi vestigia lethi:
Scinditur atqui Animae quoniam natura, nec uno
Tempore sincera existit, mortalis habenda est. v. 525. seq.
Et quoniam toto sentimus corpore inesse
Vitalem sensum, & totum esse animale videmus,
Si subito medium celeri praeciderit ictu
Vis aliqua, vt seorsum partem secernat utramque
Dispertita procul dubio quoque vis Animäi,
Et discissa simul cum corpore disjicietur:
At quod scinditur, et partes discedit in ullas,
Scilicet aeternam sibi naturam abnuit esse. v. 634 seq.

sey. Käme die Seele von auſſen in den Körper, so müste sie Veränderungen leiden, so wie das Blut in den Adern, und also sterblich seyn. Wenn die Seelen unsterblich wären *), und dann schon so viele Thierleiber angenommen hätten; so müßte die Natur der Seele allmählig verändert werden. Der Löwe würde sich vor dem Angriff des Hirsches, und der Habicht vor der Taube fürchten, Menschen würden vernunftlos seyn, und die Thiere Vernunft besitzen. Dies sehen wir aber nicht; noch immer sind alle Füchse listig, und die Hirsche auf der Flucht. Woher ist dies den Thieren angeboren, als weil die Seele aus dem Saamen zugleich mit dem Körper wächst? Denn das ist falsch, wenn man sagt, daß die unsterbliche Seele nach verändertem Körper auch verändert werde, denn Veränderung läßt auch Trennung zu, folglich auch Untergang. — Aber vielleicht wandern nur bloß Menschenseelen in menschliche Körper? Dann frage ich, warum die Seele, die weise war, in einem erwachsenen Mann, unmündig wird in einem Kinde? Dies kömmt daher, weil die Seele zugleich mit dem Kör-

*) Cur acris violentia triste Leonum
Seminium sequitur: Dolu' Volpibus, & fuga Cervis
A patribus datur, & patrius pavor incitat artus?
Quod si immortalis foret, et mutare soleret
Corpora, permistis animantes moribus essent:
Effugeret Canis Hyrcano de semine saepe
Cornigeri incursum Cervi, tremeretque per auras
Aëris Accipiter fugiens veniente columba:
Desiperent Homines, saperent fera saecla Ferarum. v. 741.
seq.

per wächst. Räumt man dies ein, so muß sie sterblich seyn, denn was unsterblich ist, kann nicht wachsen und zunehmen. Nie würde sich die Seele vor dem Tode fürchten, wenn sie unsterblich wäre; denn was unsterblich ist, scheut sich vor keiner Gefahr. So wie der Baum nicht a) in der Luft wachsen, die Wolken nicht im tiefen Meer seyn, die Fische nicht auf den Feldern leben können; so kann auch die Seele nicht ohne Körper, und nicht von Nerven und Blut getreunt seyn. Könnte sie dies, so würde sie im Kopfe, oder in den Schultern, oder unten an den Fußsohlen, oder in jedem andern Theile seyn. — Solche heterogene Dinge, als das Sterbliche und Unsterbliche, könnten nicht mit einander verbunden werden, sie könnten nicht gemeinschaftlich leiden; was ewig ist, kann nicht verletzt werden, nichts kann es durchdringen, es ist

a) In Aethere non Arbor, non aequore in alto
Nubes esse queunt, nec Pisces vivere in arvis,
Nec cruor in liquis, nec saxis succus inesse.
Certum ac dispositum'st, ubi quicquid crescat, et insit:
Sic animi natura nequit sine corpore oriri
Sola, neque a nervis & sanguine longius esse. Lucretius de natur. deorum v. 785.

Quippe etenim Mortale Aeterno jungere, & una
Consentire putare, & fungi mutua posse,
Desipere'st; quid enim diversius esse putandum'st,
Aut magis inter se disjunctum, discrepitansque,
Quam, Mortale quod est, Immortali, atque perenni
Iunctum, in concilio saevas tolerare procellas?
Lucretius l. III. v. 801.

ist kein Raum da, wohin die getrennten Theile könnten zerstreut werden. Aus dieser Ursache ist die Welt unsterblich. — Die Seele aber ist Gefahren ausgesetzt, es ist Raum da, wohin sie kann zerstreuet werden, folglich ist ihr die Thüre des Todes geöfnet. Der Schluß aus dem allen ist: ist die Seele sterblich, so fürchten wir uns vor dem Tode nicht, eben so wenig wir damals uns fürchteten, als die Carthager gegen die Römer stritten, und wir noch nicht geboren waren; eben so wenig werden wir uns fürchten, wenn wir nicht mehr existiren, und Erde und Meer, und Meer und Himmel sich vermischen. Eben dieses scheint auch Cicero in seinen Unterhaltungen zu Tusculum zu behaupten, wenn er sagt *): Wer deutlich einsieht, daß ein lebendiges Wesen nach der Zerstörung seiner Seele und seines Körpers, und nach gänzlicher Vernichtung und völligem Untergang ins Nichts zurückgekehrt ist; der wird auch deutlich einsehn, daß kein Unterschied seo zwischen dem Hippocentauren, der niemals existirt hat, und dem König Agamennon, der würklich gelebt hat; und daß Camillus sich nicht mehr aus dem jetzigen bürgerlichen Krieg mache, als ich

*) Qui enim satis viderit id, quod est luce clarius, Animo et Corpore consumto, totoque Animante deleto et facto interitu universo, id Animal quod fuerit, factum esse nihil; is plane perspiciet, inter Hippocentaurum, qui nunquam fuerit, et Regem Agamemnonem, qui fuit, nihil interesse; Nec pluris nunc facere M. Camillum hoc civile bellum, quam, illo vivo, ego fecerim Romam captam. Ciceronis Tuscul. Quaest. l. 1. Sectio 90.

Eben

ich bey jenes Lebzeiten aus der Einnahme von Rom. Fürchterlich, sagt Epicur, ist der Tod nicht; warum willst du denn die Natur des Todes wegen anklagen? sie kann dich vielmehr zur Rechenschaft ziehen, denn entweder hast du das Leben genossen, oder nicht. Warum gehst du nicht so gesättigt von diesem Gastmal des Lebens weg? kann zu dir die Natur sagen, ich habe dich alles Gute sehen lassen, sey also dankbar, und mache andern Menschen Platz, die mit frischen Sinnen die Vergnügungen geniessen können, mir ist es unmöglich, neue Geschöpfe zu schaffen, wenn ich nicht die alten auflöse, und aus ihren Ueberresten neue mache. Hast du dein Leben nicht genossen, was machst du mir Vorwürfe? ich hatte Freuden um dich her verbreitet, wenn du also die leichten Freuden vorübergehen liessest, so war dies Thorheit, die mich nicht trift.

Plinius leugnete nicht allein die Unsterblichkeit der Seele *), sondern er sah auch die Meinung, daß sie ewig leben würde, für Unsinn an, und glaubte, daß dieser Gedanke die Todesfurcht vermehre. Panätius, der den Plato für den weisesten, heiligsten und für den Homer unter den Philosophen hielt, geht doch in der Lehre von der Seele von ihm ab, er sagt: alles, was

Eben dies sagt auch Epicur beim Laerz: Συνεθιζε δε σεαυτον ἐν τῳ νομιζειν μηδεν προς ἡμας, εἰναι τον θανατον, ἐπει παν ἀγαθον και κακον ἐν τῃ αἰσθησει, σερησις δε ἐσιν αἰσθησεως ὁ θανατος. ὁθεν γε νωσις ὀρθη μηδεν εἰναι προς ἡμας τον θανατον.
Diogenes Laertius. lib X.

*) Plinii Histor. nat. l. VII. c. 55.

was entsteht, muß auch untergehn, die Seelen aber werden geboren, sie gehen also auch unter. Der zweite Beweis, den er anführt, ist dieser: was Schmerzen leidet, kann auch krank seyn; was aber krank wird, kann auch ein Ende haben; die Seele empfindet Schmerzen, sie ist folglich auch sterblich (Cicero Tusc. Quaest. l. 1. 79.). Panätius vergißt hier den Beweis, daß alles, was entstehet, untergehen müße. Möglich ist es zwar, aber daraus folgt noch nicht die Wirklichkeit. Nicht die Seele wird krank, sondern sie wird nur in ihren Wirkungen gestört durch die Empfindung von der unnatürlichen Thätigkeit des zweiten Seelenorgans. Wird diese Wirkung des zweiten Seelenorgans ins erste gänzlich gehindert, so erfolgt der Tod, d. h. der Mensch schöpft nicht mehr Weltvorstellungen, und hat keine Idee von seinem Körper. Durchs erste Seelenorgan allein konnten wir auf dieser Körperwelt nicht hören, sehen, und empfinden. Es bedurfte also gewisser äusserer Glieder, die zusammen den Körper ausmachen, und die Werkzeuge oder Organe der Seele sind. Wird der Körper in seinen Wirkungen gestört, und das Gleichgewicht seiner Theile aufgehoben, oder wirkt träge; so nennt man es Krankheit und Schwäche des zweiten Seelenorgans. Je abstracter wir nun denken, desto weiter ist unsre Seele vom zweiten Organ getrennt. Das Denken ist halber Tod in diesem Leben, und das halbe Leben für jenen Zustand. Werden unsre Organen zerrüttet oder abgenutzt, so daß sie die Ideen nicht mehr überbringen können, so sind wir todt.

Auſſer dieſen Philoſophen gab es auch noch ganze Völker, welche die Unſterblichkeit der Seele leugneten, oder vielmehr welche zu gedankenlos und zu unwiſſend waren, um ein Leben nach dem Tode zu erwarten. Dergleichen ſind viele Wilde in Amerika, beſonders in Paraguay, die Neger in Guinea, einige celtiſche und ſcandinaviſche Völker, einige Völker im ſüdlichen Aſien, die Heiden auf Sumatra, alle dieſe ſcheinen an einen Zuſtand der Seele nach dem Tode gar nicht gedacht zu haben. Tunguſen und Buräten halten den Tod für eine göttliche Strafe, fürchten und hoffen aber weiter nichts, weil ſie ſagen, daß dadurch der Zorn der Götter befriedigt ſey. Eben ſo zweifeln die Lappen in Europa und Aſien an ihrer Auferſtehung und künftigen Fortdauer. Die Tſcheremiſſen in Sibirien hielten ſich nicht für werth, nach dem Tode fortzudauren.

Ueberhaupt muß der Menſch, der über dieſe Lehre nachdenken will, ſchon zu einem gewiſſen Grad von Cultur gekommen ſeyn; und man kann ſicher annehmen, daß die Völker, die auf der unterſten Stufe der Aufklärung ſtehen, nichts von einem Leben nach dem Tode wiſſen, es wäre denn, daß ſie dieſe Lehre durch Tradition bekommen hätten.

So gab es alſo Philoſophen, die allen ihren Verſtand und Scharfſinn aufboten, um ſich die angenehme Hofnung eines Lebens nach dem Tode zu rauben, und Völker, die unwiſſend genug waren, als daß nur dieſer Gedanke der Zukunft in ihnen hätte entſtehen können.

Von

dem Zustande nach dem Tode.

Zwote Abtheilung.

Unsterblichkeit der Seele.

Si in hoc erro, quod, animas hominum immortales esse, credam, libentius erro. Nec mihi hunc errorem, quo delector, dum vivo, extorqueri volo.

Cicero in Catone.

Siebentes Capitel.

Zweyte Abtheilung.

Von der Unsterblichkeit der Seele.

Sed ut Deos esse natura opinamur, qualesque sint, ratione cognoscimus: sic permanere animos arbitramur consensu nationum omnium.

Cicero.

Der Mensch, der nur etwas über sich nachdachte, muste nothwendig auf die Frage kommen, wie sein Zustand nach dem Tode beschaffen seyn werde, ob er noch eines Daseyns sich zu erfreuen haben, oder ob ewige Nacht ihn bedecken und stete Fühllosigkeit ihn umgeben werde, ob mit dem Tode alles aufhöre, oder nach demselben noch etwas zu erwarten sey, ob die Seele fortdaure, oder wie ein Licht verlösche? So viele Aufmerksamkeit auf sich selbst wendet auch der dumste Iroquese an, und die Frage ist so wichtig, daß sie fast alle Völker beschäftigt. Es ist immerhin in der Geschichte der Menschheit merkwürdig, daß fast alle Völker eine Hofnung von einem Leben nach dem Tode gehabt haben, obgleich ihre Begriffe davon sehr verschieden waren; diese Lehre gehört mit zu den allgemeinen Wahrheiten des ganzen Erdbodens. Eine Ueberredung von einem künftigen Leben herrschte durch

alle Zeitalter unter dem größten Theil der Menschen; sie wird in den rohesten sowol als den gesittetsten Gegenden gefunden, und ist eben so gut das Eigenthum des Philosophen, als des Wilden. Aber woher entstand sie denn? war sie vielleicht eine Folge von Aufklärung, von Weltweisheit, von Speculation? Dies wol nicht. Dunkle Gefühle und Ahndungen sagten es dem Menschen, wenn sein Verstand nur etwas aufgeklärt, und zum Nachdenken aufgelegt war; von Nova Zembla bis zum Cap finden wir überall diese Lehre. Ja, ein jeder darf nur auf sich selbst Acht geben, so findet er mancherley Ahndungen und Vorbedeutungen des künftigen Daseyns. Die wankende Tugend wird durch die Hofnung der Belohnungen nach dem Tode unterstützt, und das Laster findet darinn seine Schrecken, die vorzüglich bey der Herannäherung des Todes verdoppelt werden. Eine Lehre, worauf alle alten Religionen sich gründen, und die von dem wichtigsten Einfluß für die Welt ist, verdient doch wol immer mehrere Vollständigkeit, und mehrere Beyträge aus der Geschichte.

Aus der bisher gegebnen Uebersicht über die Religionen so vieler Völker wird es manchem schon auffallend seyn, daß man die Lehre von einem Leben nach dem Tode in allen Religionen der Völker antrift, die in Absicht des Grades der Cultur sehr verschieden sind; ja, diese Lehre ist eben so allgemein, als die Lehre vom Daseyn der Gottheit. Nicht erst waren Philosophen nöthig, die die Menschen darauf leiteten, sie hatten diese Meinung schon eher, als Philosophen da waren, die Philosophie war vielmehr dieser Lehre

schäd-

schädlich, weil sie Scepticismus einführte. Der grade Menschenverstand glaubte diese Lehre ohne viele Beweise, und ohne sich Zweifel deswegen zu machen. Gesittete und ungesittete Völker sind fest davon überzeugt, daß es für sie noch ein anderes Leben giebt, als das jetzige. Die Brahminen der Indier hielten dieses Leben für einen Uebergang in ein zukünftig besseres Leben, und lehrten durch die Seelenwanderung eine Unsterblichkeit der Seele. Von den alten Galliern beweisen es Diodor, Strabo und Cäsar *). Diodor sagt: Die Druiden hätten die Lehre, daß die Seelen der Menschen unsterblich wären, und nach dem Tode in andre Körper kehrten, vom Pythagoras bekommen. Deswegen werfen sie auch Briefe auf den Scheiterhaufen der Verstorbenen, gleichsam als wenn sie diese lesen würden. Valerius Maximus sagt **): sie schossen ihren Freunden Geld vor, mit dem Bedinge, es ihnen in der Unterwelt wiederzugeben. Pomponius Mela, nachdem er gesagt, daß die Lehrsätze der Druiden geheim gehalten würden, und nur ihren Schülern offenbart wären, setzt hinzu, daß nur die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele dem Volk bekannt gemacht würde.

Das bey den Aegyptern so feyerlich gehaltene Gericht über die Todten, kann uns ebenfalls von ihrem

*) Diodor Sicul. S. 423. Strabo l. IV. S. 197. Caesar de bello gallico l. VI. Hoc inprimis volunt persuadere, non interire animas, sed ab aliis post inortem transire ad alios, atque hos maxime ad virtutem excitari putent, metu mortis neglecto.

**) Valerius Maximus. l. II. S. 88.

Glauben an ein Leben nach dem Tode überzeugen. Sie waren nicht gleichgültig bey dem Schicksal des Verstorbenen nach dem Tode. Das Gericht wurde feyerlich am Ufer des Sees gehalten. Zur bestimmten Zeit versammleten sich Richter, Kläger und Vertheidiger. Wurde es bewiesen, daß der Verstorbene die Gesetze übertreten, dem Staat geschadet, seine Schulden nicht bezahlt, oder selbst ein schlechtes Leben geführt hatte; so wurde er zum Tartarus verdammt, der durch die Vorstellungen eines gemarterten Prometheus, Sisyphus und Ixion noch schrecklicher gemacht wurde. Wurde er aber losgesprochen, so wurde er feierlich begraben. Man führte den Todten redend ein, der die Sonne, als die erste der Gottheiten, bat, ihm einen Eingang in die heiligen Wohnungen zu vergönnen. Sollte ich, sagte er, die Gesetze meines Volks durch Essen oder Trinken, oder auf irgend eine Art beleidigt haben; so falle alle Strafe auf meine Eingeweide. Und hier wurden die Eingeweide des Verstorbenen hergebracht, und in den Abgrund geworfen.

Eben so beweisen die Begräbnißgebräuche der Völker, die sorgfältige Bewahrung der Todten vor der Verwesung bey den Aegyptiern, und die Erbauung ihrer Pyramiden, daß sie einen Zustand nach dem Tode angenommen haben. Der ganze Endzweck der Balsamirung konnte es allein nicht seyn, sich ihre Anverwandte dadurch so viel länger gegenwärtig zu erhalten, denn sie trugen sie dem ohngeachtet aus ihrer Gegenwart weg; sondern die Meinung, daß, so lange der Körper unzerstört bliebe, die Seele sich auch bey dem

demselben aufhielte, war wahrscheinlich der eigentliche Grund davon; eben der Grund, der auch keine anatomische Zergliederung der Todten erlaubte, und die Einbalsamirung selbst, weil sie wenigstens die innern Theile des Leibes herausnehmen musten, schon verhaßt machte. Warum hatten sie ihre Pyramiden als Gebäude aufgerichtet, die der Zeit zu trotzen schienen? wenn sie nicht zu sagen pflegten: unsre Häuser, worinn wir wohnen, sind nur die Herberge, worinn wir kurze Zeit einkehren, die wir aber bald wieder verlassen; die Begräbnisse aber sind zum längern Aufenthalt für die Seele und den Körper bestimmt, darum verdienen diese mehr Pracht. Warum liessen sich sonst Indische Weiber verbrennen, als um ihrem Mann in jene Welt zu folgen? Warum stürzen sich noch jetzo die Hindus unter die schweren Räder des Wagens des Gottes Jagrenat, oder hungern sich zu Tode, als um hiedurch gereinigt, und desto höherer Seligkeit theilhaftig zu werden? Warum verbrannten die Chinesen bey dem Tode ihrer Freunde Gold- und Silberpapier, als weil die Bonzen sie überredet hatten, dies verwandle sich in jener Welt in Gold und Silber, wodurch man die achtzehn Wächter der Hölle bestechen könnte? Warum verbrannten die Celten die schönsten Pferde und Sclaven, als damit der Herr sich dieser in jener Welt bedienen möchte? Warum liessen sich die Kamtschadalen von den schönen Hunden zerreissen, als um in einer andern Welt Herren dieser Hunde zu werden? Warum setzten die Abiponer auf den Grabhügel einen umgestürzten Krug, als damit der Todte sich dessen bedienen sollte, wenn ihn in jener Welt dürstete? Und

so durchgehe man die Begräbnißgebräuche aller Völker, und man wird fast allenthalben bey ihrer Beobachtung Spuren von einem Leben nach dem Tode antreffen. Und beweisen nicht eben so das allgemeine Trauren der Völker, die Todtenfeste *) und Nekromantie **), daß sie ein Leben nach dem Tode angenommen haben. Sogar die Inschriften auf den Gräbern bestätigen es. Auf sehr vielen Denkmalen ist der Schmetterling, mit der Bedeutung der Seele; überall wollte man hiedurch anzeigen, daß man an etwas Ueberbleibendes ausser der Asche und den Gebeinen glaubte. So liegt z. B. der Todtenkopf in einiger Entfernung von den Füßen der Entschlafenen, aber über ihrem Gesicht aus ihrem Munde fliegt der Schmetterling, die Seele. — Dort liegt ein Gerippe, die Füße über einander geschlagen, die eine Hand aufs Haupt gelegt, ein Zeichen der Ruhe, aber auf dem Knie sitzt der Vogel, der den Schmetterling auffängt, und ein andrer fliegt wie auf dem Rücken des Vogels. — Da steht der Schlaf mit seiner gesenkten Fackel, entspannt ist der Bogen, der Köcher liegt an der Erde, aber

*) Von beyden weitläuftiger unten in einer eignen Abhandlung.

**) In der orientalischen Philosophie gab es eine eigene Wissenschaft, die Theurgie, oder eine Sammlung von Regeln, die Geister herbeyzurufen, und zur Befriedigung menschlicher Wünsche zu nöthigen. Bey den Abiponern trägt man dem Zauberer auf, den Schatten eines Verstorbenen ins Leben heraufzurufen, um von ihm die bevorstehenden Schicksale zu erfahren.

Dobrizhofer Geschichte der Abiponen.

aber auf der andern Seite kriecht unter der flammenden Fackel der Schmetterling, die Seele *).

Eben so erhellet der Glaube der Völker an ein Leben nach dem Tode aus den Opfern, die man zur Versöhnung der abgeschiedenen Seelen brachte, weil man nemlich glaubte, daß diese durch das Blut der Feinde könnten besänftigt werden. Alexander opferte zur Besänftigung des Schattens seines Vaters alle seine Mörder. Die Römer opferten an den Gräbern verstorbener Verwandten Sclaven, um dadurch den Zorn und den Unwillen der abgeschiedenen Seelen zu besänftigen. Die amerikanischen Wilden marterten bey den Gräbern ihre gefangenen Feinde durch Qualen zu Tode, und während dieser Zeit rufen sie die Seelen, feyerlich herbey, daß sie sich an den Qualen ihrer Feinde weiden, und sich mit dem Blute derselben besänftigen möchten.

Die Menschen hatten zu Zeiten Gesichter bey Nacht, wo ihnen die Todten vorkamen, als lebten sie. Dies veranlaste sie zur Vergötterung der Seelen verstorbener Menschen, die sich besonders verdient gemacht hatten. Man wollte das Andenken großer Staatsmänner, Helden, Patrioten und Erfinder erhalten, und setzte sie deswegen unter die Götter. Wenn es keine Fortdauer nach dem Tode gab; wie konnten denn Osiris, Isis, Jupiter, Mannus u. s. w. als Götter angebetet werden? So sagt Ennius: Romulus in calo cum diis agit aevum. So wurde Hercules vergöttert, und Bachus, der Sohn der Semele, und die Tyndariden. Auf

*) Herders zerstreute Blätter, Theil II. p. 327.

diese Beweise beruft sich auch Cicero. (Tuscul. Quaest. l. I. c. 12.) Er will Beweise aus dem Alterthum zur Bestätigung der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele hernehmen, und führt zu dem Ende mehrere an. Diejenigen Menschen, sagt er, die dem ersten Ursprung am nächsten waren, und von den Göttern unmittelbar abstammten, konnten am besten einsehen, was wahr war. Man muß daher dasjenige, was sie geglaubt haben, ansehn, als wenn es von den Göttern auf sie gekommen wäre. Bekannt aber ist es, daß alle alte Völker, selbst Socrates, der von dem Apollo für den weisesten Mann ist erklärt worden, eine Fortdauer nach dem Tode gelehrt haben, folglich muß diese Lehre wahr seyn, die das ganze Alterthum für sich hat. Hierauf führt er die Oekonomie der Priester an: würden sie wol als Vertraute der Gottheit, denen sie sich unmittelbar offenbart, und Aussprüche ertheilt hat, diese Lehre vortragen, wenn sie unrichtig wäre? Wozu sonst die Begräbnißgebräuche? Würde man wol auf die Entweihung der Leichen so große Strafe gesetzt haben, wenn man geglaubt hätte, daß mit dem Tode alles aufhöre? Ferner beruft er sich auf die Mysterien *), worinn die Lehre von vergötterten Men-

*) Aus dieser Stelle folgt weiter nichts, als daß man in Mysterien den Eingeweiheten den Irrthum benahm, als wenn die verehrten Götter würklich Götter wären, man sagte ihnen, es sind Menschen, deren Andenken man erhalten hat. Es liegt hierin aber nicht der Beweis, daß man die Einheit Gottes in den Mysterien gelehrt hat, wie ein neuerer Philosoph will, vielmehr scheint mir der Pantheis-

mus

Menschen vorgetragen wurde: da du selbst ein Eingeweiheter bist, sagt er, so wirst du dies am besten wissen. Weil man in den Mysterien hört, daß jene großen Götter Menschen gewesen; so kann man von selbst einsehn, wie allgemein wahr es sey, daß unsre Götter alle ehemals Menschen gewesen sind.

Daß dieses Gefühl von einem Leben nach dem Tode in der menschlichen Natur liege, beweisen auch die Handlungen der Menschen. Warum würden wol Helden und Patrioten sich für das Vaterland aufgeopfert haben, wenn ihr Ruhm so eingeschränkt, wie ihr Name, gewesen wäre? Keiner würde ohne Hofnung der Unsterblichkeit sein Leben für sein Vaterland hingegeben haben, dann wären Themistocles und Epaminondas unthätig gewesen. Wollen nicht selbst die Dichter nach ihrem Tode geadelt seyn?

Aspicite, o cives, senis Ennii imagin' formam,
Hic vestrum pinxit maxima facta patrum.

Verlangen es nicht auch die Künstler? suchte Phidias nicht durch den Schild der Minerva zu leben; und selbst die Philosophen, setzen sie nicht selbst denen Büchern, die sie von der Verachtung des Ruhms schreiben, ihren Namen vor? Endlich schließt Cicero so: wenn die Uebereinstimmung aller die Stimme der Natur ist, und alle an allen Orten darinn übereinkommen, daß denen, die sterben, noch Etwas eigenthümliches sey; so müssen wir es auch dafür halten; wo sie

mus oder Naturkenntnisse darinn gelehrt zu seyn. Cicero Tusc. Quaest. 1, 13. de natura Deorum l. I. 42. Quibus explicatis rerum magis natura cognoscitur quam deorum.

aber hinkommen, und wie sie beschaffen sind, das müssen wir aus der Vernunft lernen. Die Unwissenheit in diesem Stücke erzeugte die Unterwelt und die Schreckbilder daselbst, und die Dichter setzten noch den Avernus und Acheron hinzu.

Keiner unter den alten Philosophen bewies wol besser die Unsterblichkeit der Seele, als Plato, in seinem Phaedon, worinn er den Sokrates und seine Freunde redend einführt. Sokrates war auf das lebhafteste von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, er sagte so: es würde unrecht seyn, den Tod nicht zu fürchten, wenn ich nicht zu den weisen und gütigen Göttern gienge, und zu den verstorbenen Menschen, die besser sind, als die hier auf Erden; fest bin ich überzeugt, daß auch die Verstorbenen noch etwas besseres erwartet, und es den Rechtschaffenen weit besser geht, als den Lasterhaften. Die wahre Weltweisheit besteht darinn, zu lehren, wie man sterben müsse. Ist dieses wahr, und habe ich mich in meinem ganzen Leben damit beschäftigt; wie sollte ich mich denn vor dem Tode fürchten? Tod ist nur Trennung des Körpers von der Seele. Die Seele lebt alsdann für sich. Der wahre Liebhaber der Weisheit bestrebt sich immer mehr, von dem Körper sich zu entfernen, und zur Seele sich zu lenken. Die Sinne sind unsrer Seele hinderlich und trüglich; wir denken am besten, wenn wir uns soviel möglich vom Körper entfernen. Der Fortgang in der Weisheit und im Nachdenken wird durch den Körper gestört. Die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs sind so, wie wir sie von den

Gegenständen bekommen, bloß einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn diese müssen erst mit dem Verstande aus ihnen gezogen werden. Die Sinne täuschen oft. Die Seele muß selbst nachdenken, urtheilen, schliessen, erfinden. Wir sollen die Wahrheit suchen, aber der Körper läßt uns nur wenig Muße zu dieser wichtigen Untersuchung. Heute fordert sein Unterhalt unsre ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals stören; sodann folgen die Leidenschaften, thörichte Wünsche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerstreuen, und die uns nach dem wahren Gegenstande unserer Wünsche, nach der Weisheit, vergebens schmachten lassen. Wenn also der Körper uns so sehr hindert, so können wir entweder niemals Weisheit erlangen, oder erst nach dem Tode, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wir müssen daher mit dem Körper in diesem Leben nicht mehr zu thun haben, als die höchste Noth erfordert. Ich trete also meine Reise heute mit guter Hofnung und Vergnügen an, um zu den Geheimnissen der Weisheit zu kommen. Die Philosophen verachten den Körper, und wünschen die Seele für sich allein zu haben, warum sollten sie den Tod fürchten? — Sokrates kömmt hierauf zu den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele. 1) In dem thierischen Leben gehen stete Trennungen vor, die theils zur Erhaltung, theils zum Untergange der thierischen Maschine dienen. Alle Veränderungen in der Welt entstehen aus Zuständen, die ihnen völlig entgegen sind, aus dem

Schlaf

Schlaf entsteht das Wachen: und so entsteht Tod aus Leben, und Leben wieder aus Tod. Bey der Auflösung des thierischen Leibes geht nichts verloren, die zerfallnen Theile fahren fort zu seyn, zu wirken, zu leiden, bis sie sich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern zusammengesetzten Wesens verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieses steigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Tod und Leben sind also in der Natur nicht so getrennt, als sie es in unsern Sinnen scheinen. Es giebt keinen Augenblick, da man nach aller Strenge sagen könnte: Jetzt stirbt das Thier; die Theile sind stets da, und wirken. Den Zeitpunkt, wo sich die thierischen Bewegungen unsern Sinnen entziehn, nennen wir Tod, eigentlich aber ist er Entwicklung eines Dinges, das sich in unzählige Gestalten einhüllet und einkleidet. Entweder müssen alle Kräfte der Seele und ihre Wirkungen aufhören, oder sie leidet Veränderungen, Umkleidungen, wie der Leib. Der erste Fall ist unmöglich, denn die Natur kann keine Zernichtung hervorbringen. Zwischen Seyn und Nichtseyn ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmählich wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann. Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinausschieben, wäre immer noch vom Daseyn zum Nichts ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet seyn kann. Sie wird

also fortdauren, ewig fortdauren. 2) Unser Lernen ist nichts als ein Erinnern, wir müssen es also vorhin schon gelernt haben, und unsre Seele muß da gewesen seyn. 3) Körper und Seele sind einander entgegengesetzt, die Seele kann daher unmöglich die Schicksale des sterblichen Körpers haben, sie ist göttlicher Natur, daher befiehlt sie dem Körper, der sterblich ist. 4) Die Seele ist unzertrennbar, einförmig, unsterblich; sie geht dann nach dem Tode zu dem gütigen und weisen Gott, und ist desto glücklicher, je weniger sie sich in diesem Leben an den Körper gehangen hat. Die Seelen hingegen, die nichts für gut hielten, als was man essen oder trinken kann, diese werden angesteckt, und halten sich als Schatten bey den Gräbern auf, wo sie die Strafen wegen ihres lasterhaften Lebens büssen müssen, bis sie einen andern Körper bekommen, nothwendig muß also die Seele nach dem Tode fortdauren, sonst könnte sie nicht wieder auf die Erde kommen. 5) Der Körper wird nach dem Tode nicht gleich aufgelöst, er dauert noch eine Zeitlang, besonders sehr lange, wenn er, wie in Aegypten, vortreflich einbalsamirt ist, und wenn er auch verweset, so bleiben doch einige Theile des Körpers, als Knochen, Nerven u. s. w. Sollte denn die Seele, die unsichtbar ist, und so viele Vorzüge hat, gleich nach dem Tode aufhören? Die Seele ist rein, sie hat nichts körperliches, und dauret ewig, weil sie ein selbstständiges Principium des Lebens und Bewegens in sich hat; daher äussere Körper ihr dies Principium nicht nehmen können, ausser die Gottheit, die es ihr gegeben hat. Es folgt ein anderes Leben, das für Tu-

gend-

gendhafte weit glückseeliger seyn wird, als für Lasterhafte.

So herrlich sprach Sokrates von der Unsterblichkeit der Seele, und darum konnte er mit so vielem Muth seinem Tod entgegengehn. Man saget von den Schwänen, dies waren seine Worte, daß sie nahe an ihrem Ende lieblicher singen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn diese Vögel, wie es heißt, dem Apoll geheiligt sind; so würde ich sagen, daß ihr Gott sie in der Todesstunde einen Vorschmack von der Seligkeit jenes Lebens empfinden läßt, und daß sie sich an diesem Gefühl ergötzen und singen. Mit mir verhält es sich eben so. Ich bin ein Priester dieses Gottes: und, in Wahrheit! er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich, nahe an meinem Tode, weit heiterer läßt, als in meinem ganzen Leben *)." Darum konnte er auch so großmüthig das Anerbieten des Krito abschlagen, der schon die Wache bestochen hatte, um ihn durch die Flucht zu retten. Dieser, der seine Liebe für sein Vaterland kannte, stellte ihm vor, wie es Pflicht für ihn sey, zu verhüten, daß die Athener nicht unschuldiges Blut vergössen; wie er seine Freunde, ausser dem Schmerz über den Verlust, noch der schimpflichen Nachrede aussetzen würde, daß sie seine Befreyung vernachläßiget. Endlich hielt er ihm auch noch das Bild vom Unglück seiner hülflosen Kinder vor, die alsdann seines väterlichen Unterrichts, Beyspiels und Schutzes beraubt seyn würden. Aber

Sokra-

*) Phädon von Moses Mendelssohn. S. 88.

Sokrates wuste ihn durch die treffendsten Gründe zu überzeugen, daß der Tod jetzt Pflicht und für ihn das Beste sey. Fest war er von der Lehre der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, nur zweifelhaft, wie der Zustand nach dem Tode seyn werde. Wenige Tage vor seinem Ende, sagte er, es gebe zwey Wege, und einen doppelten Lauf für die Seelen, die aus dem Körper giengen. Diejenigen, die sich mit Lastern befleckt, und sich ganz den Wollüsten ergeben, und Betrug gegen den Staat ausgeübt hätten, die müsten eine Reise antreten, die von der Versammlung der Götter getrennt wäre; die sich aber rein und unbefleckt erhalten, und im menschlichen Körper das Leben der Götter nachgeahmt hätten, die würden zu den Göttern wieder zurückkehren, von denen sie gekommen wären. Er beschreibt die glücklichen Oerter der Seligen in dichterischen Bildern, und eben so auch den unglücklichen Aufenthalt der Lasterhaften. Sich selbst verspricht er, daß eine heilige und gerechte Vorsehung über ihn walten werde, und seine wahre Glückseligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten seines Geistes bestehen werde. Plotin, ein alexandrinischer Philosoph, wich vom Plato ab, er sagt (Ennead IV.): Die Seele flöße aus der Geisterwelt, wie die Linie aus einem Punct, sie könne nicht aufgelöset werden, weil sie nicht zusammengesetzt wäre, sie sey an keinem Ort des Körpers ganz gegenwärtig, und doch belebe sie den ganzen Leib, sie sey nirgends und doch allenthalben, sie sey durch den ganzen Körper verbreitet, und habe doch ihr Leben in sich. Cicero überzeugt sich so von der Unsterblichkeit der Seele: 1) Da die Seele

sich so geschwind bewegen, sich so gut vergangener Dinge erinnern, und kluge Vorsicht auf die Zukunft fassen kann, so viele Erfindungen gemacht hat, und so viel Künste weiß; so kann ein solches Wesen nicht sterblich seyn. 2) Die Seele bewegt sich stets, und hat doch keinen Anfang der Bewegung, weil sie sich selbst bewegt, sie wird also auch kein Ende der Bewegung haben, weil sie sich nie selbst verlassen wird; und da ihr Wesen einfach ist, und nichts ungleiches in sich hat, so kann sie auch nicht getheilt werden, und folglich auch nicht untergehn. Er führt den sterbenden Cyrus beim Xenophon so redend ein *): Glaubt ja nicht, meine geliebten Kinder, daß, wenn ich von euch werde gegangen seyn, ich nirgends oder gar nicht mehr seyn werde, auch, da ich bey euch war, sahet ihr ja meine Seele nicht; sondern ihr sahet aus meinen Handlungen, daß die Seele in meinem Körper war; glaubt also, daß sie noch eben dieselbe sey, wenn ihr mich auch nicht mehr sehen werdet. Würde wol der Ruhm und die Ehre großer Männer sich nach dem Tode erhalten, wenn ihre Seelen nicht Dinge verrichtet hätten, die sie lange im Andenken erhielten? Ich könnte mich wenigstens niemals überzeugen, daß die Seelen nur, so lange sie in den sterblichen Körpern wären, lebten, und dann stürben, wenn sie dort herausgiengen. Von allen

*) Nolite arbitrari, o mihi cariſſimi filii, me cuma a vobis diſceſſero, nusquam, aut nullum fore, nec enim dum, eram vobiscum, animum meum videbatis: ſed eum eſſe in hoc corpore, ex iis rebus, quas gerebam, intelligebatis. Eundem igitur eſſe creditote, etiam ſi nullum videbitis.

Cicero de ſenectute ſect. 78. 79. 80.

allen Dingen sehen wir, wenn sie sich trennen, wohin sie gehen, sie gehen nemlich in die Elemente zurück. Die Seele allein macht hier eine Ausnahme, man sieht sie, weder wenn sie da ist, noch wenn sie weggeht *).

Der alte Scipio redet seinen Sohn also an (Cicero in somnio Scipionis c. 8.): Glaube du und überzeuge dich, daß du nicht sterblich bist, sondern dieser Körper; denn nicht die äussere Gestalt macht unser Ich aus, sondern eines jeden Seele. Halte dich also für eine Gottheit, wenn das eine Gottheit ist, die lebt, Empfindung hat, sich erinnert, in die Zukunft sieht, und den Körper so regiert und bewegt, wie jener oberste Gott die Welt, und so wie der ewige Gott die Welt, die zum Theil sterblich ist, so auch die immer fortdaurende Seele den zerbrechlichen Körper bewegt. Denn was immer bewegt wird, das ist ewig, was aber dem andern Bewegung giebt, hat auch ein Ende, wenn die Bewegung aufhört. Die Seele hat die Bewegung von sich selbst, sie muß also ewig seyn. Aus eben diesem Principio der Bewegung beweist auch Aristoteles die Unsterblichkeit der Seele, sie wird nicht aufhören, sich zu bewegen, indem sie sich selber nicht verlassen wird. Der alte Cato erklärt frey (in Catone Cicero c. 21.) seine Meinung dahin, daß die berühmten Väter des Publius Scipio und Caius Lälius noch lebten, und zwar ein Leben führten, das diesen Namen in der That verdiente. Denn, so lange wir in den Banden des Körpers gefesselt wären, unterlägen wir der Nothwendigkeit. Die Seelen sind

von

*) Maximus Tyrius sagt: Der Tod ist Anfang der Unsterblichkeit, er ist Geburt des künftigen Lebens.

von der erhabensten Wohnung auf die Erde gleichsam hinabgesenkt, an einen Ort, der der göttlichen Natur und der Ewigkeit entgegen ist. Die Seelen haben deswegen menschliche Körper angenommen, um die Erde zu beschützen. Ein Wesen, das so viel Vorsicht auf die Zukunft, so viel Wissenschaft, so viel Erinnerungskraft an vergangene Dinge hat, und so viel Erfindungen macht, kann unmöglich sterblich seyn. Wie sehr wünsche ich, eure Väter, die ich geschätzt und geliebt habe, zu sehen! Und ich trage nicht bloß ein Verlangen, die zu sehen, die ich gekannt habe, sondern auch die, von denen ich gehört, gelesen und geschrieben habe. Davon soll mich keiner abhalten, ich verlange nicht, die Laufbahn noch einmal aufs neue anzutreten, denn was hat das Leben für Vortheile? Hat es nicht viel mehr Mühseligkeiten? Und gesetzt auch, es hätte Vortheile, so sind sie begränzt, und man wird ihrer bald satt. Ich will nicht über das Leben weinen, wie auch wol viele Gelehrte gethan haben, auch gereuet es mich nicht, gelebt zu haben, weil ich so gelebt habe, daß ich glaube, nicht vergeblich geboren zu seyn, und ich gehe aus diesem Leben, als aus einer Herberge, nicht als aus einem Hause; denn die Natur gab uns die Herberge, um darinn zu verweilen, nicht darinn zu wohnen. O seliger Tag, da ich zu der göttlichen Versammlung der Seelen komme, und diesem Getümmel entrissen werde!

So froh sah der ältere Cato dem Tag seines Todes entgegen, er, der seinem Vaterlande auf alle Art nützlich gewesen war, der das stolze Carthago bis zur Sclavin erniedrigt gesehn, er, der der Mäßigkeit sei-

ner Jugend einen gesunden Körper, seiner Sparsamkeit Reichthümer, und seinem thätigen Patriotismus die allgemeine Achtung aller Stände seiner Mitbürger zu verdanken hatte. Cato von Utica starb mit dem Phädon des Plato in der Hand.

So bewies man die Unsterblichkeit der Seele aus den Vorhersagungen aus Träumen, und aus ihrer Simplicität und Geistigkeit. Plato sagt: πασα ψυχη ἀθανατος. το γαρ ἀκινητον ἀθανατον, το δε ἀλλο κινουν, και ὑπ'ἀλλου κινουμενον, παυλαν ἐχει κινησεως, παυλαν ἐχει ζωης. μονον δη το αὐτο κινουν ἀτε οὐκ ἀπολειπον ἑαυτο, οὐποτε ληγει κινουμενον, ἀλλα και τοις ἀλλοις ὁσα κινειται, τουτο πηγη και ἀρχη κινησεως.

Nur den Philosophen war es vorbehalten, daran zu zweifeln, was dem allgemeinen Menschensinne so leicht zu fassen war. Wenn Seneka gleich in einer Stelle *) die Marcia tröstet, sie solle nicht zu dem Grabe ihres Sohnes gehen, denn da läge nur das häßlichste von ihm, seine Knochen und seine Asche, die eben so wenig seine Theile wären, als die Kleider Theile des Körpers. Er wäre unversehrt davon ge-

*) Proinde non est, quod ad sepulcrum filii tui curras, pessimae eius et ipsi molestissima istic jacent, ossa cineresque: non magis illius partes, quam vestes, aliaque tegumenta corporum. Integer ille nihilque in terris relinquens, fugit et totus excessit: paullumque supra nos commoratur, dum expurgatur, et inhaerentia vitia, situmque omnis mortalis aevi excutit, deinde ad excelsa sublatus, inter felices curit animas, excipitque illum coetus sacer, Scipiones, Catonesque, utique, contemptores vitae et mortis beneficio liberi.

Senecae conf. ad Marciam c. XXV.

gangen, und hätte nichts auf der Erde zurückgelassen, entgegen jenen Scipionen und Catonen, die ihn empfangen hätten. Und an einer andern sagt er: ich fürchte mich nicht, aufzuhören, denn Aufhören ist so gut als Anfangen, auch nicht, in einen andern Zustand überzugehn *), weil ich nirgends so eingeschränkt bin. Ich bin zu größern Dingen geboren, als ein Sclave des Körpers zu seyn, den ich für nichts anders halte, als für Fesseln, die meiner Freyheit angelegt sind. In meinem schlechten Hause wohnt eine freye Seele, daher werde ich nicht zur Furcht oder unedlen Thaten bewogen; so zweifelt er doch an mehrern andern Stellen, und konnte es gar nicht zur Gewisheit bringen, wie ich oben gezeigt habe. Cicero in seiner Rede pro Cluentio c. 171. erklärt die Hölle und Strafen nach dem Tode für Thorheit und Fabel, der Tod nehme niemand etwas, als bloß das Gefühl der Widerwärtigkeiten in dieser Welt. An einer andern Stelle führt er einen Philosophen so redend ein: Ich habe das Buch des Plato von der Unsterblichkeit der Seele oft gelesen. Ich weis aber nicht, wie es zugeht, indem ich lese, gebe ich ihm Beifall, wenn ich aber das Buch weggelegt, oder angefangen habe, über die Unsterblichkeit der Seele bey mir selbst nachzudenken, so verschwindet wieder aller Beyfall.

In den letzten Zeiten der römischen Republik wurden die Zweifel der Philosophen über ein Leben nach dem Tode unter das Volk ausgebreitet, man verlachte die

*) Senecae epist. 24. Fast eben dies sagt Lucanus L. III.

Aut nihil est sensus animis a morte relictum,
Aut mors ipsa nihil.

die Erzählungen der Dichter von den Richtern der Unterwelt und den Strafen der Hölle. Diese musten freilich dem Philosophen unglaublich scheinen; allein unbesonnen war es, dies dem Volke zu sagen, und ihm dadurch alle Furcht vor den Strafen in der Zukunft zu benehmen. Hiebey muste nothwendig auch die Furcht vor den Göttern fallen. Selbst Schriftsteller, welche die Religion für ein Gedicht kluger Köpfe hielten, wie Polybius, klagen doch, daß man die Furcht vor den Göttern aus den Gemüthern der Griechen verbannt hätte, die bey den Römern noch zu finden, und von dem größten Nutzen wäre. Eidschwüre wurden nicht gehalten, der Strom der Laster drang allgemein ein, da der Damm zerbrochen war. Viele kluge Griechen und Römer sahen den Nachtheil der Ausbreitung dieser Meinung lebhaft ein, wie sie so unmittelbar den Ruin des Staats nach sich zöge. Plato bemerkt, daß, wenn er über das Gericht in der Unterwelt und über die fabelhaften Erzählungen der Dichter auch bis an sein Alter gelacht, und sie geringe geschätzt hätte, alsdann der Gedanke erwache, daß doch vielleicht diese Erzählungen wahr seyn möchten. Dann fienge man an, furchtsam zu werden, würde unruhig und untersuchte diese Lehre. Zaleucus, der alte Gesetzgeber der Locrier, macht sein Volk auf die Erfahrung aufmerksam, daß, wenn ein Mensch sterbe, er sich alles dessen erinnere, was er in seinem Leben böses begangen hätte, und wie er dann wünschte, frömmer gewesen zu seyn.

So wohlthätig nun diese Lehre für den Staat war; so stiftete sie doch Schaden, wenigstens in den

Köpfen einiger Schwärmer. Der tiefdenkende Plato klagt über die Verbindung der Seele mit dem Körper. Die Gottheit, sagte er, versetzte *) im Zorn die Seelen in menschliche Leiber, hier ist meine Seele im Gefängniß, ich möchte gern meinen Geist frey machen, und die Fesseln abwerfen. Ich elendes Wesen muß hier seufzen, da meine Denkkraft oft vom Körper unterdrückt wird. Aber dem ohngeachtet widerrieth er den Selbstmord. Sokrates sagte: wir stehen auf dieser Welt auf einem Posten, den wir nicht eher verlassen dürfen, bis der Herr uns abruft; so wenig ein Soldat, der auf Schildwache steht, seinen Posten verlassen darf, ehe ein andrer von seinem Feldherrn in die Stelle gesetzt wird. So vortreflich Sokrates über die Unsterblichkeit dachte, so übel wandte doch sein Schüler Cleombrotus diese Lehre an: denn kaum hatte er den Phädon gelesen, und sich von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt; so stürzte er sich von einem Thurm herab, um seine Ueberkunft ins ewige Leben zu beschleunigen. Hegesias zu Cyrene wuste alle Müh-

*) Και γαρ σημα τινες Φασιν αὐτο εἰναι της ψυχης, ὡς τεθαμμενης ἐν τῳ νυν παροντι και διοτι αὐ τουτῳ σαμκινει, ἀ ἀν σημηνῃ ἡ ψυχη, και ταυτῃ σημα ὀρθως καλεισθαι δοκουσι μεντοι μοι μαλιστα θεσθαι ὁι ἀμφι Ορφεα τουτο το ὀνομα, ὡς δικην διδουσης της ψυχης, ὡς δη ἑνεκα διδωσι. τουτον δε περιβολου ἐχειν, ἱνα σωζηται δεσμωτηριου εἰκονα. εἰναι οὐν της ψυχης τουτο αὐτο ὡσπερ ὀνομαζεται, ἑως ἀν ἐκτισῃ τα ὀφειλομενα, το σωμα.

Platonis Cratylus p. 264. edit. Bipontin.

Mühseligkeiten des menschlichen Lebens von der Geburt bis zum Grabe so künstlich zusammenzudrängen, daß viele von seinen Zuhörern sich selbst entleibten *); und Ptolemäus Philadelphus muste es ihm verbieten, dergleichen Vorträge zu halten, damit dem Selbstmord Einhalt geschähe. Einige Völker giengen noch weiter, sie suchten eine besondre Ehre und Verdienst darinn, ihr Leben gewaltsam zu verkürzen, oder sie vollbrachten diese Handlung aus übertriebner Religiosität; man denke hier vorzüglich an jene ägyptische Schwärmer und indische Weiber. Bey den Japanern konnte man durch eine solche Handlung sich selbst die Anbetung erwerben; gewiß einer der stärksten Bewegungsgründe, sich das Leben zu nehmen. Daher sieht man in Japan eine große Menge, die entweder aus Mißvergnügen, Ehrgeiz oder aus andern Ursachen ganz öffentlich sich selbst entleiben, und von denen man, wenn sie einige Zubereitungen dazu gemacht, sich Busübungen aufgelegt, vor dem Volk gepredigt oder Allmosen gegeben haben, nicht nur glaubt, daß sie in einen glücklichen Zustand übergegangen sind, sondern die auch unter die Zahl der Heiligen aufgenommen und angebetet werden; ja deren Werkzeuge man sogar als Reliquien aufbewahrt. Die Verehrer des Xaca ersäufen sich gemeiniglich im Meer, in einem großen Fluß oder Sumpf mit großen Ceremonien. Ihre Freunde und Anverwandte begleiten sie an den Ort, wo sie ihnen einen schweren Stein an den Hals binden, die Ermel

*) Er bekam daher im Alterthum den Namen eines Lobredner des Todes, πεισιθανατος.

und Taschen ihrer Kleider mit kleinen Kieselsteinen anfüllen; worauf sie nach einem traurigen und feierlichen Abschied ins Wasser springen. Die Anhänger des Amida sterben durch gewaltsamen Hunger in einem engen Behältniß, wo sie nur so viel Platz haben, daß sie sitzen können. Sie lassen sich in einer Mauer einmauern, so daß sie nur durch ein kleines Loch Luft schöpfen, und rufen so lange die Gottheit an, bis sie sterben. — So erhitzt der Gedanke an die Vergnügungen jenes Lebens die Einbildungskraft der Kamtschadalen so sehr, und erfüllt sie mit einer so ungeduldigen Sehnsucht nach ihrem Genuß, daß sie durch einen Selbstmord den Tod vor der Zeit herbeyrufen, um jene Freuden zu geniessen.

Bey diesem allgemeinen Glauben, da der Mensch selbst bey der Roheit des Verstandes vor Vernichtung zurückbebt, denkt jedes Volk sich sein Elysium als einen Inbegrif der ihm bekannten Vergnügen und Geschäfte; bald hält man es für eine Fortsetzung des jetzigen Lebens, wo man aber frey von Trübsal und Schwachheit ist, als eine Wohnung, wo ewiger Frühling herrscht, und die Wälder vom Wilde und die Flüße von Fischen wimmeln, wo man ohne Mühe und Arbeit einen beständigen Ueberfluß geniesset, bald für einen glücklichen Zustand aller Bewohner, bald für Austheilung von Belohnung und Strafe. Der simpelste Begrif war wol immer der, daß man es für eine Fortsetzung des jetzigen Lebens hielt. Daher man auch diesen Begrif bey den meisten Wilden antrift. Der Wilde in Amerika, der sich seinen Begrif vom

Him-

Himmel nach der Erde bildet, fordert da geschickte und erfahrne Jäger, unternehmende, kühne und glückliche Krieger, die sehr viele Feinde erlegt, gemartert und verzehrt haben. Die Kamtschadalen, die jenes Leben als eine Fortsetzung des jetzigen ansehen, lassen alle verstorbenen Personen in glückliche Wohnungen unter der Erde versammlet werden, wo sie ihre Weiber, Hütten, Kleider und Geräthe eben so wieder finden, als sie sie auf dieser Welt verlassen haben, und sich auf eben die Art mit Fischen, Jagen u. s. w. als auf Kamtschatka beschäftigen; nur mit dem Unterschiede, daß in den Orten der Glückseligkeit sich keine feuerspeiende Berge, Sümpfe, Ströme, Ueberschwemmungen, unergründlicher Schnee und zu harte Kälte finden, und Jagd so wenig als Fischfang jemals fehlschlagen. Ihre unterirdischen Wohnungen sind weiter nichts, als ein etwas verschönertes Kamtschatka, doch ohne Unbequemlichkeiten, die sie sonst in ihrem Vaterlande haben, ohne Störung von Cosaken und Russen. Ihre Unterwelt ist aber im geringsten kein Stand der Wiedervergeltung, wo der in diesem Leben gedruckte Tugendhafte für seine Leiden belohnt, der glückliche Lasterhafte aber seinen Thaten gemäß bestraft wird. Sie kennen also keine Oerter der Quaal, und kein ungleiches Schicksal für Böse und Gute. Alle Handlungen, die wir Laster nennen, scheinen ihnen entweder gleichgültig und keiner Strafe werth, oder sie glauben auch, daß sie durch die nothwendig aus ihnen fließenden üblen Folgen hinlänglich bestraft würden. Alle Kamtschadalen hoffen daher in jener Welt gleiche Seligkeiten, nur mit dem Unterschiede, daß diejenigen,

die auf Kamtschatka arm waren, und Besitzer von wenigen oder magern kraftlosen Hunden, in jener Welt reich und mit starken fetten Hunden versehen seyn werden, damit es einigermassen gleich zugienge. Haetsch ist ihrem Vorgeben nach der vornehmste in der Unterwelt. Denenjenigen, die in einem alten und sehr schlechten Hundepelz ankommen, und keine große fette Hunde vor dem Schlitten haben, denen giebt er einen neuen Pelz, gute Hunde, und weiset ihnen einen schönern und nahrhaftern Ort an, als andern, dann bauen sie Ostroge *), Balagamien, fangen Fische, Thiere, Vögel, essen, trinken, singen und tanzen. Jeder erhält seine Weiber wieder. Auch versprechen sie demjenigen einen höhern Grad von Glückseligkeit, der sich todt oder lebendig von Hunden hat verzehren lassen. Die meisten Kamtschadalen suchen und finden daher ihr Grab in den Eingeweiden dieser ihrer Hausthiere **). Da Gesang und Tanz Hauptvergnügungen des Wilden sind, so findet er auch diese in seinem Himmel, nur sind vorher einige Schwierigkeiten zu überwinden, die vorzüglich der Weg macht, denn sie müssen über schauckelnde und schmale Brücken, worüber nur eine Seele kommen kann. Diejenigen, die so glücklich sind, ihren Weg fortzusetzen, treffen bey ihrer Ankunft ein großes und schönes Feld an, auf dessen Mitte eine weitläuftige Cabane aufgerichtet ist, worinn

*) Ostroge, eine Wohnung der Familie.

**) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. p. 271. Meiners vermischte philosophische Schriften. Th. I, pag. 169.

worinn Ataentsic wohnet, die nach ihren Begriffen über die Seelen der Verstorbenen herrscht. Wenn sie nun in dieses Land ihrer Vorfahren, das sie sich gegen Osten denken, angekommen sind; so sind sie dem Orte nahe, wo die Trommeln und der Klang der Schildkröten die tactmäßige Bewegung der Verstorbenen auf eine bezaubernde Art anzeigt. Jetzt werden sie von Vergnügen hingerissen, und der Laut der Musik führt sie zu dem angenehmen Ort, wo die Seelen in steter Freude leben. Diese bringen sie nach der Ataentsics Cabane, und mitten in die Versammlung der Tanzenden, wo sie sich unter die Reihe der Tänzer mischen, nachdem sie vorher durch Leckerbissen sich wieder erholet haben. — So denken sich die Einwohner auf den Marianischen und Ladronischen Inseln den Himmel als eine Gegend unter der Erde, die mit Cacaobäumen, Zuckerrohr und andern herrlichen Früchten angefüllt ist. Die Hölle ist ein großer Ofen, der stets glühend heiß ist. Ihr Zustand in der andern Welt hängt nicht von guten oder bösen Handlungen, sondern von der Art ihres Todes ab. Diejenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, gehen geradesweges in den Himmel, sie mögen immer frey sündigen, wenn sie nur ihre Personen wider Gewaltthätigkeit sicher stellen können. Allein Krieg und Blutvergiessen wird von ihnen verabscheuet, weil diejenigen, die einen gewaltsamen Tod haben, grade in die Hölle fahren.

Eben so unvollkommen waren die Begriffe der Grönländer *). Die Seele soll sich nach dem Tode einem

*) Cranz Geschichte von Grönland.

einen Ort in der Tiefe der Erde zum Aufenthalt wählen, wo ewiger Sommer, schöner Sonnenschein, keine Nacht, gutes Wasser, und ein Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren ist, die man ohne Mühe fangen kann, oder die man gar schon in einem großen Kessel kochen findet. Dahin kommen aber nur die guten arbeitsamen Leute, die große Thaten gethan, viel Wallfische und Seehunde gefangen, viel ausgestanden haben, oder gar im Meer ertrunken, oder über der Geburt gestorben sind u. s. w. Der Weg dahin aber ist schwer, man muß fünf Tage lang oder noch länger an einem rauhen Felsen, der schon ganz blutig ist, herunterklettern. Die Reise ist gefährlich, sie geschieht im Winter und Sturm, und man kann leicht des zweyten Todes sterben. Dann wohnen sie in Zelten, um einem großen See, in welchem Fische und Vögel die Menge sind *). Die untauglichen und faulen kommen oben in den Himmel, wo ein Mangel an allem ist, und die Seelen mager und kraftlos sind, sie können auch wegen der geschwinden Umdrehung des Himmels keine Ruhe haben. Die bösen Leute und Hexen werden daselbst von den Raben so geplagt, daß sie dieselben nicht aus den Haaren abhalten können.

Andere Grönländer setzen den Ort der seligen Seelen in den Himmel, wo sie ihnen Seehundsköpfe anweisen, die nie verzehrt werden. Sie kommen gleich den Abend nach ihrem Abschied bey dem Mond, der ein

*) Wenn dieser See überfließt, so regnets auf der Erde; sollten einmal seine Dämme durchbrechen, so gäbe es eine allgemeine Sündfluth.

der ein Grönländer gewesen ist, spielen mit den übrigen Seelen Ball und tanzen *). Die verständigsten Grönländer aber, welche die Seele für ein geistiges immaterielles Wesen halten, lachen über das alles, oder sagen: Wenn ein solches leibliches Paradies wäre, so müßte es im Himmel seyn, und nur eine Zeitlang dauren, hernach kämen die Seelen in die stillen Wohnungen. Die Hölle sey in der unterirdischen Gegend ohne Licht und Wärme, voller Schrecken und Angst. Diejenigen, die dies glauben, führen ein ordentliches Leben, und enthalten sich alles dessen, was nach ihren Gedanken böse ist. Ueberhaupt haben die Grönländer eine bange Bekümmerniß wegen ihres Zustandes nach dem Tode, und wünschen nach ihrem Abschiede aus der Welt zu dem Torngarsuck, nicht aber zu dem bösen Geist, der Göttin unter der Erde, zu kommen.

Die meisten Neger glauben **), der Verstorbene gehe gleich nach dem Tode in eine andre Welt, wo er in eben der Verfassung wie hier lebe, und alle Opfer, die ihm seine Freunde nach dem Tode bringen, gebrauche. Einige glauben, der Todte werde unmittelbar zu einem berühmten Fluße gebracht, der sich tiefer im Lande befinde, und Bosmanque heisse. Hier fragt ihn Gott, was er für ein Leben geführt? Wenn er die Festtage des Fetisch sorgfältig beobachtet, sich aller verbotenen Speisen enthalten, und seinen Eid heilig gehalten hat; so wird er sanft über den Fluß in ein Land geschwemmt, das an allen Arten von Vergnügungen einen Ueberfluß besitzt, wie etwan das muha-

mes-

*) Die Grönländer halten das Nordlicht für eine Gesellschaft tanzender Seelen.

**) Bosmann Reise nach Guinea. 1708.

medanische Paradies. Hat er aber wider eine von diesen Regeln gesündigt, so stürzt ihn ihr Gott in den Fluß, wo er ersäuft, und in die ewige Vergessenheit kömmt. Andere glauben, sie kämen nach dem Tode ins Land der Weissen, und würden in Weisse verwandelt, müsten also eine Seelenwanderung erfahren. Die Bewohner von Whidah weisen der Hölle einen gewissen Ort unter der Erde an, wo die Gottlosen und Verdammten mit Feuer bestraft werden.

Die Tscheremissen glauben, daß die abgeschiednen Seelen in eine andre Welt versetzt werden, wovon sie keinen andern Begrif als den Namen haben. Diejenigen, welche hier ein böses Leben geführt, und die Götter nicht verehrt haben, werden auf eine gewisse schwarze Erde verpflanzt werden, wo sie beständigen Frost und ängstliche Uebelkeit empfinden. Rechtschaffene und tugendhafte Leute werden einen hellen Ort bewohnen. Ihre ganze Zufriedenheit und Glückseligkeit ist darinn zu suchen, daß sie unsterblich und von Krankheiten frey seyn, und von derjenigen Familienfreundschaft ungetrennt leben werden, die ihnen auf Erden lieb und werth gewesen. Sie werden Vieh und Bienen in Menge haben. Allein bey dem allen müssen sie ihren Acker pflügen, und andre Bauerarbeit verrichten *).

Es verräth schon immer einige Aufklärung, wenn man sich den Zustand nach dem Tode getrennt dachte, und Wohnungen der Freude und Oerter der Quaal annahm; und jene mit guten, diese aber mit bösen Menschen

*) Rytschkow's Tagebuch. Riga 1774. p. 96.

schen bevölkerte. Nur hüte man sich, wenn von guten Menschen gesprochen wird, nicht an christliche Gute zu denken. Es sind nemlich solche Menschen, die gewisse Religionsmeinungen gehegt oder verworfen, gewisse an sich gleichgültige Gebräuche und Handlungen verrichtet, oder vernachlässiget haben. So bestimmten in gewissen Religionen die Wallfahrten den Menschen für den Himmel, wie z. B. bey den Muhamedanern die Wallfahrt nach Mecca, und bey den Japanern nach Isje. In Indien war es etwas verdienstliches für den Himmel, wenn man sich täglich dreymal im Ganges badete. Jener feine Begrif, den wir vom Himmel haben, läßt sich bey rohen Völkern gar nicht erwarten. Viele hielten nach den Schilderungen, die man ihnen von den Freuden des Himmels der Christen machte, ihn gar nicht für wünschenswerth. Ein Kamtschadale sagte zu Steller *), daß er sich deswegen nicht wolle taufen lassen, weil er sonst im Himmel müste, und gönne er solchen den Russen von Herzen, selbsten aber wolle er unter die Erde zu den Seinigen: und würde es bey den Cosacken im Himmel nicht besser hergehen über die Jtälmenen, als nunmehro, welches man so mit Geduld tragen müsse. Die Calmyken **) machen einen Unterschied zwischen der Belohnung guter und Bestrafung böser Thaten. Für die größte Sünde halten sie den Unglauben gegen die Religion und Lästerung der Burchanen, Versagung der Abgaben an die Burchanen und Verachtung des

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. S. 271.

**) Lepechin's Reisen durch verschiedene Theile des russischen Reichs, Th. I. p. 288.

des geistlichen Standes. Nach diesen folgt der Todtschlag, nicht allein der an Menschen, sondern auch der an jeder lebendigen Creatur bis auf das geringste Geschöpf begangen wird, und so fort. Sie haben sich einen Richter ausgesucht, welchen sie Irlik Chan nennen. Seinen Thron setzen sie zwischen Himmel und Erde in die Mitte, wo er mit vielen tausend schwarzen Tengren umgeben ist. Vor ihm müssen alle Seelen mit ihren zugeordneten Gerichtsbedienten vor Gericht erscheinen, große Heilige ausgenommen, welche geradesweges wie eine feurige Seele zum Himmel fahren. Die Gerichtsbediente sind schwarze oder weisse Tengren, d. i. böse Geister und Schutzgeister, wovon allem, was Odem hat, einige zugegeben sind. Die Gerichtsdiener müssen bey diesem Gericht Sachwalter seyn. In einer großen mit weissen Mauren umgebenen Stadt, woselbst beständig auf großen Pauken geschlagen wird, hat Irlik Chan, ein mächtiger Burchan *), der unumschränkte Beherrscher der Hölle und Richter der abgeschiedenen Seelen, seinen Pallast. Diesseit desselben ist ein weites Meer, welches aus lauter Urin und Unflath besteht, und der erste Aufenthalt der Verdammten ist. Ueber dieses Meer führt ein eiserner Pfad, der diese wunderbare Eigenschaft hat; daß, wenn ruchlose Seelen, welche die drey Hauptstücke ihrer Religion oder das Gurban Erdeni verachtet und die Geistlichkeit nicht geehrt haben, darüber wandern, so wird er unter ihren Tritten so dünne, wie ein Haar, zerreisset endlich, und die Verbrecher werden sogleich an diesen Ort ihrer Bestrafung ohne

*) Pallas Reisen durch Rußland. Th. I. p. 283.

ohne Verhör hinabgestürzt. Weiterhin sieht man ein Blutmeer, in welchem viele Menschenköpfe schwimmen. Die Strafen sind sehr mancherley, nach den verschiedenen Verbrechen, doch nicht ewig. Die Zeit ist für einen jeden bestimmt, aber fast so gut, als unendlich. Die Sünder müssen oft die Marter zwey hundert Millionen mal tausend Jahre ausstehen, nach deren Verlauf werden sie herausgelassen, und bekommen Leiber von lebendigen Geschöpfen in dieser Welt zu bewohnen, und also wird vielleicht aus einem alten kalmykischen Chan eine Kohlmade oder eine Wanze *). Der andre Ort der Marter besteht in dunklen höllischen Hölen, worinn die Menschen unaufhörlich mit zwey eisernen Platten gepreßt werden; und dieser Marter ist immer noch einmal so lange Zeit gesetzt, als der vorigen. In dem fünften werden die kalmykischen Sünder in Pfannen und an Bratspiessen wie Fische und Vögel gebraten. Die sechste Classe wird in einen unflätigen Ort geworfen werden, wo es abscheulich stinkt. Wollüstigen Reichen, welche keine Barmherzigkeit geübt haben, wird ihre eigene Schwere zur Last fallen, ihr Kopf wird so groß seyn, wie ein Hügel, Hals und Füsse so dünne, wie ein Haar, der Leib aber wird einen ungeheuern Berg vorstellen. Für diejenigen, welche die Worte der Burchanen und die Geistlichkeit nicht in Ehren gehalten haben, ist ein entsetzlich großer Kessel voll Pech bestimmt, worinn diese Sünder werden gesotten werden. Für diejenigen, so

irgend

*) Lepechins Reisen durch Rußland. Th. I. 288.

irgend ein Thier umgebracht haben, sind Haken angemacht, woran sie an den Ribben aufgehängt werden. Diese Haken lassen sich durch eine gewisse Kraft mit den Leuten herab, wo sie andre Haken auffassen, und ihnen Theile von dem Leibe abreissen, welche wieder nachwachsen. Diebe und Ehebrecher werden in einem kalten See gepeinigt, wo sie nach Untergang der Sonne bis zu ihrem Aufgange einfrieren, bey dem Sonnenschein aber wieder herausgezogen werden, so daß einige Glieder, weil sie eingefroren sind, in dem Wasser bleiben. Gegen Abend werden sie wieder in das nämliche Wasser versenkt, daß die Glieder wieder zusammen wachsen, und so fort. Es giebt aber auch gewisse Mittel, diesen Strafen zu entgehen, wenn die Burchanen Fürbitten für die Todten einlegen, gewisse Bücher bey dem Verstorbenen gelesen werden, welches aber durch den Mund eines andächtigen Geljunen geschehen muß.

Irlik Chan hat auch ein Tagebuch, Algan Tali genannt, worinn alles Betragen der Menschen eingetragen wird, darinn sieht er öfters nach, damit er nicht von dem Sachwalter oder von dem vor Gericht stehenden betrogen werde. Ist die Sache streitig und zweifelhaft, so wiegt er es in einer Wage ab. In eine Schale legt er die Sünden, in die andre die guten Werke, und nachdem die eine oder die andre den Ausschlag giebt, wird auch das Urtheil gefällt. Ihren Gedanken nach muß man fest im Gedächtniß haben, was man in dieser Welt Gutes gethan hat, und es dem Irlik Chan dreist vorhalten, sonst kommen die Schüchternen zuweilen statt des Paradieses in die

Hölle,

Hölle, weil es mannigmal den Sachwaltern nicht beifällt, was ihren Schutzverwandten rechtfertigen oder verdammen kann; Jrlik Chan aber, der vieler Geschäfte wegen, in seinem Buch nicht nachsieht. Diesen Irrthum beweisen sie mit Beispielen vieler aus jener Welt zurückgekommenen Seelen. Sie nehmen verschiedene Grade des Paradieses an, jedem Burchan schreiben sie einen besondern Himmel zu, in welchem er mit den Seelen der Gerechtigkeit seine Hofhaltung hat. In einem Buche, Dorscho Szodba, das sie sehr hoch halten, steht ein Verzeichniß von den aus jener Welt zurückgekommenen glücklichen Seelen.

Die Apalachiten glauben, daß diejenigen Menschen, die gut gelebt, gen Himmel führen, und unter die Sterne gesetzt würden. Den Bösen weisen sie die Abgründe der höchsten Berge gegen Norden unter den Bären mitten unter Eise und Schnee an. Sie nennen den Himmel Hamampascha, welches soviel als die Oberwelt heißt, und die Hölle Ucupacha oder die Unterwelt. An diesem letztern Orte herrschet ein böser grausamer Geist, welchen sie Cupai nennen, zu welchem die Bösen kommen, und von dem sie gemartert werden *). So glaubten die Magier, welche dem Zoroastar auf seiner Reise folgten, die Seele sey unsterblich, sie wäre von oben hineingekommen, um dem sterblichen Leibe zu dienen, und sie würde wiederum dahin zurückkehren, woher sie gekommen wäre. Es komme darauf an, wie sie dem Körper gedient habe,

*) Sammlung der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. XVI. 507.

je nachdem komme sie an einen glücklichen oder unglücklichen Ort. Der alte Zoroaster lehrte die Perser eine Auferstehung der Todten. Er sprach von einer allgemeinen Auferstehung, wo die Guten in das Reich des Lichts gehn, die Bösen aber in dem Reiche der Finsterniß ewige Strafen ausstehen würden.

Die nordischen Völker, als die Celten, nahmen einen doppelten Zustand nach dem Tode an, so wie die Stoiker *). Dieser Zustand der Seligen währe nur bis zur Morgendämmerung, nemlich bis zur Verbrennung der Welt. Und Seneka sagt: es wird eine Zeit kommen, wo die Welt, um sich zu erneuern, vergeht; sie wird durch ihre eigne Kräfte einstürzen, alles wird verbrennen **), und die ganze Materie durch ein Feuer verzehrt werden. Auch wir glücklichen Seelen werden dann, wann alles fällt, ein kleiner Beitrag zu diesem großen Einsturz seyn, und wieder in die alten Elemente verwandelt werden. Die Edda führt diesen Satz noch weiter aus: dann werde die Sonne schwarz werden, die Erde ins Meer versinken, und das Feuer alles verzehren. Dies wird nicht ohne großes Krachen geschehn, Zeichen werden vorhergehn ***): der Wolf Fenris wird den Mond verzehren, man

*) Zenonem Stoicum inferos esse statuisse: sedes piorum ab impiis esse discretas: et illos quidem quietas ac delectabiles incolere regiones: hos vero luere poenas in tenebrosis locis atque in Coeni voraginibus horrendis.

Lact. Inst. Div. VII, 7.

**) Iacob Thomasii Dissert. de exustione mundi Stoica.

***) Edda Stroph. LII. Nigrescit sol, Immergitur mari tellus,
Disparescunt e coelo Serenae stellae,
Saevit ignis Sub seculi extremitatem
Lambit ascendens flamma Ipsum coelum.

man wird das Gebelle des Höllenhundes hören. Nach einer Verbrennung *) werden glückliche Zeiten kommen, die Länder werden von selbst Früchte bringen; zwey Menschen, Leichthrases und Lif, Mann und Frau, werden aus dieser Verwüstung übrig bleiben, und die neue Welt mit neuen Einwohnern bevölkern. In Gimle werden sich die glücklichen Menschen aufhalten, wo lauter Freude ist; in Nastrand aber Traurigkeit, wo schreckliche Schlangen sind. In Valhalla war der Aufenthalt der erschlagenen Helden; Odin war hier der Oberste, er allein trank Wein, die übrigen bekamen Bier, das ihnen von Jungfrauen gereicht ward.

In den Mysterien, vorzüglich zu Eleusis, trug man die Lehre von einem Leben nach dem Tode vor, dort sah man sinnlich die Freuden und Qualen der Unterwelt vorgestellt, sah in den lichtvollen Gegenden Elysiums die Seligkeiten des Himmels; hörte aber auch im Orkus das Winseln und Klagen der Verdammten. Hier bekam man die größte Gewisheit von der

*) Manchem wird es vielleicht auffallend seyn, bey den alten Celten und den Stoikern schon von einem Untergang der Erde durchs Feuer zu finden. Allein wundern darf man sich über die Entstehung dieser Lehre gar nicht. Der Mensch sahe, daß durchs Feuer heterogene Dinge konnten von einander getrennt werden, und daß eben durch die Absonderung des Wassers und der erdigten Theile diese Welt entstanden sey, er findet noch jetzt in dem Schooß der Erde Behälter von Feuer. Wie leicht kann er sich denken, daß dieses Feuer zunimmt, die Feuertheile sich zusammendrängen und vereinigen, und so eine allgemeine Verbrennung der Erde entsteht!

Unsterblichkeit der Seele, und die nächsten Ansprüche an den Freuden des Himmels. Sophocles glaubte, daß diejenigen, die sich einweihen liessen, mit den Göttern einerley Wohnung hätten, die andern aber würden im Staube und Moder umkommen, und Plato erwartete für die Eingeweiheten einen glücklichern Zustand, als für die übrigen.

In den ältesten Zeiten von Griechenland zeigte ἀΐδης bloß den Zustand nach dem Tode an, ohne Rücksicht auf Belohnung und Strafe, Gute und Böse waren untereinander gemischt. Ins Elysium kamen bloß die Verwandten der Götter und die Helden des goldnen Zeitalters. Der Tartarus aber war der Aufenthalt bloß von Titanen, nicht von allen bösen Menschen. Alle übrige, sowol gute als böse Menschen, kamen in Hades, wo sie ihre Lebensart, Beschäftigung, Gewerbe u. s. w. fortsetzten. Pindar und die alten Tragiker machten die Griechen zuerst auf eine Vergeltung des Guten und des Bösen nach dem Tode aufmerksam, und da machte man erst das Elysium zum Ort der Seligen, den Tartarus aber zum Aufenthalt der Lasterhaften. Schade war es immer, und trug viel zum Sittenverderbniß bey, daß diese Lehre in den spätern Zeiten so sehr dadurch verdorben ward, daß die Schüler des Orpheus und Musäus vorgaben, man könne durch Reinigung und Einweihung in die Mysterien von aller Schuld und Strafe frey werden, und ewige Seligkeit geniessen.

Die Dichter nahmen drey Oerter an. Elysium, die Wohnung der Frommen, Inferni, den Sitz der

Schul-

Schuldigen, und Tartarus, den Aufenthalt der Gottlosen. Man bestimmte die Glückseligkeit in jenem Leben sehr verschieden. Sokrates setzte sie in dem Umgang mit den großen Gesetzgebern, Helden, Weisen und Dichtern der Vorzeit, und eben dies that auch Seneka, als er die Marcia, wegen des Verlustes ihrer Söhne tröstete, dessen Seele jetzt in der Gesellschaft der Scipionen und Catonen wäre *). Plato glaubte, daß eine ungestörte Untersuchung der ewigen Wahrheiten, und die freie ungehinderte Betrachtung der unermeßlichen Himmelskörper und aller uns entweder unbekannten oder doch räthselhaften Wunder der Natur die reinen entbundenen Seelen beseligen würde. Homer hingegen setzt die Seeligkeit im sinnlichen Genuß, in vollen Bechern von Nectar, und in reichen Tafeln von Ambrosia. Virgil beschreibt den künftigen Aufenthalt als die schönste Gegend, und, so wie die Dichter sich überall Bilder bedienen, so geht es auch hier.

Die heutigen großen mahomedanischen Völker nehmen auch Oerter der Seligkeit und Quaal, und zwar in 7 verschiedenen Stufen, an, wo das Verdienst belohnt und die Schuld bestraft wird, allein sie verheissen das Paradies nicht den Weisen und Tugendhaften, sondern nur denjenigen, welche die willkührlichen Gesetze des Corans genau ausgeübt und geglaubt haben, so wie man bey den Hindus ohne ein tugend-

*) Ad excelsa sublatus inter felices currit animas, excipitque illum coetus sacer, Scipiones, Catonesque, utique contemplatores vitae, et mortis beneficio liberi.

Seneca ad Marciam c. 25.

haftes Leben durch gleichgültige Handlung, als durch das Verbrennen bey dem Grabe, oder durch sorgfältige Beobachtung des Badens im Ganges, sich es erwerben kann. Zum Paradies führt eine Brücke, es giebt eine hohe Mauer, worüber man die Qualen der Verdammten sehen kann. Im Paradies selbst giebt es Zelte mit kostbaren Edelgesteinen ausgeschmückt, die herrlichst besetzten Tafeln mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränke, und man genießt des Umgangs der blühendsten Jungfrauen. So sinnlich dachte sich der Mahomedaner sein Paradies. Die Qualen der Verdammten sind nicht ewig; sondern Bösewichter, besonders Ketzer, wenn sie genug gebüsset haben, werden aus den Oertern der Qual befreiet.

Das Todtengericht bey den Aegyptiern, das zu Memphis am Ufer des Acheron gehalten ward, da nach dem Tode Richter bestellt waren, die die Handlungen der Verstorbenen untersuchen musten, half den Griechen auf die Idee, durch die Söhne des Jupiters, den Rhadamanth, Minos und Aeacus ein Gericht über die abgeschiednen Seelen halten zu lassen, die ihnen nach ihren Handlungen entweder die elysäischen Felder anwiesen, oder ihnen empfindliche Strafen im Tartarus zuerkannten. Die Ueberfahrt der Todten über den Nil, machte, daß man auch einen Fluß in der Unterwelt, den Styx, erdachte, und den Charon zum Fährmann bestimmte. Sehr vortreflich schildert Virgil diesen Charon in seiner Aeneide, Buch VI. v 298. Charon, der Regent dieser schrecklichen Ufer, ein schmutziger Greis, mit einem langen graulichten Bart. Starr stehen seine feurigen Augen, von seinen

Schul-

Schultern hängt ein schmutziges Gewand, umfaßt von einem Gürtel. Er spannt seine Seegel aus, und steuert mit seinem Ruder, und nimmt die schwebenden Schatten in seine schwarze Barke. Er scheint bey Jahren zu seyn, aber sein Betragen ist noch frisch, und seine Kräfte männlich. Dieser geizige Alte muste vorher bezahlt werden, daher man dem Todten etwas Geld mitgab, wie noch Sitte bey den Moskoviten ist, die noch ausserdem einen Paß hineinlegen, der so lautet: Ich Endesunterschriebener, N. N., oberster Priester, bezeuge, daß N. N. eine Person von gutem unsträflichen Leben und gesitteten Umgange war. Friede sey mit seiner Seele!

Der Himmel war bey vielen Völkern nur der Besitz der Patrioten, der Vornehmen, der Reichen und Angesehenen im Volk. Die Mexicaner bestimmten ihn für diejenigen, die im Gefecht geblieben, oder von Feinden geopfert waren. Alle Wilde in Amerika, die unumschränkten Beherrschern gehorchen, glauben, daß entweder nur ihre Häupter in die Oerter der Seligkeit, nemlich in die Sonne, gelangen, oder daß, wenn sie auch hinkämen, sie ihren Häuptern wie auf dieser Erde dienen müsten. Fast alle Einwohner der Südseeinseln haben eben diese Meinung angenommen, und glauben, daß sie dort einen Ueberfluß von Brodtfrüchten, Schweinefleisch und andern Nahrungsmitteln, die sie am meisten schätzten, finden würden. Die Seelen der gemeinen Menschen kämen gleich nach der Verwesung des Körpers um, oder würden von Raubvögeln verzehrt, oder wanderten unaufhörlich in un-

reinen oder räuberischen Thieren umher. Noch zu Peter des Ersten Zeiten glaubte der gemeine Mann in Rußland, daß er viel zu geringe sey, um mit Peter und seinen Edelleuten in Himmel zu kommen. Die alten tapfern nordischen Völker öfneten den Himmel nur allein Fürsten, Königen und Kriegern: Weiber und Sclaven schlossen sie von der Valhalla aus, nur bloß in dem Fall, daß die Weiber mit ihren Männern und Sclaven für ihre Herren stürben, in welchem Fall sie auch von Odin in Valhalla aufgenommen würden. Odin machte den Aufenthalt der Seligen zu einem Schauplatz kriegerischer Uebungen und geselliger Trinkgelage. Sage mir, spricht Ganglar in der Edda, wie bringen die Helden ihre Zeit zu, wenn sie nicht trinken? Har erwiederte: ihr tägliches Vergnügen besteht darinn, daß sie, sobald sie des Morgens ihre Rüstung angelegt, und ihre Waffen zur Hand genommen haben, auf dem Kampfplatz fechten und sich unter einander in Stücken zerhauen. Sobald aber als die Zeit des Mittagsmahls herannahet, schwingen sie sich gesund und rüstig auf ihre Rosse, und versammeln sich zum Zechen in Odins Halle. (Keysler Antiq. Select. Sept. et Celt. p. 127.)

Den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode, und den Eingang zur Unterwelt, dachte man sich sehr verschieden. Plutarch versetzte den Aufenthalt der Seelen

len in den Mond; sie erhöhen sich bis an das Firmament, welches der Ort ihres Ursprungs sey, denn die Seelen sind vom Himmel heruntergekommen, und gehen nach vielen Jahren wieder hinauf. Noch heut zu Tage geben mehrere amerikanische Völker der Milchstraße den Namen, den Weg der Seelen.

Was nun den Eingang zur Unterwelt selbst betrift, so fand man ihn in furchtbaren Schlünden, Hölen und Rissen, und gab verschiedene an. Z. B. die Höle des heiligen *) Patricius in Irland, einem Ort nahe

*) Nicht weit von Dungal in Irrland war eine Insel auf einem kleinen See, hier hatte man eine kleine Capelle neben einer natürlichen Höle erbauet. Von dieser Höle glaubte und sagte man in Irrland, daß sie vom heiligen Patricius durch ein Wunderwerk wäre geöffnet worden, um die Ungläubigen von der Wirklichkeit des Fegefeuers zu überzeugen. Personen, die neugierig genug waren, diese Höle zu besehen, legte man vierzehntägige Fasten und Andacht auf, um sie vorzubereiten, die Qualen der Seelen im Fegefeuer anzuhören. Wenn man durch diese langwierige Andachten die Einbildungskraft der Personen gespannt hatte; so führte man sie in die Höle des heiligen Patricius, und ließ sie da eingeschlossen, wo sie denn alle Stimmen hörten, und alle Schauspiele sahen, welche die Priester sie wollten hören und sehen lassen. Dann und wann verschwinden Personen in dieser Höle, entweder von dem mephitischen Dampf, oder man schaft sie weg, damit sie das Schauspiel nicht verrathen können.

nahe bey Bajä, wo der See Avernus ist, ferner bey Theben in Boeotien, bey Tartessus in Spanien, bey Cumana in Italien, und auf den canarischen Inseln, die man auch die Glückseligkeitsinseln nennt. Noch jetzt finden die alten Guebern, die sehr auf die Religion ihrer Vorfahren halten, den Eingang zur Unterwelt auf dem Feuerfelde bey Baku. Hier läßt die Natur ewiges Feuer lodern, da findet man gewöhnlich 40 bis 50 treue Anbeter des Feuers, die als Pilgrimme aus ihrem Vaterlande kommen, und nicht nur für ihre Sünden, sondern auch für Sünden andrer Vergebung erhalten. Nicht weit vom Tempel ist in einer niedern Vertiefung des Felsen ein horizontaler Riß, sechs Fuß lang und drey ohngefehr breit, hieraus kommt eine beständige Flamme, die, wenn der Wind wehet, bisweilen acht Fuß, bey stillem Wetter aber niedriger ist. Hier soll der Eingang ins Unterreich seyn *).

*) Hanway's I. Iournal of Travels. London 1754. Vol. I. p. 261.

Achtes Capitel.

Lehre von der Seelenwanderung.

Hos omnes, ubi mille rotam volvere per annos,
Lethaeum ad fluvium Deus evocat agmine magno:
Scilicet immemores, supera ut convexa revisant,
Rursus et incipiant in corpora velle reverti.

Virgilius.

Achtes Capitel.

Lehre von der Seelenwanderung.

Es gab wol mehrere Ursachen, woraus der Glaube an eine Seelenwanderung bey rohen und gesitteten Völkern entstand. Der Wilde, der seinen Jongleur in stundenlangen Ekstasen liegen sah, glaubte, die Seele dieses Mannes sey von ihm getrennt, und befinde sich jetzt in fremden Regionen. Daher denkt er an eine Wanderung der Seele in fremde Körper. Ein andrer sieht die große Klugheit der Thiere: auch ihnen schreibt er Vernunft zu, und erwartet von ihnen einen Zustand nach dem Tode. Die Kamtschadalen versprachen sich in ihrem Himmel eben die Thiere und Fische, die sie hier auf Erden hatten, weil sie auch da ihre Jagd und Fischfang fortzusetzen denken. Einige lehrten den Uebergang der menschlichen Seelen in menschliche Leiber, z. B. die nördlichen Völker, die Deutschen. Vorzüglich behauptete man dies von den Seelen zu früh verstorbener Kinder. Sie würden und müsten deswegen in die Leiber andrer Menschen wandern, damit sie vollständig und ausgewachsen wie die Körper würden, und fischen und jagen könnten. Viele Neger glauben noch jetzt, daß nur die Seelen aus königlicher Familie in Menschenleiber und zwar in Personen königlicher Familien einwanderten, die Seelen aller übrigen Menschen hingegen bald in den Limbus der

Thiere

Thiere, bald der Menschen zu wandern pflegten. Andre, als die Aegyptier und Indier, liessen menschliche Seelen in Thierkörper zurückkehren. So viel ist ausgemacht, daß alle diejenigen Völker, die Menschen in der Absicht opferten, um den Verstorbenen zu dienen, oder Begleiter in einer andern Welt nachzuschicken, unmöglich an Seelenwanderung denken konnten. Vielleicht sahen zuerst griechische Philosophen die Wanderung menschlicher Seelen als einen Zustand von Vergeltung oder Reinigung an. Der Abstand der Gottheit von der Menschheit schien zu groß, als daß die Menschen sogleich ohne Vorbereitung und Reinigung sollten in die Gesellschaft der unsterblichen Götter können aufgenommen werden; man nahm also einen Mittelzustand an, worinn die Seelen erst hiezu müsten vorbereitet werden, und die lasterhaften Menschen für ihre Vergehungen in Thierleibern Strafe büssen müsten. Der ganze Thierdienst in Aegypten ist ein Beweis von der Seelenwanderung, daß die Seelen nach dem Tode sich in Thierkörpern aufhielten. Von einigen Seelen scheinen die Aegyptier geglaubt zu haben, daß sie nach dem Tode sogleich zu den unsterblichen Göttern giengen, nemlich solche, die schon auf der Erde ein reines, unbeflecktes Leben geführt hätten, und nie Sclaven der Leidenschaften gewesen waren. Der Amenthes bey den Aegyptiern war der ἅιδης der Griechen, ein Ort, wohin die Seelen nach dem Tode kamen. Porphyr führt aus dem Euphantus folgendes Gebet an, daß sie im Namen des Verstorbenen zu den Göttern schickten: O Sonne*), Herrscherinn über

*) Osiris, oder die Sonne, war nemlich der höchste Gott bey den Aegyptiern.

über alles, und alle ihr Götter, die ihr das Leben den Menschen schenket, nehmet mich auf, und übergebt mich als einen künftigen Gesellschafter den ewigen Göttern. Nach dem Herodot aber (l. 2. c. 123.) musten die Seelen erst eine Wanderung vornehmen, in andre Thiere gehen, und dann, wann sie erst in Land und Wasserthieren und Vögeln sich aufgehalten, alsdann kämen die Seelen wieder in Menschenkörper, welche Umwanderung erst in 3000 Jahren geschähe. Wahrscheinlich ist, daß die ägyptischen Priester in ihren Meinungen selbst nicht einig waren, und daß einige eine Seelenwanderung annahmen, andere aber die Seelen der Rechtschaffenen sogleich zu den Göttern gehen liessen. Da die Seelen der Menschen Theile der Weltseele waren, und also von der Gottheit selbst herstammten; so musten sie auch dahin wieder zurückkehren. Nun waren die Seelen im Leben lange nicht gleich verunreiniget, und daher konnten die reinern auch geschwind wieder zur Gottheit kommen. Reinigung bedurften sie alle, doch brauchten einige hiezu weniger Zeit, die Unreinern aber und Lasterhaften erforderten sehr lange Perioden. Der ägyptische Hermes soll nach dem Stobäus gelehrt haben, daß die Seele nach dem Tode vielen Veränderungen, sowol glücklichen als unglücklichen, unterworfen sey. So würden zum Exempel die Seelen der kriechenden Thiere in Wasserthiere verwandelt, die Seelen der Wasserthiere giengen in die Leiber der Landthiere, die Seelen der Landthiere in fliegende Thiere, und diese wiederum in Menschen über. Die Seelen der Menschen würden

hernach zu Dämonen, und endlich zu Göttern verwandelt.

So läßt sich auf eine deutliche Weise die Metempsychose der Aegyptier erklären, von denen Pythagoras diese Lehre entlehnt, sie aber in einigen Stücken abgeändert hat.

Ob die alten Celten eine Seelenwanderung angenommen haben, darüber ist sehr gestritten worden, denn die Zeugnisse sind gleich; darf man dem Diodor glauben, so lehrten sie sie allerdings. Sie hatten die Meinung des Pythagoras, daß die Seelen der Menschen unsterblich wären, und nach dem Tode des Körpers noch eine gewisse Zeit wieder in andre Körper zurückkehrten. Dieserwegen schrieben sie Briefe, und warfen sie auf den Scheiterhaufen der Verstorbenen, gleichsam als wenn sie sie im Tode lesen sollten *). Man pflegt die Begräbnißgebräuche als Beweise anzuführen, daß sie keine Seelenwanderung gelehrt haben, da

*) Cäsar sagt, non interire animas, sed ab aliis post mortem transire ad alios. Lucanus l. I. v. 457.

Vobis auctoribus umbrae
Non tacitas Erebi sedes Ditisque profundi
Pallida regna petunt; regit idem spiritus artus
Orbe alio; longae, canitis si cognita, vitae
Mors media est. Certe populi, quos despicit Arctos,
Felices errore suo, quos ille timorum
Maximus haud urget leti metus: inde ruendi
In ferrum mens prona viris, animaeque capaces
Mortis: et ignauum redituraе parcere vitae.

Pomponius Mela sagt: daß die Seelen nach dem Tode zu den Manes giengen.

da sie alles, was ihnen in diesem Leben lieb war, als Pferde, Hausgeräthe und wol gar Sclaven verbrannten, damit sie diese Dinge im andern Leben bey den Manes gebrauchen könnten. Beydes läßt sich mit einander vereinigen, da diejenigen, die eine Seelenwanderung lehrten, auch ein Leben im Hades annahmen, wohin die Seelen kamen, bis sie nach vielen Perioden von Reinigung zu den Wohnungen der Götter gelangten. Der Zustand der Seelen nach dem Tode war doppelt, die Lasterhaften kamen in den Tartarus, wo vergiftete Flüße flossen, und der Drache Nidhugger alles zerfleischte. Durch diesen Drachen wollten sie wahrscheinlich den bösen Genium ausdrucken. Die Wohnung der Frommen aber war im Gimle, wo sie einen prächtigen Pallast bewohnten, der mit Gold gedeckt war, und wo sie alles mögliche Vergnügen genossen. In der Valhalla, worinn der Kriegsgott Odin ist, halten sich die Krieger auf, und leben hier so glücklich, als die Muhamedaner in ihrem Himmel.

In Indien nehmen noch jetzt zwey Secten eine Seelenwanderung an, sowol die Dschentu's auf der Küste von Malabar und Koromandel, als auch die Einwohner des Königreichs Bengalen. Thier- und Menschenseelen sind bey ihnen gefallene Engel, aus Thierseelen werden Menschenseelen, und Menschenseelen können wieder in Thiere übergehn. Die Seele, als ein intellectueller Tropfen, kehrt in das Meer der Gottheit oder des allgemeinen Weltgeistes wieder zurück, so wie die Stoiker die Seele als einen Tropfen aus dem Ocean der Gottheit ansahen, wohin er wieder

zurückkehre. Die gefallenen Engel waren bestimmt, 87 Wanderungen auszustehen, und von einem Thierkörper in den andern zu gehen, bis sie zuletzt die Gestalt eines Menschen annahmen; denn auf einmal liesse sich die Materie nicht reinigen. Die Befleckungen, die sie sich im Fleisch zugezogen hätten, wären zu groß, und liessen die Gegenwart Gottes und die Gesellschaft der reinen Geister nicht zu. Einige von den Braminen giengen sogar so weit, daß sie die Menschenseelen in Bäume und andre Gewächse wandern liessen, und deswegen brachen sie keinen Zweig ab, denn sie hielten ihn für den Arm eines Menschen, und assen nicht einmal Früchte, die Samen und Keime enthielten, weil sie glaubten, daß sie dadurch sich eines Mordes oder Todtschlages schuldig machten.

Pythagoras soll seine Lehre von der Seelenwanderung von den Braminen erhalten haben, wenigstens stimmt er in vielen Puncten mit ihnen überein. Dies erhellet aus seinem eignen Zeugniß, er sagt ja selbst von sich, daß, als Hermotimus gestorben, die Seele wieder in den Pyrrhus aus Delos gegangen sey; dieser hätte sich alles erinnert, wie er zuerst Aethalides gewesen, nachher Euphorbus, darauf Hermotimus, zuletzt Pyrrhus, und kurz darnach Pythagoras geworden. (Diogenes Laert. l. VIII.) Glaubte Pythagoras dies selbst nicht, so erdichtete er es doch wenigstens, um seiner Seelenwanderung desto mehr Gewicht zu geben.

Ein älterer Pythagoräer, Timäus aus Locrien, sagte: daß die pythagoräische Lehre von der Seelenwan-

wanderung nur erdichtet sey, um dem Menschen einen Abscheu vor dem Laster einzuflößen; so würden die Seelen der Feigen in Frauenzimmer, der Mörder in wilde Thiere, der Unzüchtigen in Schweine, der Leichtsinnigen in Vögel, der Schläfrigen und Unwissenden in Fische übergehen. Bey den Aegyptiern verbot man, einige Thiere zu essen, die dem Lande sehr nützlich waren, und gab vor, das Verbot geschehe deswegen, weil die Seele eines Menschen darein gewandert sey. Ob aber Pythagoras, wie Lactanz glaubt, die Seelenwanderung angenommen habe, um die Menschen vom Essen der Thiere abzuhalten, ist eine andre Frage. — Die Seelen kommen also nach dem pythagorätischen Lehrsatz gar nicht um, , denn sie sind von einer einfachen, ewigen Natur, sie existirten schon vor dem Körper, sie gehen nur von einem Körper zum andern über. Unter den Griechen war er der erste, der diese Lehre einführte, die vorher in den Mysterien eingeschlossen war. An eine allegorische Deutung läßt sich gar nicht denken, sondern er lehrte ausdrücklich, daß es eine gewisse Anzahl von Seelen gäbe, die von dem göttlichen Aether, welcher das göttliche Wesen und die Seele der ganzen Welt war, abgerissen wären. Diese würden zu gewissen Zeiten in Körper gesenkt, und müsten so lange die Körper edler und unedler Thiere durchwandern, bis sie völlig gereinigt wären, und dann wieder zu dem ätherischen Principio oder der Gottheit zurückkehrten, woher sie ihren Ursprung hätten. — Die Lehre von der Unterwelt kann mit der Seelenwanderung sehr gut bestehn. Pythagoras sagt selbst: er habe gesehn, was im Tarterus geschehn sey, es kehren

nemlich die Seelen nicht sogleich in neue Leiber, sondern sie kommen entweder zu den aetherischen Wohnungen, wenn sie gut gewesen sind, oder zu den Wohnungen der Finsterniß, wenn sie schlecht gehandelt haben, entweder in Thier- oder Menschenleiber. Die Seelen der Philosophen waren von dieser Wanderung ausgenommen. Daher bekam Merkur das Amt eines Führers der Seelen, weil er die Seelen aus dem Körper zur Unterwelt brachte, wo die unreinen von den Furien mit Ketten gebunden würden, damit sie sich den guten Seelen nicht nähern könnten. Ja sogar die ganze Luft wäre voll von Seelen, von Dämonen und Heroen, die den Menschen Träume eingäben, und Krankheiten ihnen zuschickten. (Diog. Laert. L. VIII)

Empedocles gieng noch weiter, als Pythagoras, er sagte: die Seele kann die Gestalten aller Arten von Thieren und Pflanzen annehmen, und wandert so lange, bis sie gereinigt ist, und zu Gott kommt, und, je mehr sie sich mit seiner Natur vereiniget, Gott wird. Die Seelen wanderten nach seiner Lehre also auch in leblose Dinge, er sagte von sich selbst *): ich war einmal ein Knabe und ein Mädchen, eine Pflanze, ein Fisch und ein Vogel.

Plato im Timäo spricht so von der Seelenwanderung: Gott mischte in eben dem Becher, in welchem er die Seele der Welt geschaffen hatte, deren noch übrig gebliebene Reste zusammen, die aber nicht mehr rein

*) Ἤδη γαρ ποτ' ἐγω γενομην κουρος τε κορη τε
Θαμνες' οἰωνος τε και ὀ' ἀλος ἐμπυρος ἰχθυς.

Diogenes Laertius. L. VIII.

rein und von einer weniger edlen Natur waren. Aus diesen Ueberbleibseln bauete er die Seelen der Menschen, vertheilte sie durch die himmlischen Körper, als ihre angemessene Wohnungen, und machte sie zuletzt mit der Natur des ganzen bekannt. Anfangs, in der ersten Periode ihres Daseyns, würden sie alle eine gleiche Glückseligkeit geniessen, dann werden sie aus ihren himmlischen Wohnungen herabsinken, und in zerbrechliche Körper eingeschlossen werden. Nach dieser Verwandlung würden sie die erste Classe unter den sterblichen Geschöpfen, ein eignes Geschlecht Gott erkennender Thiere, ausmachen, aus welchem Zustande sie sich durch ihr eigen Verdienst sowol zu den ehemaligen Vorzügen göttlicher Wesen wiederum erheben, aber durch eigne Schuld zu noch tiefern Graden der Erniedrigung herabsteigen könnten. Würden sie nemlich die unregelmäßigen Leidenschaften überwinden, so wäre es durch die Gesetze seiner Vorsehung und des Schicksals bestimmt, daß sie in ihre alte verlassene himmlische Behausungen wieder zurückkehrten; würden sie aber von Leidenschaften überwältiget, so müsten sie erst in weibliche und dann in thierische Körper wandern, und sich in ihnen so lange aufhalten, bis sie von allen Unvollkommenheiten gesäubert wären, und alsdann erst der himmlischen Seligkeit wieder theilhaftig werden könnten. Die ganz unreinen Seelen, die sich durch Missethaten verunreiniget, würden entweder in die Leiber der häßlichsten, gefräßigsten Thiere, die mit ihren bösen Trieben übereinstimmten, als Wölfe, Adler, Esel, Bären u. s. w. einkehren, oder sie würden auch im Tartarus versammlet werden. Die sich aber nicht so

häßlicher Verbrechen theilhaftig gemacht, würden sich so lange herumwälzen, bis sie von ihren Beleidigern Vergebung ihrer Sünden erhalten hätten. Die reinen Seelen aber, die sich mit der Betrachtung allgemeiner Wahrheiten beschäftiget, würden in den Schooß der Gottheit zurückkehren, und in der Gesellschaft der Götter eine ewige Glückseligkeit geniessen.

Seine Nachfolger stimmten nicht alle mit ihm überein, die meisten nahmen bloß an, daß die guten Seelen nach dem Tode belohnt, und die Bösen bestraft würden. Diese letztern würden nach einem festgesetzten Zeitpunct wieder zu dieser Welt zurückgesandt, um Proben von der Anwendung ihres freyen Willens abzulegen.

Viele stoische Philosophen nahmen ebenfalls eine Seelenwanderung an. Ein etwas aufmerksamer Blick auf die Natur lehrte sie, wie alles verwandelt werde, und alles in das große Magazin der Natur übergehe, damit aus den alten Theilen wieder neue Körper entstünden; und so glaubten sie denn auch, daß die Seelen der Menschen nicht untergiengen, sondern ihre Wohnung in neuen Körpern nähmen. — Porphyrius glaubte, daß man in den Mysterien des Mythras alle Einzuweihende von der Seelenwanderung habe überzeugen wollen. (de Abstin. IV. 16.) Er beruft sich für seine Meinung auf die Gewohnheit in den Mysterien des Mythras, nach welcher man allen Einzuweihenden männlichen und weiblichen Geschlechts die Namen verschiedner Thierarten von Löwen, Hyänen, Raben ꝛc. beilegte.

Sehr allgemein ist der Glaube an eine Seelenwanderung. Wir treffen ihn bey den Aegyptiern, Indiern, Japanern, Chinesen, Malabaren und Griechen, auf Java, Sumatra und Coromandel. Bey den Chinesen muß die Religion einen Vorwand zum Kindermord geben. Sie glauben, ihren Kindern dadurch einen Dienst zu thun, weil die Seele nach dem Tode zur Strafe für ihre Sünden aus einem Körper in den andern wandere. Je schneller sie also ihre Laufbahn vollende, desto eher komme sie zur Glückseligkeit. Die Wilden in Maynas glauben zwar an eine Wanderung menschlicher Seelen in thierische Leiber, übrigens bekümmern sie sich um die Dauer und Schicksale der menschlichen Seelen eben so wenig, als um die Entstehung aller Dinge *).

Bey den Calmyken ist eben dieser Glaube, und aus dieser Ursache essen sie lieber verrecktes als geschlachtetes Vieh, sie sprechen, jenes sey von den Burchanen geschlachtet, und also das Essen desselben keine Sünde. Alle Geschöpfe müssen vor Jrlik Chans Richterstuhl erscheinen, um Belohnung und Bestrafung nach ihren Werken zu empfangen. Daher schrieben sie jedem lebendigen Geschöpf eine vernünftige Seele zu. Ihrer Meinung nach beherbergte ihr Magen Leiber von Thieren, die vielleicht mit ihnen in Verwandschaft standen. Pythagoras bewies seinen Mitbürgern die Seelenwanderung aus seinem eignen Exempel, den Calmyken aber dient ihr vornehmster Burchan Sakschi Muni zum Beispiel, dessen Seele einmal in einem Haa-

*) Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika, vom Herrn von Murr.

sen wohnte, zu welcher Zeit er sich bey Erblickung eines vor Hunger verschmachtenden Menschen diesem selbst freywillig zur Speise überlieferte.

Die Indier am Oronoko, die eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glauben, lassen sie über das Meer in unsere Gegenden wandern, wo sie allerley künstliche Arbeiten für die zurückgelassenen Verwandte verfertigen. Denn alle europäische Waaren halten sie für Arbeit ihrer verstorbenen Landesleute, die sich jetzt in unsern Ländern aufhalten *).

Die Sumatraner haben einen unvollkommenen Begriff von der Seelenwanderung, der aber gar nichts systematisches verräth. Es gehen allerley Erzählungen bey ihnen herum von diesem oder jenem Mann, der in einen Tiger oder anderes wildes Thier verwandelt worden ist. Sie glauben überhaupt, daß der Tiger von den Geistern verstorbener Menschen belebt werde. Daher ist auch kein Landmann dahin zu bringen, ein solches Thier zu fangen oder zu verwunden, ausser im Falle der Selbstvertheidigung oder in der ersten Hitze, nachdem es einen seiner Verwandten oder Freunde umgebracht hat. Sie sprechen mit einer Art Schrecken von denselben, und nennen sie nicht gerne bey ihrem gewöhnlichen Namen (Riman oder Machang), sondern mit einer Art von Zärtlichkeit ihre Nennay (Vorfahren), oder Setuo (die Alten), entweder weil sie selbige wirklich dafür halten, oder in der Absicht, ihnen dadurch zu schmeicheln; so wie das englische Landvolk die Kobolde die guten Leute nennet, und die Lappen den Bären den Alten mit dem Pelze.

*) Nachrichten vom Lande Guiana, und dem Oronoco-Fluß, und den dortigen Wilden, aus dem Italiänischen des Abt Gilii. Hamburg 1785.

Sechster Abschnitt.

Ueber einige Religionsgebräuche bey wilden und gesitteten Völkern.

Erstes Capitel.

Ueber die Hochzeitsgebräuche der Völker.

Nichts steht in genauerer Verbindung als die Meinungen und Denkungsarten der Völker mit ihren Gebräuchen, die sich sowol im religiösen als bürgerlichen Leben äussern. Clima und Regierungsverfassung haben hiebey den größten Einfluß, da eben sie gleichsam die Anführerinnen zu Gebräuchen sind, und dieselben entweder vervielfältigen oder vermindern. Bürgerliche Gebräuche gab es dahero, sobald einzelne Menschen zur Nation sich bildeten, und eben durch die Gesellschaft in gewisse Verhältnisse traten. Religiöse Gebräuche aber, welche die Empfindungen bey der Betrachtung der Gottheit sinnlich vorstellen, es mögen nun Empfindungen der Anbetung, der Dankbarkeit oder der Aussöhnung mit der Gottheit seyn, entstanden alsdann, wann unter einer Nation gewisse Begriffe von der Gottheit herrschend wurden, welche das Volk äusserlich auszudrücken sich bemühete. Dies ist der Ursprung vieler religiösen Nationalgebräuche unter vielen Völkern, wie z. B. die Anrufung der Gottheit, um ihren Beistand zu gewissen Unternehmungen, bey sehr vielen Völkern durch ein Niederfallen auf die Knie ausgedruckt wird. Gewisse Gebräuche, wodurch die

Ehe-

Ehe eingeweihet, und vom Beischlaf unterschieden wird, werden unter einem jeden Volk erfordert. Diese stehen nun entweder in gewisser Verbindung mit der Religion, oder sie sind symbolische Handlungen, und wechseln nach verschiednen Ländern und Zeiten ab.

Zu den religiösen Hochzeitsgebräuchen kann man vorzüglich die Gegenwart des Priesters rechnen. Die gewöhnlichen Menschen vermögen bey den Göttern nicht so viel, als die Priester, die sich theils selbst göttlichen Ursprungs zu seyn rühmen, theils im genauesten Umgang mit der Gottheit zu stehn vorgeben. Diesen wird man also das Geschäft auftragen, bey einer wichtigen Sache die Gottheit um ihren Beistand anzuflehn. Und welche Sache ist wol für das bürgerliche Leben wichtiger, als eheliche Verbindung, worein der Jüngling in männlichen Jahren tritt, und welche bey vielen Völkern in diesem Leben unzertrennlich ist? Daher treffen wir sowol bey wilden als gesitteten Völkern Priester bey der Einweihung zu ehelichen Verbindungen, um hiezu den Segen der Gottheit zu erflehen.

Einige gottesdienstliche Gebräuche bezogen sich auf Versicherung der Treue der Weiber, und feierliche Angelobung derselben. Unter den Negern müssen sie Fetische essen, von denen man glaubt, daß sie untreuen Weibern tödtlich seyn würden. Viele Hochzeitsgebräuche bey unaufgeklärten Völkern hatten zur Absicht, die Neuvermählten gegen Bezauberung zu schützen, und deswegen waren Jongleurs nöthig, die diese Bezauberung abhielten. Hieher kann man auch

die

die Opfer der Jungfrauschaft rechnen, welche die Bräute der Gottheit der Fruchbarkeit, dem Lingam oder Phallus, brachten, und welches Geschenk die Priester im Namen der Gottheit von den Bräuten erhielten.

Andre Gebräuche waren symbolisch. Hierhin rechne ich, wenn zum Beispiel bey den Esthen an einigen Orten der Bräutigam nach dem Essen seinen und seiner Braut Löffel entzwey tritt, um anzuzeigen, daß künftig alles gemeinschaftlich seyn soll: wenn in Madagascar der Mann seiner Frau eine kleine goldne Kette schenkt, um sich zu erinnern, daß sie von nun an seine erste Sclavin sey: wenn in dem alten Rom die Braut in das Haus des Bräutigams von einer Sclavin begleitet wird *), welche einen Spinrocken und eine Spindel trug, und dadurch andeutete, daß sie für die Familie spinnen müste. Unter den Wilden in Canada und den benachbarten Ländern werden in die Hütte einer Braut ein Riemen, ein Kessel, ein Bündel Holz gelegt, als Sinnbilder ihrer Pflicht, nemlich die Lasten zu tragen, die Speisen zuzurichten, und Holz anzuschaffen. Auf der andern Seite aber nimmt die Braut zum Zeichen ihrer Sclaverey ihre Axt, hauet Holz damit ab, bindet es zusammen, und legt es vor die Thür der Hütte des Bräutigams. In Sierra Leona giebt es einen Heirathsmarkt; die jungen Frauenzimmer werden auf den Markt geführt, und die jungen Männer treffen ihre Wahl. Auf der Insel Java wäscht die Braut zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit

*) Hume's Geschichte der Menschheit.

figkeit dem Bräutigam die Füsse, und dieses ist die Hauptceremonie. In Rußland überreicht die Braut dem Bräutigam ein Bündel Ruthen, die er wider sie brauchen soll, wenn sie verdient, gezüchtiget zu werden, und zu gleicher Zeit zieht sie ihm die Stiefeln aus.

Mit diesen Gebräuchen musten denn auch nothwendig gewisse Feierlichkeiten und Feste verbunden werden, wodurch die Ehe öffentlich bekannt gemacht wurde. Diese waren vorzüglich im Morgenland nothwendig, weil da die Mädchen gekauft werden! Und Brauträuber sehr gewöhnlich sind. Wie nöthig ist da eine Bedeckung und starke Begleitung, wodurch die Braut aus dem väterlichen Hause abgeholt wird! Und diese tragen denn zum Geräusch und zur Feierlichkeit von Hochzeiten vieles bey. Aus dieser Ursache findet man unter den morgenländischen Völkern den größten Prunk bey Hochzeiten. Oeffentliche Bekanntmachung ist also schlechterdings nothwendig, es mögen nun damit religiöse Gebräuche verbunden seyn, oder nicht. Bey einigen Völkern ist bloße Anzeige vor der bürgerlichen Obrigkeit hinreichend, wie dies der Fall bey den Holländern und Siamesen ist; bey andern Völkern, wie bey den Cirkassiern, ist ein Wort, das sich Mann und Frau in Gegenwart einiger Zeugen geben, zur Verbindung genug. Die Magellanier nahmen ihre Weiber nach der Einwilligung von den Eltern ohne Ceremonien.

Schon der frühe Gedanke der Welt an eheliche Verbindung, und die Beispiele hiezu aus der ältesten Geschichte scheinen einen starken Beweis abzugeben, daß

daß ein gewisses Bündniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht nothwendig ist, welches ihre körperlichen Triebe in gewissen Schranken hält, denn eine völlige Befriedigung derselben würde den Mann vor der Zeit entnerven, und die Welt zur Einöde machen. Sobald einzelne herumstreifende Stämme sich zu einer Nation vereinigten; so muste die wilde Liebe eingeschränkt, und nur auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet werden. Um aber einen jeden in seinem Eigenthum zu sichern; so muste man nothwendig Bündnisse errichten, worinn der Mann frey gestand, er habe diese Frau sich als sein Eigenthum gewählt. Sehr viele Völker, z. B. die Neu-Südländer, bey denen man noch wenig Cultur antraf, hielten doch sehr auf die Heiligkeit dieser Bündnisse. Und gesetzt auch, daß Unzucht mit unverheiratheten Frauenzimmern bey ihnen gestattet wurde; so hielten sie doch die Ehe heilig, und sahen eine Schändung einer verheiratheten Frau für das größte Verbrechen an. Weil es aber Sitte der alten Welt war, Priester bey Bündnissen zu gebrauchen, theils um diesen desto mehr Feierlichkeit zu geben, theils um diejenigen, die in ein Bündniß traten, an die Gegenwart der Gottheit zu erinnern, und hiedurch die Bündnisse unzertrennlich und heilig zu machen; so wurden auch bey den Hochzeiten Priester zugezogen, und sie waren oft mit religiösen Gebräuchen begleitet. Aus diesen Ursachen halte ich es auch für zweckmäßig, hier davon zu handeln, und stelle die Völker nach den Welttheilen, worinn sie leben.

Asien, als der erste Schauplatz der Völker, mag auch hier den Anfang machen, und die Indier, deren

Braminen die älteste Religion zu besitzen vorgeben, sollen den Vortrup anführen. Die eheliche Verbindung wird in Indien für eine der wichtigsten Handlungen im bürgerlichen Leben angesehn *). Daher heirathen die Indier so oft, bis sie Kinder haben, denn Unfruchtbarkeit wird für einen Fluch des Himmels angesehn. Wer keine männlichen Erben erlangt, nimmt von seinen Verwandten einen Knaben an Sohnes statt an, der bey seinem Leichenbegängniß die Pflichten des Sohnes erfüllet. Eine Wittwe darf nicht wieder heirathen, weil sie den Verlust des Mannes für die Bestrafung einer großen Vergehung von den Göttern ansehn. Die Eltern einer solchen Unglücklichen stellen für sie Wallfahrten an, thun Bussen, und geben Allmosen, um die Götter so zu versöhnen, damit die Tochter wenigstens bey der bevorstehenden Seelenwanderung glücklicher seyn möge, und ihr nicht im künftigen Leben ein ähnliches Uebel widerfahre.

Die Heirathen der Indier sind von zweierley Art, entweder auf den Pariam **), oder auf das Kannigadaman; die erstere ist die gewöhnlichste. Der Vater des Bräutigams oder das Haupt der Familie, überreicht dem Vater der Braut einige Tage vor der Hochzeit das Pariam als Morgengabe, und erkauft sie dadurch. Während der Zahlung spricht er mit lauter

*) Sonnerats Reisen nach Ostindien und China.

**) Pariam ist eine bestimmte Summe von 21 oder höchstens 31 Ponnes. Ein Ponne gilt 10 Fanons, ein Fanon ohngefähr 3 Groschen.

lauter Stimme in Gegenwart eines Bramanen und der Verwandten: Das Geld gehört dir, und das Mädgen mir. Darauf antwortet des Mädchens Vater eben so laut: Das Geld gehört mir, das Mädchen dir. Zuweilen schaft des Mädchens Vater aus dem Pariam einen Schmuck an, und schenkt ihn der Tochter. Das steht aber in seinem freyen Willen. Auch kann er ihr noch andere Geschenke machen. Stirbt aber die Tochter; so hat er das Recht, alle Geschenke, besonders den Pariam, zurückzufordern. Es steht ihm frey, zur Pracht der Hochzeit etwas beyzutragen. Eigentlich muß aber die Familie des Bräutigams alle Kosten auf sich nehmen.

Jeder Freyer muß seiner Braut das Pariekure oder eine Schürze geben, die sogar bey den Aermsten aus Seide ist, und die sie nur am Verbindungstage, sonst niemals, wieder trägt; er muß auch den Tali anschaffen, ein kleines Goldgeschmeide, das er mit einer Schnur seinem Mädchen an den Hals hängt. Dies ist die Schlußceremonie der ganzen Vermählung, und beyde Verehlichte können sich nun nicht mehr trennen, sobald die Braut den Tali am Halse hat.

Die zweite Art von Heirath, da man keinen Pariam nimmt, ist auf das Kannigadaman *). Wer dieses annimmt, nimmt damit auch des Gebers Sünden auf sich. Die Religion zeichnet drey Arten der Wohlthätigkeit als verdienstlich aus: 1) Das Godanam oder das Schenken von Kühen. Dies geschieht gewöhnlich erst am Ende des Lebens. Der Sterbende

*) Schenkung der Jungfer.

schenkt den Bramanen einige Kühe, und erklärt seine Willensmeinung dadurch, daß er den Schwanz der Kuh in die Hand nimmt *). 2) Das Budanam, oder das Geschenk von Landstücken. 3) Das Kannigadanam, wenn man entweder armen Bramanen eine Summe zu den Heirathskosten schenkt, oder seine Tochter einem armen Verwandten unentgeldlich zur Ehe giebt. Gewöhnlich schenkt der Schwiegervater ausser der Tochter auch noch Schmuck, Geld oder ein Haus, und trägt alle Kosten der Hochzeit. Diese Geschenke gehören zwar nicht nothwendig zum Kannigadaman, aber sehr selten fehlen sie. Vor der Verbindung werden die Pandjangenkarer, Kalendermacher oder Astrologen um Rath gefragt, welche die astrologischen Bücher aufschlagen, die Vorbedeutungen bemerken, und daraus den Willen der Götter bekannt machen. Gemeiniglich ist dieser günstig; man macht aber den Wahrsagern ein gutes Geschenk.

Wenn der Indier in seiner Verwandschaft ein Mädchen seinem Sohne anständig findet; so schickt er einen Fremden hin, der des Vaters Willen zu erforschen sucht, damit der junge Mensch nicht durch eine abschlägige Antwort beschimpft werde. Ist der Braut Vater mit dem Vorschlage zufrieden; so bestimmen die Zeichendeuter nach ihrer Astrologie Tag und Augenblick, an dem der Vater aus dem Hause gehen muß,

um

*) Falsch ist es also, wenn man glaubt, daß der Indier sich seiner künftigen Glückseligkeit versichert halte, wenn er in seinen letzten Zügen einen Kuhschwanz ergreift, es wird bloß als Bestätigungszeichen seiner Schenkung angesehn.

um mit dem vorgeschriebenen Gepränge zu werben. Auf diesem Zuge muß er wenigstens ein verheirathetes Weib, einen seiner Verwandten und einen Braman bey sich haben, der das Zeichendeuten versteht. Begegnen ihnen böse Vorbedeutungen, z. B. ein Oelhändler, ein Hund, der die Ohren schüttelt, ein Rabe, der über ihrem Kopf wegfliegt u. s. w.; so wird der Besuch auf einen andern Tag verschoben. Geht aber alles gut, und man kömmt zum Vater; so giebt doch dieser niemals geradezu seine Einwilligung. Ohnerachtet er ihn als seinen Verwandten kennt, und er vielleicht selbst die Heirath schon im Kopfe hat, so antwortet er doch, er müsse ihn selbst sehen, ob er ihm gefalle. Diesen zweiten Besuch bestimmen die Zeichendeuter ebenfalls, und beobachten auf dem Wege eben die Vorbedeutungen. Beide Besuche giebt man mit großer Pracht. Man schmückt den Ort, wo man die Besuchenden empfängt; reicht ihnen Areka, Betel und Rosenwasser. Darauf folgen die Gastmale. Der Brautvater giebt das erste, und bittet den Vater des Jünglings. Die Reichen machen sich bey dieser Gelegenheit auch Geschenke. Endlich verabredet man den Tag des Pariam. An diesem versammlen sich die geladenen Verwandte und Freunde beim Vater des Knaben, und begleiten ihn zu der Feierlichkeit zum Vater der Braut. Die Geschenke, die er machen muß, werden ihm in Körben aus Rottin, behangen mit kostbaren Decken, nachgetragen. Diese Körbe von besonderer Art haben den Namen Patagons, und werden nur bey Hochzeiten und Leichenbegängnissen gebraucht. Die Leute, welche sie auf dem

Kopf tragen, folgen in einer Reihe hinter einander, und je zahlreicher das ganze Gefolge ist, desto mehr Ehre erzeigt man auch dem Geber. Die meisten Körbe sind leer, die übrigen sind mit Kokusnüssen, Bananen, Safran, Areka, Betel, Kuschumon *) und Gimde, Pode **) gefüllt. In einem Korbe liegt die seidene Schürze für die Braut. Bezahlt man den Pariam in Gelde; so wird er in eine Ecke der Schürze eingebunden, aber die Reichen geben statt des Geldes ein Kleinod, das auf die Schürze geheftet wird. Diesen Korb deckt man vor der ganzen Versammlung auf. Ein Braman befiehlt dem Vater des Knaben, er solle dem Vater des Mädchens Betel und Pariam überreichen, und sagt ihm die Worte vor: Das Geld gehört euch u. s. w. Die jener wiederholt. Der Vater des Mädchens nimmt beides an, reicht wieder Betel dagegen, und spricht dem Braman die Worte nach: Das Geld gehört mir u. s. w. Darauf sagt der Braman mit lauter Stimme: Dieser Betel dient zum Unterpfand, daß die genannte N. N. Tochter des N. N. und Enkelin des N. N. dem N. N. Sohn des N. N. und Enkel des N. N. übergeben worden. Dann wünscht er dem Brautspaare Glück, verkündigt ihnen Gottes Segen, zahlreiche Nachkommenschaft, große Heerden Kühe, viel Korn und Geld, und daß ihr Haus stets mit Milch werde erfüllet seyn. Am Ende theilt man den Anwesenden noch Betel, Areka und Rosenwasser aus. Diese ent-

*) Der gelbe Staub, womit die Zeichen an der Stirne gemacht werden.

**) Ein grauer Staub, zu eben dem Gebrauch.

entfernen sich nach und nach, und nur die nächsten Verwandten bleiben zum Essen.

Zur Vermeidung allzu großer Kosten übergiebt man den Pariam erst am Tage der Hochzeit selbst, um eine Feierlichkeit weniger zu haben. Einige aber überreichen ihn schon ein Jahr vorher; überhaupt ist hierinn nichts bestimmt. Sobald aber der Tag der Vermählung festgesetzt ist, fängt man an, den Kal zu pflanzen *). Dies ist der eigentliche Anfang des Hochzeitsfestes, das zwey, fünf, auch wol ein und dreißig Tage dauert, wenn mans prächtig machen will, oder weit entfernte Verwandte erwartet. Am Tage des Kalpflanzens kommen alle Verwandte und Freunde, auch aus andern Stämmen, und machen dem Vater Besuche. Wer bey dieser Veranlassung nicht kommt, der muß nicht zur Anzahl der Freunde gehören. Die Freundinnen kommen unter einem Traghimmel an, und bringen den Verlobten Betel zum Geschenk. Man stellt dann in die Mitte des Hofes einen steinernen Pollear **), Die Bramanen opfern ihm Kokus, Bananen und Betel, und bitten um seinen Schutz und Segen für die Ehe. Dann pflanzt man den Sunstamon ***), und unmittelbar darauf

*) Heißt, einen Pfahl des Zeltes in die Erde setzen, das an diesem Tage in der Ecke des Hofes aufgerichtet wird.

**) Pollear, Sohn des Schiwen, der Gott der Ehe, wird mit einem Elephantenkopfe und sehr großem Bauche abgebildet.

***) Ein Ast von Kaliane-Muruk, einem sonst unter dem Namen Muriku bekannten dem Ehestande heiligen Baume.

den Kal in einer Ecke des Hofes. Das Zelt wird jetzt aufgeschlagen, unter welchem alle Feierlichkeiten gehalten werden, und, sobald es fertig ist, der Pollear weggebracht. Reiche lassen auch vor ihrer Thür noch ein anderes prächtiges Zelt, so breit als die Thüre ist, aufrichten. Die Gasse wird mit gemalter Leinewand tapeziert, worauf indische Göttergeschichten vorgestellt sind. Darunter sind zuweilen höchst ärgerliche Gemälde, besonders wenn sie die Thaten des Quischena, eines sehr geilen Gottes, abschildern. Das Zelt wird mit Laubästen und Früchten geschmückt; täglich führen Tänzerinnen Ballets auf, und singen Brautlieder, die von benachbarten Dichtern dem Brautpaare gewidmet sind. Man empfängt unter dem Zelt auch die feierlichen Besuche. Ein Schreiber zeichnet alle Geschenke und deren Werth auf, damit man in ähnlichen Fällen wieder dergleichen machen könne. Jedermann wird mit Betel und Rosenwasser bedient. Alle Tage vor der Hochzeit reiben die Tänzerinnen im innern Zelte unter Gesang und Tanz die Verlobten mit Nalenz *), diese baden sich aber nachher wieder, um sich vor den Göttern zu reinigen. Diejenigen Eltern, die ihren Reichthum wollen sehen lassen, führen ihre Kinder alle Abend vor der Hochzeit auf den Spatziergang. Braut und Bräutigam sind dabey jeder in einem besondern Fuhrwerke, nach der Hochzeit aber fahren sie beide zusammen. Dergleichen Promenaden sind überhaupt wegen des vielen Oels, das zur Erleuchtung gebraucht wird, sehr kostbar, und erfordern viel Geld, das man den

*) Eine kleine grüne Beere, deren Staude dem Ehestande heilig ist.

den Licht- und Palakinträgern u. s. w. geben muß. Alle musikalischen Instrumente der Stadt, auch die Bayaderen, sind bey dem Gefolge. Die Kinder der Verwandten und Freunde lassen sich reich gekleidet in Palakins trugen, und reiten zu Pferde vor den beiden Fuhrwerken der Brautleute her, das zuweilen auf sehr hohen Wagen steht, und eben so gemacht ist, wie die, darauf man die Bilder der Götter umherführt. Anverwandte und Freunde zu Fuß beschliessen den Zug. Hier zeigen die Indier die größte Pracht; sie leihen Elephanten, Kamele, Pferde, Palakins, wo sie solche nur bekommen können. Dieser Aufzug dient, um den Bräutigam bis an das Haus der Braut zu begleiten. Sobald er an die Thüre kommt, verscheucht man die bösen Blicke von ihm. Man fürchtet sich nemlich vor dem bösen Einfluß, den die Augen neidischer und böser Menschen haben könnten. Gewöhnlich dreht man, um jenen Einfluß unschädlich zu machen, ein Becken, das mit besonders dazu bereitetem rothgefärbten Wasser erfüllt ist, vor dem Gesicht der Brautleute dreimal rings umher, und schüttet dann das Wasser aus. Nur alte Weiber haben dieses Geschäft; den Augen der jüngern traut man nicht. Auch reißt man vor den Augen der Verlobten etwas Leinewand in zwey Stücken, und wirft es auf zwo entgegengesetzte Seiten von sich. Zuweilen zerreißt man sie nicht, sondern schwingt sie nur dreimal vor ihren Augen in der Luft umher, und wirft sie dann von sich. Um vor bösen Blicken im Voraus zu sichern, heftet man dem Brautpaare gewisse geheimnißvolle Ringe vor den Kopf.

Sobald man erfährt, daß ein Reicher ein Hochzeitsfest hält, kommen die Bramanen auf zwanzig Meilen in die Runde zusammen, zuweilen fünf bis sechstausend. Alle diese werden täglich gespeiset, und bekommen beym Abschied jeder eine Schürze zur Bedeckung. Solche Feste machen manche Familie zu Bettlern. Denn es giebt einige, die bis auf 100000 Pagoden, oder 800000 französische Livres kosten.

Am Vermählungstage selbst setzen sich die beiden Brautleute neben einander in die eine von beiden Ecken des innern Zeltes. Vor ihnen stellt man viele irdne, mit Wasser gefüllte Krüge in einen Kreis, darunter sind zwey größere, die stehen zunächst bey dem Brautpaar. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste, und die Krüge selbst haben irdne Oberdeckel, die nur an diesem einzigen Tage gebraucht werden; der noch übrige Raum ist mit einer Menge kleiner brennender Lämpchen besetzt. Nun fangen die Bramanen ihr Gebete an, mit denen sie den obersten Gott, und die oberste Göttin, die sie anbeten, in die zwey größern Krüge herabsteigen machen, den Schiwen und die Parwadi, oder den Wischenu und die Latschimi, je nachdem die Brautleute Verehrer des Schiwen oder des Wischenu sind. In die übrigen Krüge müssen die Dewerkels Untergottheiten hinein. Die Lichter stellen den Agini, Gott des Feuers, vor. Darauf verrichten sie das Homan, oder Opfer. Man zündet mit den Samitu *) auf dem Boden Feuer an; der

*) Samitu sind die verschiedenen Holzarten, die man bey Opfern brennen muß. Nur zwölf Arten darf man dazu nehmen. Ein vollkommen regelmäßiges Opfer muß 108 oder 1008 Stückchen Holz verzehren.

der Braman, der in der Samskrutamsprache, die niemand, vielleicht er selbst nicht, versteht, Gebete sagt, unterhält es, indem er beständig Butter darein wirft, und kleine Stückchen Holz zulegt. Nach Endigung der Gebete geht er zum Vater des Mädchens, der neben ihr stehen muß, und sagt ihm mit lauter Stimme, was er thun oder sprechen soll. Darauf giebt der Vater dem Mädchen Betel, Bananen und eine goldne Pagode in die Hand, und legt diese auf die Hand seines Schwiegersohnes. Die Mutter des Mädchens, oder wer sonst ihre Stelle vertritt, gießt etwas weniges Wasser über die Hände der Verlobten. Dann spricht der Vater mit lauter Stimme in Gegenwart des Gottes, der Göttin, aller Dewerkels, und indem er den Agini zum Zeugen anruft: Ich N. N. Sohn des N. N. Enkel des N. N. gebe meine Tochter N. N. auch N. N. Sohn des N. N. und Enkel N. N. Dann nimmt der Braman den Tali, reicht ihn den Göttern, den Verlobten, den Vätern, den Bramanen, den Verwandten, den Gästen. Jeder muß die Hand darüber legen, während dessen der Braman beständig folgenden Spruch in der Samskrutamsprache wiederholt: Danium, Danum, Paschum, Woyu, Putre, Labon, d. i. Sie werde Getreide, Geld, Kühe und viele Kinder bekommen. Nachher giebt er den Tali *) dem

*) Die Tali sind nicht alle von einerley Form. In einigen Stämmen ist es ein kleines rundes goldnes Plättchen, ohne Gepräge und Bild; in andern ist es ein Tigerzahn. Einige sind von ungestalter Goldschmidtarbeit. Bey den meisten

dem Bräutigam, der ihn der Braut an den Hals hängt. Von dem Augenblick an ist sie sein Weib, und das Eheband unauflöslich geknüpft. Hierauf schwört der neue Mann vor dem Feuer, in Gegenwart des Bramanen, daß er für seine Gattin sorgen wolle. Faßt sie darauf beym kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie so dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, darauf man die zu den Ragouts nöthigen Gewürze reibt. Der Mann nimmt einen Fuß seines Weibes, und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an die häusliche Arbeitsamkeit zu erinnern. Oben an dem Zelte ist eine Oefnung, durch die man gen Himmel sehen kann. Wenn sie unter diese kommen, ruft der Braman der jungen Frau zu: Betrachtet die Arindedi *)! Folgt ihrem Beispiel! Sie sieht darauf in die Höhe, und geht weiter. Sobald man dreimal um das Gerüste gegangen, wird in großen Becken roher Reis aufgetragen. Der Braman nimmt etwas Safran, vermischt ihn mit dem Reis, und murmelt einige Gebete dazu, nimmt dann beide Hände voll, wirft sie auf die Schultern des Mannes, und eben so viel auf die Schultern des Weibes. Alle Anwesende stehen auf, und wiederholen

sten Stämmen sind sie flach und fast eyförmig, von welchen kleine Stückchen herabhängen, darauf Hieroglyphen gezeichnet sind, welche den Pollear oder Lingam vorstellen. Das Weib muß den Tali bis zum Tode ihres Mannes tragen, dann aber muß sie ihn ablegen.

*) Ist eine von den Tamulern sehr geehrte Heilige, deren Klugheit und Tugend man den Weibern als Muster anpreiset.

len das nemliche. Dies ist gleichsam der Segen, den jeder zur Ehe wünscht.

Die übrigen Weiber vom Hause bringen nun Milch mit Schagre *) vermischt, und Bananen, die sie dem Ehepaar schenken, die auch davon ein wenig kosten müssen. Die übrige Zeit des Tages wird mit verschiedenen Lustbarkeiten zugebracht, und am Abend ist die letzte Promenade, wobey sich beide Verehlichte in einem Palankin tragen lassen. Viele machen bloß diese einzige Spatzierfahrt, nur äusserst selten unterläßt man auch diese. Den Tag darauf werden die beiden Zelte sogleich wieder abgeschlagen, und zwar aus abergläubiger Furcht. Entstünde z. E. in den Hochzeitstagen Feuer in denselben; so glaubt man, es werde noch das Jahr jemand aus der Familie sterben. Oft zündet sie ein heimlicher Feind des Hauses aus Bosheit an.

Sobald das junge Weib mannbar wird, stellt man neue Opfer an, und wiederholt fast die nemlichen Feierlichkeiten. Man erhält von jedermann einen Glückwunsch, und ladet die Verwandten zu Gaste. Dies heißt die kleine oder zweite Hochzeit.

Die Bramanen an der Küste von Coromandel **) vollziehen ihre Heirathen mit ungemeiner Pracht. Sie haben unter sich das Gesetz, sich niemals mit einem Mädchen

*) Roher Palmzucker.

**) Dorville Geschichte der verschiedenen Völker des Erdbodens.

Pyrard Reise nach Ostindien.

chen aus einer niedern Classe zu verheirathen. Unglückliche Vorbedeutungen sind im Stande, das Vorhaben des Vaters, für seinen Sohn eine Frau zu suchen, zu vereiteln. Sobald beiderseitige Eltern mit einander übereinkommen, so wird ein glücklicher Tag zur Hochzeit angesetzt, und ein Opfer auf dem heiligen Holze mit Namen Navasitu gebracht. Der Bramane nimmt drey Hände voll Reis, und wirft sie der Braut auf den Kopf, und eben dies thut auch die Braut dem Bräutigam. Der Vater wäschet dem Bräutigam während der Zeit die Füsse, wozu die Mutter das Wasser eingießt. Nachdem dieses geschehen ist; so nimmt der Vater seine Tochter bey der Hand, übers reicht sie dem Bräutigam, gießt ihr einige Tropfen Wasser auf die Hand, und giebt ihr einige Stücke Geld mit den Worten: Nunmehr habe ich nichts mehr mit dir zu schaffen, sondern überliefere dich der Gewalt eines andern. Bis dahin kann die Ehe noch immer wider zurückgehen, denn dieses sind nur vorläufige und gleichgültige Feierlichkeiten, das Folgende aber macht das unzertrennliche Band der Ehe aus. Man nimmt das Tali, eine gewisse Art von Band, woran ein goldener Kopf hänget; dieses zeigt man der anwesenden Gesellschaft, und darauf bindet es der Bräutigam, nachdem er einige Gebete verrichtet hat, der Braut um den Hals. Fünf Tage hinter einander werden Feierlichkeiten angestellt. Anverwandte und Freunde begleiten die junge Frau alle Tage in die Wohnung ihres Mannes. Das Frauenzimmer singt, und macht auf verschiednen Instrumenten Musik, nach welcher getanzt wird; die Männer sind dabey bloß Zuschauer.

schauer. Jedermann, er sey, wer er wolle, bekömmt Betel und Weihrauch. Am fünften Tage werden die Eheleute in vortreflicher Kleidung auf einem Elephanten einander gegenüber gesetzt, und unter dem Schall der Musik in Begleitung aller Hochzeitgäste in der Stadt herumgeführt. Nachher werden sie wieder in den Tempel gebracht, wo sie sich nur kurze Zeit verweilen, und sich wieder in das Haus der Vermählten begeben, wo die Hochzeit alsdann vollkommen vollzogen wird. Jeder Hochzeitsgast muß dem Führer des Elephanten eine Cocusnuß geben. Die Bewohner dieser Küste verheirathen sich sehr früh, und gewöhnlich schon im neunten oder zehnten Jahr. Ist die Braut noch nicht mannbar, so bleibt sie nicht länger, als vier Tage, bey ihrem Bräutigam, nach welcher Zeit sie wieder so lange zu ihrem Vater geführet wird, bis sie mannbar geworden ist.

Die Baniyanen, eine andre Classe in Indien, setzen auch, wie die Bramanen, bey den Verheirathungen eine gegenseitige Verabredung der Eltern unter einander voraus *). Die Geschenke werden von beyden Seiten bey hellklingender Musik hingeschickt. Alsdann fragt man die Braminen um Rath, zu welcher Zeit wol die Hochzeit am glücklichsten vollzogen werden könne? Den Tag vor der Heirath zieht der Bräutigam seine besten Kleider an, und in Begleitung der jungen Leute seiner Zunft, wovon einige zu Pferde sind, andere aber in Tragsesseln getragen werden, reitet er durch die vornehmsten Gassen der Stadt, um dadurch

*) Dorville Geschichte verschiedner Völker des Erdbodens.

dadurch dem Volk den ehrwürdigen Stand anzudeuten, welchen er eben antreten will, auf welchem Wege er sogar eine Krone von Edelgesteinen auf dem Kopfe trägt. Den folgenden Tag erscheint die Braut in eben dem Aufzuge unter der Begleitung aller Jungfern aus ihrer Zunft auf der Gasse. Sobald es Nacht geworden ist, so werden die Feierlichkeiten vollzogen; denn eingeführte Ordnung, oder altes Herkommen erfordern es, daß diese feierliche Handlung vor Sonnenuntergang nicht darf vollzogen werden. Alsdann macht man zwischen dem Bräutigam und der Braut ein großes Feuer, um dadurch diejenige Hitze anzuzeigen, welche ihre gegenseitige Freundschaft erwärmen soll. Die seidene Schnur, womit der Bramine sie zusammenbindet, soll Symbol ihrer unzertrennlichen Verbindung seyn, und eine Anzeige, daß nichts in der Welt sie zu einer Ehescheidung zwingen dürfte. Nachdem dieses geschehn, ziehet man einen Schleier zwischen sie, um ihnen dadurch zu verstehen zu geben, daß sie vor der würklichen Vollziehung der Hochzeit keine unanständige Gemeinschaft mit einander pflegen dürfen, von welchem Gesetz sie nach Vollziehung der Heirath frey sind. Nach diesen Ceremonien hält der Bramine an das neue Paar eine Rede, die von der Verbindlichkeit des Bräutigams, für den Unterhalt seiner künftigen Frau zu sorgen, und von ihrer schuldigen Treue gegen jenen handelt. Hierauf segnet er sie beide ein, und wünschet zahlreiche Nachkommenschaft; nachher nimmt er auch den Schleier weg, und bindet die seidene Schnur wieder von ihnen ab.

Hier kann ich nicht vergessen, die besondre Sitte zu erwähnen, die unter der Caste der Schoutres in Hindostan herrscht (Lettr. Edifiants XII. p. 371.). Wenn sich nemlich das erste Kind einer Familie verheirathet, so muß sich die Mutter die beiden ersten Glieder der beiden letzten Finger der Hand abschneiden, und diese gottesdienstliche Sitte ist so nothwendig, daß keine Mutter es unterlassen darf, ohne aus der Caste gestossen zu werden. Nur die Weiber der Fürsten sind von dieser Gewohnheit frey, und bringen statt dessen der Gottheit zwey goldene Finger.

Unter der Caste der Landleute in Carnate ist es gebräuchlich, daß, wenn sie sich die Ohren durchbohren oder sich verheirathen, sie sich alsdann zwey Finger an der Hand abschneiden, und ihren Götzen opfern. Bey solchen feierlichen Gelegenheiten ziehen sie im Triumph in den Tempel, und lassen sich vor dem Bilde des Gottes mit einem einzigen Scheerschnitt zwey Finger abhacken (Lettres Edif. XIII. 213.)

In Siam begeben sich die Eltern des Bräutigams mit vielen Feierlichkeiten zu den Eltern der Braut, und halten um diese an; die Sache wird aber vorher erst gemeiniglich durch alte Weiber, die in gutem Rufe stehen, betrieben. Sind nun die beiderseitigen Eltern mit einander einig, so läßt man einen Wahrsager kommen, um zu wissen, ob die Ehe auch glücklich ausfallen, und die jungen Eheleute mit einander ruhig leben, oder ob vielleicht das junge Paar sich wieder scheiden werde? Der Wahrsager erkundigt sich alsdenn nach dem Tage ihrer Geburt, und zieht

darauf einige Linien; und je nachdem man ihn dringt, oder er hoffen kann, seinen Betrug belohnt zu bekommen, prophezeit er entweder Glück oder Unglück. Sein Ausspruch aber ist vollkommen entscheidend. Ist nun die Heirath einmal beschlossen, so wird ein dreimaliger Besuch wiederholt, wobey er ihr Betel und andre Früchte bringt. Bey dem dritten Besuch sind die Eltern nebst den Angehörigen zugegen. Man zählt den Brautschatz auf, und giebt dem künftigen Ehemann oft noch eben so viel dazu; alles dieses geschieht ohne die geringsten fernern Umstände, und ohne deswegen einen schriftlichen Contract aufzusetzen. Nach geschehener Eheverbindung ergötzt man sich durch Tanz und allerley Lustbarkeiten; Braut und Bräutigam aber sind vom Tanz ausgeschlossen. Die Siameser so wenig, als die Tunguineser, verbinden hiemit religiöse Feierlichkeiten, sondern es ist vielmehr den Talepoinen ausdrücklich verboten, sich bey irgend einer Hochzeit einzufinden; nach der Vollziehung aber gehen sie hin, beten einige Gebete, und besprengen die jungen Eheleute mit Wasser.

Nach der Hochzeit bleiben die jungen Eheleute noch einige Monathe bey den Eltern der Braut, ehe sie in ihre eigne Wohnung ziehen. Alle Hochzeiten aber werden bey dem ganzen Volk auf einerley Art gefeiert; nur mit dem einzigen Unterschied, daß man den Töchtern vornehmer Staatsbedienten einen goldenen Kranz auf den Kopf setzet, welcher dasjenige Ehrenzeichen ist, welches Leute von vornehmen Stande auf ihren Mützen oder Hüten tragen, die sie bey besondern Feierlichkeiten aufzusetzen pflegen.

Auf der Insel Ceylan kann man so viel Weiber nehmen, als man ernähren kann. Bey ihren Hochzeiten finden keine religiöse Gebräuche statt; bisweilen findet man noch folgende Sitte: Der Mann nimmt einen Zipfel von der Kleidung seiner Frau, und wickelt sich denselben um den Leib, sie aber hält indessen den andern, während der Zeit aber begießt man sie mit Wasser; und hiemit ist die Verbindung vollzogen.

Die Maldivier haben bey ihren Heirathen *), welche sie Caveni nennen, ganz eigne Gebräuche. Sie wenden sich zu dem Endzwecke an den Pandiar oder Oberrichter, und die Nayben oder Priester, welche alsdann ihre Devaniz (Gerichtsbedienten) abschicken, und sich nach allen nöthigen Umständen erkundigen lassen. Wenn man in allem übereingekommen ist; so schickt die Tochter oder Braut ihren Vater, oder, wenn dieser schon gestorben, einen ihrer nächsten Anverwandten zum Prediger, um daselbst an ihrer Statt zu erscheinen, und sie vorzustellen. Der zukünftige Gemahl muß gleichfalls in Person erscheinen, und nachdem er dem Pandiar oder Nayben sein Verlangen abermals erzählt hat, nimmt der Pandiar seine Hand, und fragt: Ob er willens sey, seine Braut zur Frau zu nehmen? Der Vater oder Anverwandte der Frau wird um eben dieses befragt, und alle Anwesende werden zu Zeugen alles dessen, was vorgegangen ist, aufgerufen. Hierauf gehn sie zur Wohnung der jungen Frau, und benachrichtigen sie von allem. Der Mann giebt alsdann nach Verhältniß seines Vermögens einen

*) Pyrard, F. Voyages à Paris 1679. 4.

Schmaus, wobey sich Musik hören läßt. Es kommen viele Leute als Zuschauer, die dem jungen Ehepaar Glück wünschen, und dafür mit Betel beschenkt werden.

Die Chinesen verheirathen ihre Kinder sehr jung *). Die Väter machen ihre Heirathsverträge öfters schon vor der Geburt. Der Mann muß die Frau aussteuren. Der Preis der Aussteuer wird nach den Gütern der Frau bestimmt. Der Bräutigam bekömmt seine Braut erst am Hochzeitstage zu sehn. Wenn dieser herannahet, so setzt sich die Braut prächtig geschmückt und in Begleitung derer, welche den Brautschatz bringen, in eine Kutsche. Dieser Brautschatz besteht in Geräthen und Kleidungen, welche in Kasten eingepackt sind. Haben die Eltern Mittel, so folgen die Bediente mit Fackeln; sind sie aber nur von mäßigem Vermögen, so miethet man gewisse Leute darzu, die diesen Zug ausmachen müssen; die Feyerlichkeit muß nothwendig mit Fackeln geschehn, wenn es auch am hellen Mittage seyn sollte. Die Kutsche wird mit den Anverwandten, Freunden, einer Menge von Musikanten, Pfeifern und Trommelschlägern umgeben. Ein gewisser Bedienter, welcher hiezu eigentlich bestimmt ist, hat den Schlüssel zu der Kutsche in seiner Tasche, und darf denselben niemand anders überliefern, als dem Bräutigam, der seine Braut an seiner Hausthüre erwarten muß. Wenn sie ankömmt, so überreicht ihm der Bediente den gedachten Schlüssel, und jener urtheilet sogleich, ob er eine glückliche oder unglückliche

*) Dorville Geschichte verschiedener Völker des Erdbodens.

che Partie getroffen. Gefällt dem Bräutigam seine Braut nicht; so schickt er sie sogleich in der nemlichen Kutsche, worinn sie gekommen ist, nebst dem Schlüssel, dem Bedienten und ihrem Anverwandten wieder zurück. Ist er aber mit ihr zufrieden; so reicht er ihr die Hand, und führt sie in den Saal, wo die Versammlung zusammen kommt, da sie denn vier tiefe Verbeugungen dem Tyen, und vier den Angehörigen des jungen Ehemanns machen, und sich alsdann mit denen hiezu eingeladenen Weibern in ein anderes Zimmer begeben muß, da indessen der Bräutigam mit den Mannspersonen allein bleibt. Von beyden Seiten aber wird der Hochzeitstag mit allerley Freuden und lustigen Gastmählern zugebracht. Die Chineser können so viel Weiber nehmen, als sie ernähren können. Sie halten nur die erste für die rechtmäßige; und die andern für Freundinnen. Sie leben und bleiben bey der ersten, die andern halten sie in verschiedenen Wohnungen. Nur der Ehebruch erlaubt, die rechtmäßigen Weiber zu verstossen. Uebrigens geben die Chinesen ihren Töchtern die vortreflichsten Regeln, wie sie sich im Ehestande zu betragen haben. Hier liesse sich noch einiges über den Ehestand der Chinesen, und die rechtmässig in demselben erzeugten Kinder sagen; allein es gehört nicht hieher.

Nach den ostindischen Völkern folgen die Perser. Sie pflegen zu dem Hause der künftigen Braut drey Frauen zu schicken. Kehren diese mit guten Nachrichten zurück, so läßt der Bräutigam durch zwey angesehene Männer darum anhalten. Man verabredet sich

wegen der dabey zu machenden Geschenke. Ist man übereingekommen, so werden zum Hochzeitsfeste viele Personen beyderley Geschlechts eingeladen. Beyde Verlobte gehen unter der Begleitung der Anverwandte und Freunde ihres Geschlechts bey der Musik verschiedener Instrumente zu Pferde aus ihren Häusern. Sobald alle Gäste versammlet sind, so wird auch ein Priester herbeigeholt, dessen Verrichtung darinn besteht, daß er ein Zeuge von denen einander gemachten Geschenken ist. Zweitens bestimmt er mit Zuziehung der beiderseitigen Eltern eine Summe Geldes, die der eine Theil dem andern auszahlen muß, wenn er sich scheiden lassen will, und drittens begiebt er sich an diejenige Thür, welche die Scheidewand zwischen dem Zimmer des Bräutigams und der Braut ausmacht, um daselbst mit heller Stimme einige Gebete zu verrichten. Nachdem alles dieses vollzogen ist, setzt man sich zu Tische, ißt und trinkt sich satt. In Persien giebt es zwey Arten des Eheverbündnisses: Akdi-Mottai, Bündniß des Gehorsams. Der Bräutigam verspricht seiner Verlobten Unterhalt und ein Stück Geld; sie verspricht dagegen Gehorsam und Treue, so lange der Contrakt währt. Wenn die bestimmte Zeit verflossen ist, so können sie entweder sich trennen, oder den Contrakt erneuren.

Hod-dajemi ist eine immerwährende Ehe. Wichtige Gründe können sie wieder aufheben. Eine Ehebrecherin wird von der Spitze eines Thurms herabgestürzt. Ein leeres Mädchen aber, das in der Schande ertappt wird, wird so bestraft: man scheert ihr das

Haar

Haar ab, beschmiert ihr das Gesicht, und setzt sie verkehrt auf einen Esel *). Ein Gerichtsknecht führt sie so durch die Strassen, und ruft: „Seht die unglückseligen Jungfern, die ihre Ehre nicht zu bewahren wissen!"

Bey den Japanern versammlet man sich ganz früh zur Hochzeitsfeier. Der Bräutigam und die Braut werden besonders in einer prächtigen Sänfte getragen, welche entweder von Büffelochsen oder von Pferden gezogen wird. Hinter ihnen folgen ihre Anverwandte und Freunde nebst einigen Musikanten. Alsdann ziehet man in einer genauen Ordnung durch die Stadt, und kommt endlich durch verschiedene Wege mit diesem Zuge bey einem Hügel unter einer großen Versammlung des Volks an, welches gemeiniglich von einigen Gerichtsbedienten zurückgehalten werden muß. Nachdem man unten an diesen Hügel gekommen ist, so werden der Braut diejenigen Wagen überliefert, auf welchen die Geschenke des Bräutigams sind, die sie alsdann unter ihre Angehörigen austheilt. Beyde steigen darauf aus ihrem Wagen, und die Anverwandten und Musikanten begleiten sie unter dem Schall der musikalischen Instrumente. Sodann gehen sie eine Treppe, die in der Mitte eine Scheidung hat, zu beiden Seiten hinauf. Wenn sie nun oben auf den Hügel gekommen sind, so setzt sich ein jeder nieder; die Angehörigen hinter dem Bräutigam, und die sämmtlichen Musikanten hinter der Braut, die Anverwandten aber paarweise unter einem Sonnenschirm, der von

*) Sollte es vielleicht nicht in Deutschland an Eseln fehlen, wenn diese Strafe immer vollzogen würde?

Bedienten in die Höhe gehalten wird. Die Musikanten müssen sich auf die Erde lagern, und mit ihren Klöppeln beständig auf gewisse hole kupferne Kugeln schlagen, die an Ketten hängen, und einen solchen Schall oder Getöse von sich geben, nach welchem man alle Bewegungen als nach dem Takt macht. In dem Zwischenraum zwischen dem Bräutigam und der Braut ist ein Zelt, welches eine achteckigte Form hat, und oben in Pyramiden spitzig zugeht, die auf vier Pfeilern ruhen, aufgerichtet. Es ist inwendig mit prächtigen seidenen Tapeten, auswendig aber mit in Oel getränktem Papier bekleidet, worinn viele Lichter brennen. Mitten in diesem Zelt ist ein prächtig geschmückter Altar, auf welchem der Götze des Ehestandes steht, der mit einem Hundekopf, und offenen Armen vorgestellet ist, und in seinen Händen einen meßingenen Drath hat. Der Hundekopf soll ein Bild derjenigen Treue seyn, welche die Eheleute einander schuldig sind. Der messingene Drath aber die genaue Verbindung bedeuten, worein sie treten. Vor diesem Götzen steht ein Bonze, der unter verschiedenen Gebeten die Trauung verrichten muß. Die Braut steht ihm zur rechten, der Bräutigam aber zur linken Seite. Ein jeder hält eine Fackel in der Hand. Die Braut zündet die ihrige bey den Lampen, die ausserhalb dem Zelte brennen, an; der Bräutigam die seinige aber bey der Fackel seiner Braut. Alsdann erheben alle Umstehende ein Freudengeschrey, und wünschen den neuen Eheleuten viel Glück. Diese Feierlichkeit wird mit einer Art von Einsegnung von dem Bonzen beschlossen, und zuletzt werden ein Paar Büffelochsen geschlachtet.

Wäh-

Während diesen Ceremonien machen die Freunde ein großes Feuer an, in welches sie alles Spielzeug, womit die Braut als Kind gespielt hat, werfen, und es verbrennen. Andere hingegen setzen ihr ein Spinnrad und andere dergleichen Dinge vor, um anzuzeigen, daß sie sich nunmehr mit ernsthaften Dingen beschäftigen müsse.

Alsdann geht man unter dem Schall der musikalischen Instrumente und lauten Glückwünschen wieder vom Hügel hinab, und führet die Braut zu ihrem Bräutigam in seine Wohnung, die mit Blumenkränzen und Blumen, und mit allerley Quästen und Bändern geschmückt ist.

Bey den Formosanern muß, wie bey fast allen asiatischen Nationen, der Bräutigam seine Braut durch Geschenke erkaufen, die in Kleidungsstücken von Tuch oder Fellen, metallenen Ringen und Bambusarmbändern bestehn. Der Mann muß sich die Gunst der Frau zu erwerben suchen, und um Zugang bitten.

Die Armenianer in Astrachan *) feiern die Hochzeit auf folgende Art: Nach vorhergegangener Procession macht man sich zum Abendessen fertig. Die Dielen werden mit Teppichen belegt, und auf diese Essen in Schüsseln aufgesetzt, deren Rand wiederum mit Kerzen erleuchtet ist. An Wein und Branntewein fehlt es auch nicht. Man lagert sich also auf die Erde und schmauset. Den vornehmsten Ort des Zimmers nimmt der Bräutigam ein; zu seiner Rechten sitzt der Vater,

*) Gmelins Reisen durch Sibirien.

zur Linken der Druschka. Zu seinen Füssen aber liegt ein bloßes Schwerdt. Vor ihm steht nun der große mit Rosenwasser, Branntwein und Confect angefüllte Teller, der herumgetragen wird, neben diesem zwey große Wachskerzen, ihm aber gegenüber der große wächserne Baum. Nach geendigter Mahlzeit wird gesungen, getrunken und getanzt. Inzwischen kommt ein andrer Armenianer in den Versammlungssaal, mit einer Wanne auf dem Kopf, worinn sich (Kna) Schminke befindet. Er ruft einige Worte aus, worauf die Gäste singen und in die Hände klatschen. Nach diesem Gesange tanzt er mit seiner Wanne, und die Gäste stecken ihm Geld in den Mund, worauf er seine Wanne mit der Schminke vor dem Bräutigam hinsetzt; sogleich tritt ein andrer mit einer Pfanne glüender Kohlen hinein, über welcher sich der Vater, der Bräutigam und der Druschka die Farbe einreiben: die übrigen färben ihre Finger meist roth, und waschen sich darauf mit warmen Wasser ab. Nun erscheint der Vater der Braut, und meldet, daß seine Tochter fertig sey, in die Kirche zur Trauung zu gehen. Der Priester, des Bräutigams Vater, der Bräutigam und der Druschka verfügen sich zu der Braut; der erste segnet das neue Paar durch Gebete ein, hängt dem Bräutigam einen Orden um, und bindet an dessen Hals einen dünnen Faden, dessen Enden verknüpft sind; zu einem Zeichen, daß der Bräutigam nicht befugt sey, den Beischlaf zu halten, bis der Priester mit eigner Hand nach 3 Tagen die Schnur wiederum unter Gebet losgemacht habe. Dann geben sich die neuen Eheleute einander die Hand. Nun geht man

zur

zur Kirche. Unterwegens wird abermal, des Essens, Trinkens und Musicirens wegen, an verschiedenen Plätzen inne gehalten. In der Kirche betet der Priester aufs neue, führt Braut und Bräutigam auf einer Stelle im Kreise herum, giebt beyden etwas Wein zu trinken, und beschließt die Handlung mit Lesung einer Messe.

Bey den Maroniten, die auf dem Berge Libanon wohnen, werden nach der Anwerbung um eine Braut die Verwandten des Bräutigams zu einem Gastmal in das Haus des Vaters von der Braut eingeladen. Die Absicht ist, wegen des Tages zur Vollstreckung der Heirath sich zu unterreden, denn sie ist gemeiniglich auf 14 Tage hinausgesetzt. Der Bräutigam pflegt sich anfänglich zu verstecken, man sucht ihn, findet ihn auf — unter einem großen Gelärme und Frolocken zieht man ihm seine schlechtesten Kleider an. Endlich kommt er ins Zimmer, worinn die Hochzeitskleider ausgelegt sind, und man läßt ihn daselbst sich ankleiden. Um Mitternacht vereinigen sich die Verwandten mit allen, die zur Hochzeit geladen worden. Eine Gesellschaft Musikanten geht vor ihnen her, und so ziehen sie noch einmal, jeder mit einem Lichte in der Hand, nach dem Hause der Braut. Bey der Ankunft an der Thüre verlangen sie die Braut, und man verwehrt ihnen den Eingang. Darüber entsteht zum Scherz ein Kampf, worinn sie ganz gewiß die Oberhand behalten. Die Weiber gehen hierauf voran nach der Braut Zimmer, und führen sie gänzlich verhüllt heraus. Sie bringen sie mit dem vorigen Zuge, doch nur in Begleitung einer oder höchstens zwey von ihren

Schwe-

Schwestern oder nächsten Anverwandtinnen, in das Haus des Bräutigams. Daselbst wird sie in dem weitesten Winkel des Zimmers unter die Weiber gesetzt. Sie ist mit dünnem rothen seidnen Zeuge verhüllt, und darf durchaus kein Wort reden. Indessen steht sie, so oft jemand in das Zimmer kömmt, auf, um ihn in stummer Gestalt zu bewillkommen. Neben ihr sitzt eine Frau, und sagt ihr Nachricht, wenn jede Person kommt, weil sie sich nicht umsehn darf.

Den folgenden Tag, ohngefähr um 9 Uhr des Morgens, kommt der Bischof oder Priester, die Trauung zu verrichten.

Ehe er in das Zimmer zu den Weibern tritt, verhüllen sie sich allerseits. Die Braut steht von oben bis unten bedeckt, lehnt sich auf zwey Weiber, und hat zwey Brautjungfern zu ihrer Aufwartung, die ihren Schleier in Ordnung erhalten. Alsdann erscheint der Bräutigam in einem prächtigen Kleide in Begleitung des Bischofs, und stellt sich nebst seinem Brautführer an die linke Seite der Braut. Nach einem kurzen Gebete setzt der Bischof erstlich dem Bräutigam einen Kranz auf das Haupt; alsdann wiederholt er dies bey der Braut, dem Brautführer und der Brautjungfer. Hierauf legt er die Hände der Braut und des Bräutigams zusammen, hält ein etwas längeres Gebet, und steckt dem Bräutigam einen Ring an den Finger. Einen andern giebt er der Brautjungfer, ihn der Braut anzustecken. Gegen das Ende des Gezelts bindet er dem Bräutigam ein Stück Zwirn oder Seidenband um den Hals. Des Nachmittags erscheint ein Priester, ihnen dieses abzunehmen.

Nach

Nach geendigter Handlung überlassen sie sich den Lustbarkeiten. Taback, Coffee, Wein und Arrack sind gewöhnlich im Ueberfluß da. Ohngefähr um 12 Uhr des Nachts wird der Bräutigam in Procession nach dem Zimmer der Braut geführt. Daselbst überreicht er der Braut ein Glas Wein, sie trinkt es ihm zu, und er erwiedert es. — Noch ist merkwürdig, daß die Augenlieder der Braut mit Harz zusammengeklebt werden, und der Bräutigam derjenige ist, der sie zu einer gesetzten Zeit wieder aufmacht.

In Arabien haben die Mädchen immer ihre Gesichter bedeckt, und leben sehr eingezogen in ihren Häusern *). Der Bräutigam hält sich im Hause versteckt, wohin Tochter und Mutter eingeladen werden. Da hier bloß Frauenzimmer sind, so nimmt die Braut ihren Schleier ab, und der junge Mann sucht sie alsdann zu sehn. Gefällt sie ihm, so ersucht er seinen Vater, für ihn anzuhalten. Die Väter kommen alsdann wegen des Preises mit einander überein. Der Vater der Tochter verlangt so viele Pferde, Kameele, Ochsen, Kühe, Ziegen und Hammel. Meine Tochter ist schön, sagt der Vater, sie ist schlank; ich stehe dafür, ihr Charakter ist vortreflich; sie wird ihrem Mann viel Freude machen. Sie sind mein Freund, mit ihnen will ich es so genau nicht nehmen, als mit einem andern; und so stellt man einen förmlichen Handel an, bis man endlich wegen des Preises einig wird. Der Contract wird alsdann von dem Scheik des Dorfes,

oder

*) d'Arvieux Memoires mis en ordre par le P. Labat. Tom. III. 302 seq.

oder von dem Secretair des Emirs in Gegenwart mehrerer Zeugen unterzeichnet. Am Hochzeitstage wäscht und putzt man die Braut, und räuchert ihre Haare mit allerhand wohlriechenden Sachen. Sie machen den Rand der Augenbraunen schwarz, legen ihre schönen Kleider an, färben die Nägel roth mit Khena, machen ihr Figuren von Blumen, Bäumen, Gazellen und andern Sachen auf Arme und Brust. Dann setzen sie sie auf ein Pferd oder Kameel, das ganz mit Decken und Blumen behangen, und führen sie unter Lobsprüchen nach dem Hause, wo die Hochzeit ist. Eben so galant zieht sich auch der Bräutigam an. Nun setzt man sich zur Tafel, die Frauenzimmer tanzen, singen und erheben die Schönheit der Braut. Mitunter bitten sie auch die Götter, daß sie dies Ehepaar segnen wollen.

Die Türken können vier rechtmäßige Weiber haben; Sclavinnen und Kebsweiber aber, so viel sie ernähren können. Bey ihnen machen die Weiber die Heirath. Die Mutter sucht unter ihren Bekannten eine Frau, die sich für ihren Sohn schickt. Wenn sie eine nach ihrem Sinn gefunden hat, bringt sie die Sache bey der Familie an; ist diese damit zufrieden, so wird um die Jungfrau auf gewöhnliche Art angehalten, das für sie zu bezahlende Geld ausgemacht, und eine Erlaubniß des Kadi ausgewirkt. Der Bräutigam sucht sich unter seinen Freunden einen aus, dem er die Zurüstungen zur Hochzeit überträgt; man nennt ihn Pagois. Die Braut muß bis acht Tage vor der Hochzeit verschleiert bleiben, und darf sich nicht einmal vor den Anverwandten des Bräutigams sehen lassen.

lassen. Vier Tage vor der Hochzeit geht der Bräutigam, unter Begleitung seines Pagois, zu seinen Freunden, und ladet sie zur Hochzeit ein. Die Gäste machen Präsente, die sie vorher hinschicken, deren Werth sich nach dem Stand der Brautleute richtet. In der Nacht vor der Hochzeit führt man die Braut ins Bad, wo sie von zwey oder drey Weibern gewaschen wird. Dies geschieht so feierlich, daß selbst ihre nächsten Anverwandte sie dorthin mit angezündeten Fackeln begleiten.

An dem Hochzeitstage schickt der Bräutigam dem Cadi das gebührende Geschenk. Hierauf gehet der Sagois, von allen Gästen begleitet, unter dem Klang vieler Trommeln, Trompeten, Pfeiffen, Schalmeyen und anderer Instrumente in das Haus der Braut. Sie bleiben alle im Hof, und nach der Mahlzeit übergiebt der Vater dem Sagois seine Tochter. Die Braut sitzt zu Pferde mit einem Schleier vorm Gesicht und einem Sonnenschirm. Alle Anverwandte und Gäste folgen ihr, neben ihr gehen ihre Mägde und ihre Säugamme. Sie weinen unaufhörlich über den Verlust der Jungferschaft ihrer Frau. Vor der Hausthüre des Bräutigams steigt die Braut vom Pferde. Der Bräutigam kommt, sie zu empfangen, und führt sie mit den andern Weibern in ein besonderes Zimmer. Auf beiden Seiten werden Bevollmächtigte bestellt, sich über die Verheirathung mit dem Naum oder Priester zu besprechen. Ist dieser durch tüchtige Zeugen versichert, daß diese Bevollmächtigte auf gehörige Art erwählt worden sind; so fragt er den einen, ob es sein

Wille

Wille sey, die Braut um diese oder jene Summe Geldes zu kaufen; und den andern, ob er mit so viel Geld zufrieden sey? Wenn sie Beide ihren Beifall gegeben haben; so wird das Geld bezahlt, und der Handel mit einem Gebet aus dem Coran beschlossen. Hierauf folgen Lustbarkeiten, Tänze und fröhliche Gastmähler.

Die tartarischen Nationen verheirathen sich sehr früh. Man unterredet sich wegen eines Hochzeitsgeschenks (Kalim), und tritt in eine Unterhandlung. Eine Braut kostet oft hundert, oft aber auch nur zehn Rubel. Ausser dem Gelde muß aber der Bräutigam auch noch andre Geschenke machen. Ehe nun der Tag erscheint, an welchem der Bräutigam den Eltern der Braut das Geld für dieselbe geben soll; so werden dem Bräutigam von seinen Freunden verschiedene Präsente zugestellt, damit ihm die Ausgabe nicht zu schwer werde. Die Eltern machen auch den Kalim wenigstens zur Hälfte oder doch den dritten Theil davon fertig. Wenn dieser Kalim soll überreicht werden; so werden viele Freunde und Freundinnen von beiden Seiten eingeladen. Es folgen verschiedene Feste, man ißt und trinkt herrlich, und stellt unter Paucken und Pfeifenschall lustige Tänze an. Sobald die letzte Hälfte des Kalims entrichtet ist, so wird der Tag zur Hochzeit bestimmt. An demselben laden die Eltern der Braut ihre Blutsverwandte und Freunde, einen oder den andern Mulla, Reiche aus dem Kasy zu der Feierlichkeit ein. Sie bitten auch zur Gesellschaft der Braut eine

große

*) Gmelins Reisen durch Sibirien. Th. 1. S. 136.

große Anzahl Jungfern. Bey den Hochzeiten der Tartarn ist es eine alte hergebrachte Gewohnheit, daß man mit einem Pferderennen den Anfang dazu macht. Denen, welche das Ziel erreichen, werden Preise zugetheilt, wovon einen Theil der Bräutigam, den andern aber die Braut hergiebt. Diese Preise, die in allerley Zeugen, Fellen und Häuten bestehen, werden auf langen Stöcken vor dem Hochzeitshause aufgesteckt, und nachher denen Reutern, welche theils rußische, theils tartarische Knaben sind, zuerkannt. Bey Austheilung dieser Preise waren tartarische Instrumente, die aus einem alten Topfe, darüber ein Leder gespannt war, bestanden, und worauf die Musikanten wie auf Trommeln schlugen. In des Bräutigams Stube fand Gmelin tartarische Musikanten, wovon einer auf einem Rohr blies, das mit wenigen Löchern versehen war, und der andere eine gemeine Violine spielte. Dabey sangen sie unter andern ein Lied, welches sie Jermak nannten, und wovon sie sagten, daß es zu der Zeit gemacht wäre, da Jermak Sibirien eingenommen, und ihre Voreltern durch seine Dienste unter rußische Bothmäßigkeit gebracht hätte. Darauf wurde der Bräutigam durch seine Anwerber und Anverwandte nach dem Hof vor dem Fenster der Stube geführt, worinn die Braut war. Von dem Hofe gieng er gerade die Treppe herauf in eine Stube, wo der Achun (ein Priester, welcher einem Bischof in seiner Würde gleichet) und ein Paar Aby (d. h. die gemeinen Priester) nebst zween Männern, welche die Vaterstelle beider Verlobten vertraten, zusammen auf einer tartarischen Bank sassen. Ehe der Bräutigam hereintrat, kamen

erst seine zwey Anwerber, welche sich bey dem Achun erkundigten, ob die Ceremonie vor sich gehen sollte. Die Anwerber fragten darauf, ob der Bräutigam die Person zur Frau haben könnte? darnach schickte der Aby zur Braut, und ließ sie fragen: ob sie den Bräutigam liebe, und sich nicht wider Willen, bloß um den Befehl ihrer Eltern zu erfüllen, verheirathe? Kommt eine Antwort zum Vortheil des Bräutigams zurück; so sagt der Achun ihm einige Gesetze vor, worunter das vornehmste ist, daß er ohne Einwilligung seiner Frau keine andre nehmen soll. Der Bräutigam beobachtet bey dieser Sache ein Stillschweigen, und sein Anwerber gelobt an seiner Statt alles an. Sodann giebt der Achun seinen Seegen, und endigt die Ceremonie mit Lachen, worinn er viele Nachfolger findet. Unterdessen werden viele Zuckerhüte zum Hochzeitsgeschenk gemacht, die man in große und kleine Stücken zerlegt, und unter die Günstlinge und Anverwandte austheilt. Hernach, so fährt Gmelin in seiner Erzählung fort, verliessen sie die Stube, und fiengen an zu essen und zu trinken, wobey noch viele andre zugegen waren. — Abends vor der Trauung war in dem Hause der Braut eine Menge von Frauen und Mädchen von Seiten der Braut, die, wie es schien, die Jungfrauschaft beweinten, so wie es bey den gemeinen Russen auch zu geschehen pflegte. Die ganze Stube war voll gepfropft. Anfänglich speiseten sie, darauf ließ sich eine Violine und tartarische Schalmey hören. Einige Knaben tanzten und sangen Lieder. Während diesem allem saß die Braut hinter einem Vorhang, umringt mit vielen Mädchen, auf einem

Tep-

Teppich, und bey ihr ein andres junges Mädchen von ihren Gespielinnen, beide mit einem weissen leinenen Tuch bedeckt. Endlich erschienen zwey Männer von des Bräutigams Seite, welche sich mitten in die Stube stellten, und das Brautlied anstimmten, welches sehr erbärmlich klang. Der Inhalt war, daß die Braut bisher in ihrer Eltern Gewalt gewesen wäre, jetzt aber hätte sie der Bräutigam für sich zur Frau erkauft, und wolle sie zu sich nehmen. Viele Weiber und Mädchen weinten mit der Braut während dem Gesang, nach dessen Endigung die Sänger und noch einige Mannspersonen hinter den Vorhang sprangen, und die Braut mit ihren Gespielinnen mit dem Teppich, worauf sie sassen, so bedeckt, als sie waren, an den vier Zipfeln aufhoben, und in ein anderes, doch nicht in des Bräutigams Haus, unter dem Klange der Musik brachten. Die Musik und der Tanz fingen aufs neue an, und die Braut blieb die Nacht über und den ganzen folgenden Tag in dem Hause, bis sie der Bräutigam in sein Haus nahm.

Die **Bukharen** kaufen ihre Weiber, und bezahlen für dieselben mehr oder weniger, nachdem sie schön sind. Daher es das sicherste Mittel ist, reich zu werden, wenn ein Vater viele Töchter hat. Die Personen, die sich heirathen, dürfen sich von ihrem Verlöbnistage an bis zum Hochzeittag weder sehen noch sprechen, und die Hochzeit wird, wie ihre drey übrigen jährlichen großen Festtage, drey Tage hinter einander gefeiert. Den Abend vor der Hochzeit kommt eine Gesellschaft junger Mädchen im Brauthause zu-

sammen, welche sich mit Spiel, Tanz und Gesang bis zur Mitternacht beschäftiget. Den folgenden Morgen erscheinen die Gäste, und richten die Ceremonien ein. Sobald sie hiemit fertig, wird es dem Bräutigam gemeldet, der in Begleitung von zehen bis zwölf seiner Anverwandte kömmt. Ihm folgen einige nach, die auf Flöten blasen, auch ein Abus, eine Art Priester, der, indem er singet, zugleich auf zwo kleinen Trommeln lärmet. Darauf stellet der Bräutigam ein Pferderennen an, nach dessen Endigung er Preise unter so viele austheilet, als sein Vermögen erlaubet. Diese bestehen aus Damast, Säbeln, Fuchsbälgen, indischen Zeugen und dergleichen. Die beiden verlobten Partheien sehen einander nicht, so lange die Trauungs-Ceremonie währet, sondern antworten in einer gewissen Entfernung auf die Fragen, die ihnen vom Priester vorgeleget werden. Sobald diese geendigt ist; so gehet der Bräutigam mit seiner Gesellschaft wieder nach Hause, und wenn sie gegessen, so gehet er mit ihnen in der Braut Wohnung, und bekommt Erlaubniß, mit ihr zu reden.

Bey den Jaiker Kosacken muß der Bräutigam am Hochzeitstage *) seiner Braut einen wollenen Anzug von Weibskleidern zum Geschenke bringen, wogegen ihm von der Braut Mütze, Stiefeln, Hemde uud Beinkleider verehrt werden. Nach geschehener Einsegnung fährt die Braut auf einem offenen Wagen (Telega) aus der Kirche nach Hause; hinter ihr aber sitzen ihre Mutter und die Freiwerberin (Sovacha), die auf allen Fingern

*) Pallas Reisen. Frankfurt 1776. Th. I. p. 194.

Fingern Ringe haben muß; und beyde breiten auf den Seiten Tücher aus, um das Gesicht der Braut vor den Zuschauern zu verbergen. Vor dem Wagen gehet der Bräutigam mit seinem Vater und Freunden zu Fusse; hinter dem Wagen aber reiten verschiedene, worunter einer ein buntgestreiftes Stück Zeug (Plachta), wie die Tscherkassischen Weiber, statt des Unterrocks, zu tragen pflegen, gleich einer Fahne wehen läßt; dies ist desto auffallender, da diese Plachta in diesem Lande gar nicht getragen wird.

Bey den Kalmuken werden die jungen Leute sehr früh mit einander verlobt *); doch erst im 14ten Jahr oder noch später zusammengegeben. Die Verlobung mag lange vorhergegangen seyn oder nicht; so muß man sich vor der Hochzeit mit der Braut Eltern über die als Kalim zu liefernde Zahl von Pferden und anderem Viehe vergleichen, wogegen die Eltern zur Ausstattung der Braut mit Kleidern, Hausgeräthe, mit baumwollenem und seidenen Zeuge, verbrämten oder überzogenen Filzpolstern und Decken zum Bette, imgleichen mit einem neuen und gemeiniglich weissen Filzgezelte Anstalt machen. Man erkundigt sich vor der Hochzeit bey dem Gellung nach einem dazu glücklichen Tage. Wenn die Ceremonie vorgehen soll, reiset die Braut mit ihren Eltern und Verwandten zum Bräutigam. Das neue Filzgezelt wird aufgestellt, und der Gellung liest darinn bey einer Versammlung von Freunden über das Brautpaar einige tangutische Gebete, nach welchen er befiehlt, die Haarflechten der Braut

*) Pallas Reisen. Frankfurt 1776. Th. I. p. 305.

loszumachen, und nach Weiber Sitte in zwey Zöpfen zu flechten. Der Gelüng läßt sich alsdann die Mütze der Braut und des Bräutigams geben, entfernt sich mit dem Gadsüll etwas in die Steppe, und räuchert sie unter einigen Gebetsformeln mit Weihrauch, worauf sie den Freiwerberinnen wieder gegeben, und dem Brautpaar aufgesetzt werden. Die Gäste werden alsdann bewirthet, wozu auch der Brautvater das Vieh herzugeben pflegt; und wenn sich die Gesellschaft entfernt, so bleibt die Braut im Zelte bey dem Bräutigam zurück. Der Braut ist es auch einige Zeit nicht erlaubt, aus dem Zelte zu gehen, und niemand darf zu ihr kommen, als die Mutter und verwandte Weiber. — Bey fürstlichen Hochzeiten sollen große Lustbarkeiten vorfallen. An dem Hochzeitstage werden von allen Geistlichen der Ulusse Gebete verrichtet, und viele Schauspiele mit Pferderennen, Ringen, Bogenschiessen und ähnlichen Dingen gegeben.

In dem Norden von Asien wohnen die sibirischen Völker *), bey denen die Vielweiberey zwar erlaubt ist, allein die Armuth oft diese Erlaubniß einschränkt. Aus dieser Ursache nehmen die Wotiaken selten mehr, als eine oder zwey Frauen. Bey den Tscheremissen und Tschuwaschen, wo begüterte Leute sind, geben die Eltern ihren Söhnen von 5 bis 6 Jahren schon Weiber, damit sie in ihrer Haushaltung desto mehr Hülfe haben; denn die Weiber sind bey ihnen, wie bey den Tartaren, hauptsächlich nur zur Arbeit und Unterthänigkeit bestimmt. Die Mädchen aber werden nicht eher

*) Gmelin Reisen durch Sibirien,

eher, als zwischen 15 und 20 Jahren, verheirathet. Bey den Verlobungen und Heirathen sind nicht viele Weitläuftigkeiten. Der Bräutigam kaufet seine Braut nach tartarischer Art für ein gewisses Geld, Kalim, welches der Vater der Braut, nach Verhältniß des Brautschatzes, welchen sie hat, mehr oder weniger fordert. Die ganze Dorfschaft wird zur Hochzeit gebeten. Sie werden nicht angetraut, sondern der Hausvater oder ein anderer angesehener Mann des Dorfes thut ein Gebet, daß ihnen Gott ihren Ehestand segnen möge.

Ein Ostiake, der sich zu verheirathen denkt, wählt unter seinen nächsten Verwandten und Freunden einige junge Leute von ohngefähr gleichem Alter, und sucht darunter einen Freiwerber aus. Mit diesem begiebt er sich nach der Hütte oder Jurta, wo der Vater seiner Braut wohnt. Ein Vater, der eine mannbare Tochter hat, und eine solche Gesellschaft bey sich ankommen sieht, muß es schon errathen, was die Ursache ihrer Ankunft ist; er fragt also darnach nicht, sondern bewirthet sie mit dem, was vorräthig ist. Nach dem Essen begeben sich die Gäste in eine andre Jurte oder Hütte, und von da schickt der Bräutigam seinen Freiwerber mit dem Antrage und der Anfrage wegen des verlangten Kalims. Dies ist der erste Anfang, und der arme Freiwerber muß so lange hin und her laufen, um die Forderung des Vaters und das niedrige Gebot des Freiers zu vergleichen, bis sie des Handels einig werden. — Wenn das geschehen ist; so kommt der Bräutigam um einige Zeit wieder, und übergiebt einen Theil des ausgemachten Ka-

lims. Selten wird derselbe auf einmal ausgezahlt, weil es nach dem Vermögen des Mädchens und des Freiers gemeiniglich so hoch als möglich gespannt ist. Ein reiches Ostiakenmädchen wird nicht leicht unter hundert Rennthiere und eine Menge allerley Pelzwerk verheirathet. Bey diesem Besuche und Abtragung des ersten Termins seiner Schuld kündigt der Bräutigam dem Brautvater an, daß er ihm auf die folgende Nacht in seiner Jurte ein Lager fertig halten soll. Ist der Bräutigam zufrieden; so muß er der Braut ein Kleid und ein Rennthier ohne Verweigerung schenken, und die Mütter pflegen alsdann das Rennthierfell, worauf das Brautpaar gelegen, in Stückchen zu zerschneiden, und gleichsam triumphirend auszustreuen. Zuweilen geschieht es wol, wenn der Vater schwach oder arm ist, daß der Bräutigam noch vor Abtrag des Kalim die Braut heimlich entführt. In solchen Fällen nimmt der Vater oft erst nach einigen Jahren die Gelegenheit wahr, die Tochter, wenn sie zum Besuch nach der väterlichen Jurte kommt, bey sich zu behalten, und den Schwiegersohn zur Zahlung des ganzen Nachschusses zu nöthigen. Der rohe Ostiake betrachtet seine Weiber nicht viel besser, als nothwendige Hausthiere, und gönnt ihnen für alle schwere Arbeit kaum ein gutes Wort. Doch untersteht sich keiner, sein Weib auch wegen der größten Fehler und Verbrechen ohne Einwilligung des Schwiegervaters körperlich zu bestrafen. In solchem Falle würde das gereizte Weib zu ihren Eltern entlaufen, und ihren Vater dahin vermögen, daß er dem Schwiegersohn das Kalim zurück, und die Tochter einem andern Freier zu geben sich entschlösse *).

*) Pallas Reisen.

Bey

Bey der größten Geringschätzung des weiblichen Geschlechts in Kamtschatka *) muß doch, wenn einer sich in ein unverheirathetes Mädchen verliebt, seine Braut dem Vater abdienen. Er geht hin, spricht nicht ein Wort, sondern stellt sich, als ob er noch so lange daselbst bekannt gewesen wäre. Sodann fängt er alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit vorzunehmen an, und sich vor andern durch Stärke und Leistung angenehmer und schwerer Dienste den Schwiegereltern und seiner Braut angenehm zu machen. Gefällt er nicht, so muß er wieder fort: erhält er aber die Einwilligung, so stellt die Braut sich zur Wehre, und es kömmt auf Ueberrumpelung an.

Die auf Sumatra **) gebräuchlichen Arten zu heirathen sind auf Dschudschur, Ambel-Ana und Semundo. Das Dschudschur ist eine gewisse Summe Geldes, welche ein Mann dem andern für seine Tochter bezahlt, welche dadurch eine wahre Sclavin von ihrem Mann und dessen Familie wird. Ist dieses ganz bezahlt, so kann er sie verkaufen, wenn er will, doch muß er sie ihren Verwandten zuerst zum Verkauf anbieten: doch geschieht die sämmtliche Auszahlung sehr selten. Bey der zweiten Art von Heirath auf Ambel-Ana wählt sich der Vater eines Mädchen einen jungen Menschen zu ihrem Mann, gemeiniglich aus einer niedrigern Familie, welche allen Ansprüchen auf ihn entsagen muß. Dieser wird von dem Schwiegervater in das Haus genommen, und die Braut muß für alle

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Leipzig 1774. 8.

**) Marsden History of Sumatra. London 1783. 4.

Schulden stehn, die er nach der Heirath macht, denn die vor derselben gemachten fallen seinen Verwandten zur Last. Die Familie kann ihn wieder von der Frau scheiden lassen, und er muß so nackend davon gehn, als er gekommen war.

Die dritte Art auf Semundo ist ein ordentlicher Vertrag zwischen beiden Partheien auf den Fuß der Gleichheit. Die Heirathsgebräuche Nihka bestehen bloß darinn, daß man die Hände der beyden Personen zusammenlegt, und sie ohne Umstände für Mann und Weib erklärt, ausser daß eine Mahlzeit bey dieser Gelegenheit gegeben wird.

Die Braut gehet in Gesellschaft an das obere Ende des Balli, wo vermittelst eines Vorhanges ein eigner Platz für sie zubereitet ist. Der Fußboden ist mit ihren besten Matten bedeckt, und die Wände und die Decke dieses Verschlages sind mit Chuez, Palampores und dergleichen behänget. Gewöhnlich stellet man zur würdigen Feier des Hochzeitsfestes ein Hahnengefecht an, worauf ein Tanz erfolget. Zuweilen steht ein Mädchen auf, lehnet sich an einen Pfeiler oder an die Schulter einer ihrer Gespielen, stützt den Kopf auf den Arm, und stimmt, den Rücken nach den Zuschauern gerichtet, einen zärtlichen Gesang an. Sogleich antwortet ihr einer von den jungen Mannspersonen, deren grösste Artigkeit und Galanterie in dieser Geschicklichkeit besteht.

Die allgemeine Sitte in Asien, sein Weib sich zu erkaufen, war die erste Quelle der Sclaverey dieses Geschlechts. Der Mann betrachtete seine Frau als

ein

ein Eigenthum, das er sich erworben hatte, und das er also nach seinem Gefallen brauchen konnte, und trug ihr alle Beschwerlichkeiten der Hütte auf. Der Orientaler, der die schwere Hand seines strengen Despoten fühlte, übte selbst Despotismus im häuslichen Leben aus, und ließ seine ganze Gewalt seine Frau empfinden, da sein ganzer Geist zum Despotismus gestimmt war. Hiezu kam noch die List der Weiber, die ihre Männer schlau zu hintergehen suchten, und eben dadurch diese veranlaßten, sie zu unterjochen, und Gewalt zu gebrauchen. Diese Unterwürfigkeit des weiblichen Geschlechts trift man von Grönland an, bis zum Lande der Hottentotten, bey allen uncultivirten Völkern, ob sie gleich bey jedem Volk und unter einem jeden Himmelsstrich verschieden sich äussert. Anders finden wir sie in Asien, anders in Afrika, zu welchem Welttheile ich jetzt übergehe.

Hier finde ich die Egyptier, die in ihren Gesetzen in Absicht der Ehen die wenigste Cultur verrathen. Bruder und Schwester konnten einander heirathen, weil Osiris und Isis ein Beispiel einer solchen Ehe gegeben hatten. Die Vielweiberey war, die Geistlichen ausgenommen, der allgemeinen Gewohnheit unter den Morgenländern zufolge, jedermann erlaubt; doch strafte man aufs schärfste den Ehebruch, als das schädlichste Verbrechen, wegen seiner Folgen, weil es den Grund der bürgerlichen Ordnung untergräbt. Der Ehebrecher wurde zu 1000 Ruthenstreichen verurtheilt, und der Ehebrecherin wurde die Nase abgeschnitten.

Vielweiberey herrscht auch in der Barbarey. Man kauft die Weiber nicht; sondern sie werden nach Art der alten Römer ausgestattet. Bey ihren Hochzeiten haben sie noch viele alte Ceremonien der Gothen und Wenden.

Die Mohren im Königreich Marokko können nach den Gesetzen des Alkorans vier rechtmäßige Frauen nehmen: Concubinen aber, so viel sie zu ernähren vermögen. Sie nehmen hiezu meistentheils Sclavinnen, und können solche daher entweder verkaufen, oder wegjagen. Die Weiber dürfen nicht in die Tempel gehen; denn ihre Religion lehrt, daß sie keinen Theil am Paradiese haben, und nur zum Kinderzeugen geschaffen sind, sie verrichten daher ihre Gebete zu Hause. Ein Priester und Notar sind Zeugen bey der Verheirathung. Bey ihren Hochzeiten stellen sie viele Lustbarkeiten an, und machen ausserdem so viel Aufwand, daß es bey ihnen zum Sprüchwort geworden ist: „Die christlichen Mohren verschwenden durch Prozesse; die Juden in den Ostern, und die mahometanischen Mohren bey ihren Hochzeiten.“ An dem Hochzeittag wird die Braut, auf einer gesattelten Mauleselin sitzend, durch die ganze Stadt geführt. Hinter ihr her folgen andere Maulesel, die mit den Sachen, so die Braut zur Ehe erhält, bepackt sind. Alle Hochzeitsgäste gehen hinter den Mauleseln, und man eilt zu einem Mittagsmahle.

Im Königreich Fez wird der Contrakt in einer Moschee in Gegenwart zweyer Notarien und der Eltern von beyden Seiten gemacht. Nirgends herrscht

die

die Vielweiberey stärker, als bey den Mohren in Whidah; ein gemeiner Mohr nimmt schon 40 bis 50; ein Hauptmann 3 bis 400, und der König wol gar 5000 Weiber. Die meisten thun für ihre Männer die Feldarbeit, und die Schönsten führen die Haushaltung. Den Ehebruch strafen sie mit dem Tode.

Bey den Algierern beobachtet man noch jetzt bey den Heirathen eine ehemalige Gewohnheit der alten Nasamonen *), einander damit Treue und Glauben zu versichern, daß einer aus des andern Mütze trinkt. Doch wegen des Ehevergleiches müssen vor allen Dingen die beiderseitigen Eltern vorher eins werden. Darinn wird nicht allein das Saddock, oder Heirathsgut der Braut, sondern auch wie vielmal anzuziehen sie mit bringt, die Menge ihres Geschmeides, und die Zahl der Sclaven, womit sie bedient werden soll, wenn sie ihrem Ehemann das erstemal aufwartet, angegeben. Die Verlobten sehen einander nicht eher, als bis die Heirath vollzogen werden soll. Alsdann gehen die Anverwandten auf die Seite, und der Bräutigam nimmt der Braut erstlich den Schleier ab, hernach kleidet er sie aus. Wenn die versprochene Mitgabe nicht erfolgt; so kann der Mann sein Weib wieder von sich scheiden: allein er bekömmt sie alsdann nicht wieder, ohngeachtet auf das nachdrücklichste für ihn das Wort geredet wird, bis sie mit einem andern Mann verheirathet gewesen, und neben ihm geschlafen hat.

Die

*) Shaws Reisen nach der Barbarey und Levante.

Die Neger an der Goldküste vollziehen ihre Hochzeiten ohne viele Ceremonien. Ein Vater, welcher sieht, daß sein Sohn geschickt ist, sein Leben zu unterhalten, suchet eine Frau für ihn aus. Wenn die Partheien mit einander einig sind; so spricht der Vater des Bräutigams mit den Eltern der jungen Weibsperson, und machet dasjenige aus, was sie für dieselbe haben wollen. Es wird ein Fetischir geholt, den Fetisch zu verrichten, oder den Eid ablegen zu lassen, der die Frau verbindet, zu versprechen, sie wolle ihren Mann lieben und ihm treu seyn. Der Mann verspricht, er wolle sie lieben, läßt aber den Punkt der Treue aus. Nach dieser Ceremonie beschenken sich die Eltern von beiden Seiten einander, und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeit zu; auf den Abend führt der Mann seine Frau nach Hause, und die Hochzeit wird vollzogen.

Der schlaue Europäer verlangt von dem Neger gleichsam mit Recht Nachkommenschaft, daher er verbunden ist, sich zu verheirathen. Auch er muß sich sein Weib kaufen, und macht eine Ehestiftung. Sobald diese fertig ist; so begiebt er sich mit einigen seiner Freunde nach der Hütte, und sucht sie zu überreden, mitzugehen, sie aber widersetzt sich, schreit, und ruft ihre Freundinnen zu Hülfe. Man glaube aber nicht, daß dies bey den Negern, so wie bey manchen andern Völkern, Verstellung sey. Mit Thränen nimmt sie ihren Brautkranz, denn er ist die letzte Blüthe ihrer vertändelten freiern Jugend. Zärtlich nimmt sie Abschied von allem, was ihrer Jugend so lieb war; als eine Verstorbene verläßt sie das Haus der Eltern, verliert

liert ihren vorigen Namen, und wird das Eigenthum eines Fremden, der vielleicht ihr Tyrann ist. Sie muß ihm alles, auch sogar das kostbarste, was der Mensch hat, den Besitz ihrer Person, ihre Freiheit, ihren Willen, ja wol gar Gesundheit und Leben aufopfern. Darf man sich denn wundern, wenn das mannbare Mädchen zur beschwerlichen Ehe gezwungen werden muß, da sie ihre Freiheit mit Sclaverey vertauscht, und in einen Stand tritt, dessen Reitze sie noch nicht kennet, und wovon sie nicht weis, ob er ihr nicht vielleicht mehr Elend als Glückseligkeit bringt? Denn Härte muß sie nothwendig von demjenigen erwarten —, der selbst Härte empfindet, und den beschwerlichen Geschäften der Hütte muß sie sich unterziehen, eben weil sie ihren freyen Zustand aufgiebt. In der Sclaverey sogar ist das Negerweib weit unter dem Neger, und der armseligste Karaibe dünkt sich in seinem Hause ein König.

Eben so gering ist auch das Weib bey den Hottentotten. Ihre Hochzeitsfeierlichkeiten *) sind mit sonderbaren Gebräuchen begleitet. Das achtzehnte Jahr ist das Alter, worinn sie gemeiniglich zur Ehe schreiten. Wenn einer sich zu verheirathen gedenkt, so macht er zuvor seine Absichten seinem Vater bekannt, und, wenn dieser schon verstorben ist, dem nächsten Anverwandten. Williget dieser ein, so begleitet er den Bräutigam zu den Anverwandten der Braut. Es wird damit der Anfang gemacht, daß man der Gesellschaft Toback vorsetzt. Man raucht, und wenn die Köpfe schwindlich werden, eröfnet der Vater des Liebhabers

*) Kolbens Reise nach dem Vorgebirge der guten Hofnung.

habers den Vorschlag dem Vater der Braut. Wenn dieser den Vorschlag angehört hat; geht er gewöhnlich hinaus, seine Frau um Rath zu fragen, und kömmt bald mit einer entscheidenden Antwort zurück, die aber meistentheils günstig ist, es sey denn, daß die Tochter schon versprochen wäre. Bekömmt er einen Korb, welches sehr selten ist, so wird kein Wort mehr davon gesprochen. Der Liebhaber giebt die Wahl nun völlig auf, und sieht sich nach einer andern um. Gefällt aber der Liebhaber dem Mädchen nicht, der von ihren Eltern für sie bestimmt war, so kann sie ihn auf folgende Art los werden: Sie muß eine Nacht bey ihrem Liebhaber schlafen, der keine Mühe spart, ihre Schwachheit zu überwinden. Sieget sie, so ist sie von ihm frey; überwindet er sie aber, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, so muß sie ihn heirathen.

Wenn die Einwilligung von beiden Seiten geschehen ist; so sucht der Liebhaber entweder aus seiner eignen oder seines Vaters Heerde zwey oder drey gemästete Ochsen aus, und führt sie in Begleitung aller seiner Verwandten beyderley Geschlechts nach der Braut Wohnung. Sie werden von den Anverwandten der Braut mit großen Freuden aufgenommen. Die Ochsen werden alsobald geschlachtet, und die ganze Gesellschaft beschmiert sich über und über mit dem Fett dieses geschlachteten Thiers, und pudert sich am ganzen Leibe mit Buckhu. Die Weiber aber bemalen sich die Wangen, Stirne und Kinn mit einer Art rothen Kalkstein. Die Verehlichung wird darauf folgendermassen vollzogen. Die Männer hucken sich in einem

großen

großen Kreis zusammen, in dessen Mitte der Bräutigam in eben der Stellung sitzt. In einiger Entfernung sitzen die Weiber eben so um die Braut herum. Zuletzt tritt der Priester aus dem Kraal der Braut in den Kreis der Männer; er geht auf den Bräutigam zu, und pisset ein wenig auf ihn. Der Bräutigam nimmt den Strom sehr begierig auf, und reibt ihn am ganzen Leibe ein; mit den langen Nägeln macht er Furchen in das Fett, damit der Urin desto besser eindringen kann *). Der Priester geht nun auch in den Kreis der Weiber, und lässet der Braut eben die Ehre angedeihen; die sich eben so wie der Bräutigam dabey verhält. Der Priester kehrt nun wieder zum Bräutigam zurück, und pisset etwas mehr, worauf er eben dies bey der Braut wiederholt, bis aller Vorrath bey ihm erschöpft ist, während welcher Zeit er folgende kurze Segenssprüche hersaget: Lebet lange und glücklich mit einander! Habet noch vor Ende des Jahrs einen Sohn! Euer Sohn lebe, um für euch ein Trost im Alter zu seyn; er sey herzhaft und ein guter Jäger! Wenn dieses geschehen ist, so zerlegt man den Ochsen in Stücken. Ein Theil desselben wird gekocht, der andre aber zwischen zwey Steine gelegt, die bey einem großen Feuer glühend gemacht sind.

Bey der Mahlzeit sitzt der Bräutigam mitten unter den Weibern; man legt ihm aber seinen Antheil besonders vor. Ueberhaupt ist die ganze Mahlzeit nicht sehr reizend. Die Gäste haben nicht alle Messer, son-

*) Cook in seinen Reisen um die Welt führt auch diesen Gebrauch bey den Hottentotten an, doch nur aus Hörensagen.

sondern viele zerreissrn die Stücke mit ihren Zähnen oder Fingern; alle aber essen sehr begierig. Statt der Löffel brauchen sie Seemuscheln; und trinken bey diesen Mahlzeiten entweder Milch oder reines Wasser, niemals aber hitzige Getränke. Toback wird sehr viel geraucht, und der Schmaus dauert so lange, bis alle Lebensmittel aufgezehrt sind.

Vom heißen Afrika wende ich meine Blicke auf das gemäßigtere Amerika. In Peru ließ der König jedes Jahr oder alle zwey Jahr zu einer gewissen Zeit alle Prinzen und Prinzeßinnen seines Geschlechts, welche verheirathet werden konnten, zusammen kommen. War es in Aegypten erlaubt, daß, nach dem Beispiel des Osiris und der Isis, der Bruder seine Schwester heirathen durfte; so war es in Peru ein ausdrückliches Gesetz, daß der Thronerbe sich mit seiner ältesten Schwester vermählen muste. Weil die Sonne den Mond ihre Schwester, und nachmals ihre beiden ersten Kinder einander geheirathet hätten; so wäre es billig, daß eben diese Ordnung auch die nachfolgenden Inka als Söhne der Sonne beobachteten. Der Yuka stellte sich zwischen das Brautpaar, und nannte sie bey ihrem Namen; nachher nahm er sie bey der Hand, und sie musten sich die eheliche Treue angeloben; worauf er sie den Verwandten überlieferte. Commissarien, die dazu ernannt wurden, verrichteten am folgenden Tage eben dergleichen an andern Einwohnern der Stadt.

Bey den Mexicanern begaben sich die Verlobten in den Tempel, wo einer von den Opferpriestern ihre Neigung durch gewisse zu diesem Gebrauch bestimmte Fragen prüfte. Nachher faste er den Schleier der

Braut,

Braut, und den Mantel des Bräutigams mit einer Hand, und nähete sie an einem Ende zusammen, wodurch er die innere Verknüpfung des Willens anzeigen wollte. Hierauf giengen sie nach Hause, wo sie durch eine Nachahmung dessen, was die Römer in Ansehung ihrer Hausgötzen beobachteten, den Feuerheerd, der ihrer Einbildung nach der Mittler der in dem Ehestande entstandenen Zwistigkeiten war, besuchten. Um diesen giengen sie siebenmal unter Vortretung des Priesters herum: und nach Vollendung dieser Ceremonie setzten sie sich nieder, damit sie die Wärme des Feuers auf gleiche Weise empfinden möchten, und hiemit waren die Heirathsceremonien geendigt.

Bey den Abiponern, einer südamerikanischen Nation, sind die Hochzeiten *) bloß mit bürgerlichen Ceremonien verbunden. Die Braut wird erkauft. Der Preis besteht meistens in vier Pferden, in Bündeln von Glaskugelschnüren oder Scheibchen von Schneckenschalen, in einem buntfärbigen Kleide von Wolle, einer Lanze und andern Geräthschaften. Genehmigt die Braut den Willen der Eltern; so wird sie in Prozession zur Hütte des Bräutigams geführt. Acht Mädchen halten mit aufgehobenen Händen ein ausgespanntes zierliches Kleid wie einen Baldachin in die Höhe. Unter demselben geht die Braut mit nassen Augen, zur Erde sehend, traurig und still. Eine Menge Zuschauer begleiten den Zug. Der Bräutigam empfängt sie in seiner Hütte mit einem herzlichen Gruß, spricht einige Worte mit ihr, und darauf geht der Zug zur väterlichen Hütte zurück. Sie halten die

*) Dobrizhofer Geschichte der Abiponen.

Eheversprechungen treulich, ob sie gleich nicht durch geheiligte Versprechungen an ihre Gattinnen gebunden sind.

Auf Terra firma muß der Vater, oder in seiner Abwesenheit der nächste Anverwandte die Braut sieben Nächte allein in seiner einzigen Verwahrung haben, um ihr vermuthlich dadurch zu zeigen, daß er sie ungern verlasse. Darauf übergiebt er sie ihrem Mann. Alle Indianer des Orts werden zu dem Feste eingeladen. Die Männer bringen Hacken und Beile zur Arbeit, und die Weiber jedes sein halbes Maaß Maiz. Die Knaben bringen Früchte und Wurzeln, und die Mädchen Wildpret und Eier. Niemand kömmt ohne ein Geschenk. Ein jeder legt seins vor die Hochzeitshütte, und entfernt sich davon bis zu Ende dieses Aufzuges. Alsdann gehen die Männer zuerst in die Hütte, und der Verheirathete empfängt einen nach dem andern mit Ueberreichung einer volleingeschenkten Schaale starkes Getränkes. Die Weiber folgen unmittelbar darauf, und bekommen auch ihre Schaale voll Getränkes. Wenn alle Gäste versammlet sind; so sieht man die Väter von beiden Verheiratheten zum Vorschein kommen. Der Vater des Jünglings hält eine ziemlich lange Rede, nach welcher er anfängt, mit tausenderley Verdrehungen zu tanzen, bis er ganz ausser Athem ist. Darauf setzt er sich aufs Knie, und stellt seinen Sohn der Braut zu, deren Vater auch auf dem Knie sitzet, und sie bey der Hand hat. Auch dieser fängt an zu tanzen. Nach diesem Tanz umarmen sich die beiden Brautleute einander, und der junge Mensch giebt die Tochter ihrem Vater wieder. Sogleich lau-

fen

fen und springen die Männer mit ihren Aexten und Hacken nach einem kleinen Stücke Landes, welches den beiden Eheleuten zur Bepflanzung angewiesen ist, und fangen an, es für sie zu bearbeiten. Sie fällen die Bäume, und hacken und graben das Erdreich um. Die Weiber und Kinder säen Maiz oder anderes Getreide nach Beschaffenheit der Jahrszeit hinein. Alle zusammen bauen daselbst eine Hütte, welche die Wohnung der jungen Eheleute seyn soll. Nachdem sie dieselben in Besitz gesetzt haben; so ist ein jeder bedacht, Chicacopa zu machen. Das Hochzeitsfest währt so lange, als zu trinken da ist.

Noch vier berühmte alte Völker sind mir übrig. Ich meine die Juden, die alten Deutschen, die Griechen und Römer. Bey den erstern wurde die Frau gekauft *). Eine Sitte, die nur bey Vielweiberey statt findet, da nicht so viele Mädchen seyn können, als Freier. Sie herrschte daher fast im ganzen Orient, bey den Juden, Arabern und Syrern. Eine solche gekaufte Frau konnte wol kaum völlig frey seyn. Bey den letztern hingegen war das System der Freiheit, und daher fand auch nicht solche sclavische Unterjochung der Weiber statt. Der Vater konnte bey den Juden seine Tochter als ein Capital ansehn: denn der Bräutigam mußte eine Morgengabe geben, und den Eltern und Brüdern Geschenke. Jetzt ist bey den Juden kein wahrer Verkauf, sondern sie haben diese Sitte nur bloß zum Schein. Hatte er dies Geld nicht; so muste er dienen, z. B. Jakob. Saul forderte von

*) Warnekros hebräische Alterthümer.

David für seine Prinzeßin eine Morgengabe von hundert Vorhäuten der Philister. 1 Sam. 18, 23—27.

Bey den Kurden ist jetzt das Kaufgeld bisweilen sehr ansehnlich. Will z. B. ein Ago eine Frau gleichen Standes heirathen; so kann sie ihm wol 50 Beutel, d. i. über 6500 Thaler kosten *).

Die Hebräer brauchten bey ihren Hochzeiten keine Priester nach Opfer, ausser daß der Vater oder andre Personen einen Segenswunsch über das junge Ehepaar aussprachen. Sie machten gewisse Ehebündnisse, wobey sie Gott anriefen. Die Braut verhüllte ihr Angesicht, und durfte es nicht eher ihrem Bräutigam enthüllen, als bis er wirklich ihr Mann war. Die Hochzeitsfeier dauerte wol sieben Tage. Der Bräutigam wurde nebst seinen Freunden und Gästen mit köstlichem Oel und Narden gesalbet, ersterer aber am reichlichsten und verschwenderischten. Man pflegte ihm auch einen Hochzeitskranz aufzusetzen, und ihm und seiner Braut zu Ehren Hochzeitslieder zu machen und abzusingen. Das Gastgebot dauerte bey den Reichen gemeiniglich eine Woche. Der Vater oder ein Anverwandter führte die Braut in das Schlafgemach des Bräutigams.

Die älteste Sitte, die Weiber zu erkaufen, herrschte, wie bey mehrern Völkern, so auch bey den Griechen **), bis Lycurg diesen Gebrauch ganz aus Sparta verbannte, als mehrere Cultur zu herrschen anfieng. Bey den

*) Niebuhrs Reise nach Arabien. Th. II S. 420.

**) Potters griechische Archäologie. Pfeiffer Antiquitates graecae. p. 631.

den Boeotiern und Lokrenſern pflegten Perſonen beiderley Geſchlechts vor ihrem Hochzeitsfeſte der Euklia zu opfern, deren Bildniß und Altar auf ihren Marktplätzen ſtand. Wahrſcheinlich iſt die Euklia die Diana. Da dieſe das eheliche Leben haßte, ſo war es Pflicht für alle, die ſich verheirathen wollten, ſie um Erlaubniß zu bitten. Dieſe Opfer heiſſen γαμηλιοι ἐυχαι, προγαμεια, προτελειοι ἐυχαι oder προτελεια. Die Lacedaemonier hatten eine ſehr alte Statüe der Venus, wobey alle Mütter opferten, wenn ihre Töchter verheirathet waren. Gewöhnlich an dem Tage, der vor der Hochzeit hergieng, wurde geopfert, und hieß γαμηλια und bisweilen auch κουρεωτις, weil es gebräuchlich war, ſich bey dieſer Gelegenheit das Haar abzuſcheeren, und es einigen der vorgenannten Gottheiten zu widmen, gegen welche man beſondre Verpflichtungen zu haben glaubte. Die Troezener hatten ein Geſetz, vermöge deſſen Männer und Weiber nicht eher heirathen durften, ehe ſie nicht dem Hippolytus zu Ehren, der in einem eheloſen Leben ſtarb, ihr Haar abgeſchoren, und es ihm gewidmet hatten. Zu Delos widmete man der Hekaerge und Opis das Haar, und zu Argos und Athen der Minerva *). Man brachte auch Opferthiere, denen man die Galle ausgeriſſen hatte, weil dieſe der Sitz des Zorns und der Bosheit war. Wahrſager beobachteten die Eingeweide, und wenn man irgend ein unglückliches Zeichen daran ge-

*) Hic more parentum
Inſides, thalamis ubi caſta adoleſceret aetas,
Virgineas libare comas, primorque ſolebant
Excuſare thoros.

Statius Thebaid. lib. 2.

wahr ward: so wurde die verabredete Verbindung unterbrochen, weil man meinte, daß sie den Göttern mißfällig sey. Achilles Tatius sagt: daß die bevorstehende Verbindung des Clitophon mit der Calligone durch einen Adler gehindert worden sey, der einen Theil des Opferthiers vom Altar raubte. Krähen verkündigten langes Leben oder dauerhaftes Glück. Die Aufschrift über die Hochzeitsthür war μηδεν εἰσιτω κακον. Das Brautpaar wurde mit Kränzen geschmückt, die Braut pflegte gegen Abend aus ihrem väterlichen Hause in das Haus ihres Mannes auf einem Wagen geführt zu werden, und zwar von den Brautführern *). So sagt Hesiodus **):

τοι μεν γαρ ἐϋσσωτρος ἐπ' ἀπηνης,
Ἠγονθ' ἀνδρι γυναικα. πολυς δ' ὑμεναιος ὀρωρει.
Τηλε δ' ἀπ' αἰθομενων δαϊδων σελας ἐιλυφαζε
Χερσιν ἐνι δμωων.

Von den brennenden Fackeln in den Händen der Knechte breitete sich weit umher ein heller Schein aus. Man sang Lieder, schüttete Feigen und verschiedene Früchte, als ein Zeichen des Ueberflußes, aus, stellte große Gastmähler an, und sang dem Hymenäus zu Ehren Lieder. Bey Gelegenheit des Gastmahls pflegte man noch einige bedeutende Gebräuche zu haben. Zu Athen pflegte ein Knabe hereinzutreten, der mit Dornen und Eicheln bekränzt war, und einen mit Brodt angefüllten Korb trug, wobey er sang: ἐφυγον κακον, ἐυρον ἀμεινον &c. Es sollte dadurch theils das Glück, wel-

*) Hesychius in voce Νυμφαγωγος.

**) Hesiodus in scuto Herculis v. 275. seq.

welches die Neuverheiratheten nun genieſſen würden, theils der Vorzug des ehelichen Lebens vor dem eheloſen angezeigt werden.

Bey den Römern konnte ein Patricier keine Plebejerin heirathen, ſonſt war die Ehe illegitim. Jeder Römer muſte ſich verheirathen, weil zu den Kriegen viele junge Mannſchaft erfordert wurde. Mannsperſonen wurden im vierzehnten und Frauenzimmer im zwölften Jahr fähig gehalten, ſich zu verehlichen. Der Vater muſte ſeine Einwilligung zur Verheirathung geben. Man ſetzte einen Tag feſt, an dem die Hochzeit ſeyn ſollte, da man unter vielen Freudenbezeugungen ſeine Braut holte. Viele Tage waren unglücklich, und paßten nicht zu Hochzeiten, andre hingegen hielt man für glücklich. Die Braut wurde aus der bisherigen väterlichen Gewalt losgelaſſen. Der Flamen Dialis und Pontifex Maximus muſten in eigner Perſon für die jungen Leute ein Hochzeitsopfer bringen, wobey gewiſſe Formeln gebraucht wurden, von denen aber keine bekannt ſind. Es beſtund aus einer mola ſalſa, als einem der älteſten Opfer bey den Römern. Man nahm nemlich getrocknetes Dünkelkorn in einem irdenen Gefäſſe, beſtreute es mit Salz, und brachte es dann zum Opfer dar. Bisweilen machte man auch ein Brodt von Dünkelkorn, vielleicht aſſen die Eheleute hievon, als ein Symbol, daß ſie künftig in der genaueſten Verbindung leben wollten. Man konnte aber auch durch eine Beſitznehmung ſich verheirathen, wenn nemlich eine Frau, die ſonſt mit dem Mann durch keine feierliche Handlung verbunden iſt, ein ganz Jahr als Ehefrau bey dem Mann geweſen war. Die Con-

farreation *) hatte inzwischen groſse Vorzüge; denn hiedurch hatte die Frau an allen Gütern des Mannes, und auch an seinem Gottesdienst Theil, folglich an seinen Familienopfern und Fasten, die oft sehr ansehnlich und kostbar waren. Die Kinder aus dieser Ehe genossen besondrer Vorzüge. Man nahm auf sie bey Bedienungen besonders Rücksicht, und die Knaben hatten Anspruch auf das Pontificat. Man vollzog nicht gerne eine Ehe, ohne die Augures, Auspices ꝛc. um Rath zu fragen, sie musten nothwendig zugegen seyn, und gewisse Worte hersagen. Die Pfosten waren mit Lorbeern geschmückt, und die Braut am Hochzeitstage herrlich geputzt, sie erschien in einem besondern Haarschmuck. Am Tage vor der Hochzeit legte sie ihren bebrämten Rock, auch ihr goldne Ketten ab, und entsagte ihren Spielsachen. Sodann zog sie einen gewöhnlichen Ueberrock an. War dies geschehn, so bereitete man ein Hochzeitsopfer zu. Dies bestand aus einem zweijährigen Schaaf **), man opferte es sowol

*) Far esse Romani existimabant omnium frugum antiquissimum et pretiosissimum, ab hoc in omni sacrificio, in quo victima crematur igne, initium faciunt. Quod igitur mulieres cum viris sacratissimi et primi cibi fierent participes et valde bona fortuna convenirent, ea res appellata fuit farris communicatio.

Dionys. Halic. L. II. c. 25.

**) Porca immolabatur, quasi eo sacrificio, Diis testibus, foedus matrimonii bene cessurum, et inviolabile futurum promitterent conjuges. — Aqua aspergebatur nova nupta, sive ut pura castaque ad virum veniret, sive ut ignem et aquam cum viro communicaret.

Varro de re rustica. L. 2.

sowol denen Gottheiten, welche die Ehe beglücken, als auch denen, die sie stören konnten; jenen, damit sie ihren Segen ertheilten; diesen, daß sie ihnen keinen Schaden zufügen möchten. Ehe man die Opferstücke auf den Altar legte und anzündete, muste vorher die Galle aus der Leber genommen und weggeworfen werden, unten an den Altar hin, und das sollte anzeigen, daß zwischen Eheleuten niemals einige Bitterkeit oder Zorn seyn müsse. Nach vollbrachtem Opfer muste sich das Brautpaar auf das Fell des geschlachteten Schafes, welches vorzüglich der Juno geopfert war, niedersetzen. Dies sollte eine Erinnerung seyn, daß die älteste Kleidung aus Fellen bestanden habe. Bey der Wegführung der Braut wurden allerhand besondre Gebräuche beobachtet; so durfte sie z. B. nicht die Schwelle berühren, und wurde deswegen getragen, sie nahm aus dem Hause eine Spindel oder einen Wocken mit Wolle zu sich. Viele Gebräuche waren symbolisch; wenn z. B. die Braut Feuer und Wasser berührte, als Symbole der Keuschheit und Reinlichkeit. Man theilte den jungen Leuten, welche die Braut in das Haus des Bräutigams begleiteten, Nüsse aus. Am Tage nach der Hochzeit muste die junge Ehefrau den Göttern ein Dankopfer bringen. Die Feier des Hochzeitsfestes wurde mit einem Gastmahle beschlossen.

So verschieden nun die Hochzeitsgebräuche waren; so verschieden dachte man auch in Absicht der Rechte des Weibes und der ehelichen Treue. Der kalte Norde verscheuchte die Wollust, und der alte Deutsche erkannte auch in seinen rauhen Wäldern das Edle im

Weibe,

Weibe, und hiezu trug sein Clima und seine rauhe Lebensart viel bey. Sie begleitete ihn oft in seinen Gefahren; sie erzog ihm seinen Sohn, einen eben so tapfern und biedern Helden; sie hielt es für einen Ruhm, seine Frau zu seyn; hörte aufmerksam zu, wenn er seine Thaten erzählte; legte sich selbst einige Lobsprüche bey, und wollte mit ihm den Ruhm theilen. Sie wird von ihrem Mann beschenkt, er bringt ihr einen Ochsen, ein gezäumtes Pferd, einen Schild, mit einem Dolch und Schwerdt. Dies sollen Zeichen seyn von ihrer künftigen Eheverbindung; Winke, daß sie ihn im Krieg und Frieden begleiten muß *). Er und sein Weib wuchsen langsam, wie die Eichen; aber sie hatten auch desto mehr Kraft, und waren unverwüstbar. Ihre Ehen, sagt Tacitus, haben ein ernsthaftes Ansehen, und dieses verdient unter ihren übrigen guten Sitten allerdings das größte Lob; denn sie sind unter den ausländischen Nationen fast die einzigen, welche sich mit einer Gattin begnügen lassen; ich möchte wenige ihrer Edlen ausnehmen, welche nicht aus Wollust, sondern aus andern Ursachen davon abweichen.

Vorzüglich sahen sie auf Gleichheit des Standes, und suchten alle Blutschande, auch in den entferntesten Graden, zu vermeiden. Vor dem zwanzigsten Jahre berührte kein Mann eine Frauensperson. Nicht bloß die

*) Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert. Intersunt parentes et propinqui, ac munera probant: munera non ad delicias muliebres quaesita, nec quibus nova nupta comatur, sed boves et frenatum equum, & scutum cum framea gladioque.

Tacitus de Morib. Germanor. c. 18.

: Einwilligung der Braut, sondern vorzüglich der Eltern und Anverwandten war nothwendig. Verdienste bahnten den Weg zur Ehe. Wer die von Feinden eroberten Siegeszeichen seiner Braut zu Füssen legen, oder ihr Narben auf der Brust zeigen konnte; nur der gieng mit gutem Glücke auf die Heirath aus. Wenn die Einwilligung geschahe; so wurde die Braut von ihren Brautjungfern unter Absingung gewisser Lieder nach dem Hause des Bräutigams geführt. Hinter ihr folgten die Gäste, die alle mit Hochzeitgeschenken und Glückwünschen sich im Hochzeithause versammelten. Der Anfang wurde mit einem Willkommungstrunke gemacht, und nach vollendetem Hochzeitsmahle nahmen die Brautdiener den Bräutigam auf die Schultern, trugen ihn herum, wie man denjenigen, den man zum Fürsten oder Heerführer erwählt hatte, auf einen Schild zu setzen, und herumzutragen pflegte. Nicht Sclavin war das Weib des Deutschen, sondern Gesellschafterin, Theilnehmerin seines Ruhms, Beistand in Gefahr; dahingegen der weichliche Asiate aus Weiber Sclavinnen macht. Bey den alten Deutschen war das Weib um nichts feil; dahingegen auf den Südinseln das weibliche Geschlecht sich dem Dienst der Cythere weiht, und der Mann auf den Societätsinseln um eine Kleinigkeit sein Weib verhandelt, das er selbst gekauft hat. Ja, von einigen Völkern wird es sogar zur Gastfreundschaft gerechnet, nicht nur die Tochter, sondern auch wol die Frau einem andern zu überlassen. Auf der Insel Ceylon führt der Mann gewöhnlich, wenn er von sehr guten Freunden oder Vornehmen besucht wird, ihnen seine Frau oder Tochter zur Gesellschaft

in

in die Schlafkammer, und es würde übel aufgenommen werden, wenn man diese Gefälligkeit ausschlüge. — Wenn die Begierden nicht durch bürgerliche oder religiöse Gesetze eingeschränkt werden; so wird auf die Keuschheit unverheiratheter Personen wenig geachtet, und die Lobsprüche, die man ungesitteten Völkern wegen ihrer Enthaltsamkeit zu ertheilen pflegt, sind oft unverdient, da man diese ihrer elenden Lebensart und der Dürftigkeit ihres Landes, in dem sie in Hunger und Kälte leben müssen, zuschreiben muß. Ohne den Zwang religiöser und bürgerlicher Gesetze bestimmt hier Clima und eingeführte Sitte alles. Der Einfluß der Luft und des Himmels, die Nahrung, die gewöhnliche Beschäftigung und sehr viele natürliche und zufällige Ursachen machen die Völker entweder zu keuschen Anachoreten oder zu wollüstigen Sibariten. Sehr langsam konnte die Vernunft richtige Begriffe von der ehelichen Treue entwickeln, und die Gesetze sie bekräftigen.

Die mongolischen Völker unterscheiden sich auch hier von den celtischen und slawischen Völkern. Denn bey jenen wird der Werth einer Person durch verlorne Jungfrauschaft erhöht, diese hingegen halten sie für ein ganz unersetzliches Kleinod. Bey den Lappen und Mingreliern gereicht es einem Mädchen zur Ehre, wenn sie Beweise ihrer Fruchtbarkeit abgelegt hat. Unter den amerikanischen Völkern nimmt der Werth einer Frau aus der Menge von Buhlern zu. Die Neger an der nördlichen sowol als an der südlichen Küste, und die Hottentotten und Madegassen schätzen ein Mädchen desto höher, je mehr Beweise ihrer Fruchtbarkeit sie gegeben hat. Sie halten es für eine besondre Ehre, wenn Fremdlinge und vorzüglich Europäer von den Reitzen ihrer Töchter und selbst ihrer Weiber Gebrauch machen.

Zweites Capitel.

Ueber die Leichengebräuche, Gräber und Todtenfeste alter und neuer Völker.

Caeremonias sepulcrorum maximis ingeniis praediti nec tanta cura coluissent, nec violatas, tam inexpiabili religione sanxissent, nisi haesisset in eorum mentibus, mortem non interitum esse omnia tollentem atque delentem, sed quandam quasi migrationem, commutationemque vitae, quae in claris viris et foeminis dux in coelum soleret esse.

CICERO.

Zweites Capitel.

Ueber die Leichengebräuche der Völker.

Die Gebräuche eines Volks sind Abdrücke seiner Ideen, und stehen in dem genauesten Zusammenhang mit seiner Aufklärung und Sittlichkeit. Will man also wissen, wie ein Volk gesinnt, und zu welcher Aufklärung es schon gelangt ist; so darf man nur seine Gebräuche untersuchen, denn diese sind hiezu die wichtigsten Thatbeweise. Es herrsche unter einer Nation Aufklärung oder Aberglaube; so wird sich auch dieses in den Gebräuchen zeigen. Hat ein Volk falsche Begriffe von der Gottheit, denkt es sich ihn als fürchterlichen Tyrannen; so wird sein ganzes Religionssystem hiernach eingerichtet seyn. Ueberall wird man Altäre von Blut rauchen sehen, und Opfer der Gottheit zu Ehren geschlachtet. Daher sah man in dem alten Mexiko viele tausend Menschenschädel der Gottheit zu Ehren an Tempeln hängen, und in Griechenland die Iphigenia, die Tochter des Agamemnons, opfern. Hält ein Volk erst einmal auf Weissagungen, so werden tausenderley Dinge dahin abzielen, um die Zukunft zu erfahren; man wird auf den Flug der Vögel, auf das Fressen der Hüner merken, Opferthiere

schlachten, und aus ihren Eingeweiden weissagen. Auf einer je niedrigern Stuffe der Cultur nun ein Volk steht, und unter Aberglauben lebt; desto mehr wird sich die Anzahl der Gebräuche häufen, weil sie zu sehr an das Sinnliche und in die Augen Fallende kleben, und auf die Ausübung gewisser Gebräuche ein großes Gewicht setzen. Dies ist die Ursache, warum wir in den alten Religionen so viele Gebräuche finden, weil das Volk zu sinnlich dachte, und der Priester darauf ausgieng, es zu täuschen, damit es nicht in die Geheimnisse drang. Wozu nutzte sonst der so prächtige als feierliche Umzug des Apis in Aegypten, das Fest der Diana zu Bubastis, und der Ceres zu Eleusis? Wozu waren überhaupt im Alterthum so sehr viele Feste, als um durch Gebräuche die Ideen, die man von der Gottheit hatte, zu versinnlichen? War die größte Anzahl der Götter Menschen gewesen; so war es auch billig, an einem gewissen Tage ihre Thaten zu erzählen, und durch Gebräuche ihr Andenken zu erhalten. Sehr oft aber geschah es auf eine so symbolische Art, daß das Volk den Sinn und den Ursprung der Gebräuche nicht einsah. Je aufgeklärter aber ein Volk ist, desto weniger Gebräuche werden wir in seiner Religion antreffen, und daher verwarfen die Philosophen, die sich den reinsten Begriff von der Gottheit zu machen suchten, die Gebräuche fast gänzlich. Die ganze Natur war ihr Tempel, das reinste Bild war das Ideal ihrer Seele, Ausübung der Tugend waren die Opfer.

Der sinnliche Mensch, der nicht abstract denkt, sucht alle Empfindungen, die in ihm erregt werden,

es

es sey nun in religiösen, bürgerlichen oder häuslichen Verhältnissen, äusserlich auszudrücken, und daher entstehen religiöse, bürgerliche und häusliche Gebräuche. Bald denkt er sich das höchste Wesen als wohlthätig und gütig. Es entstehn in ihm die Empfindungen der Dankbarkeit, und diese drückt er durch Dankfeste aus. Bald stellt er sich dieses Wesen als eine rächende Gottheit vor. Dieses bringt bey ihm Empfindungen voll Furcht und Schrecken hervor. Jetzt eilt er, der Gottheit das Liebste zu opfern, sollte es auch das Beste seiner Heerde und seiner Früchte seyn. Bald beziehen sich seine Empfindungen auf bürgerliche Verhältnisse; er erinnert sich des Tages der Geburt oder der Thronbesteigung seines Fürsten. Diese frohen Empfindungen gehen denn in frohe Gebräuche und lustige Handlungen über, die nach der Denkungsart, Aufklärung und Sittlichkeit des Volks verschieden sind. Bald aber ist es das traurige Andenken an eine Ueberschwemmung, an einen blutigen Krieg und Landesverweisung, und diese traurige Empfindungen werden sich sodann nach den verschiedenen Climaten in verschiedenen religiösen und bürgerlichen Gebräuchen ausdrucken. Bald erneuert er in seiner Seele den Gedanken an den Tod berühmter Vorfahren, und diese Empfindungen werden durch Leichenfeste ausgedrückt, worinn man die Verstorbenen beklagt, betrauert, beweint. Bald aber ist es eine frohe Empfindung über die Verbindung zweier geliebter Personen, und dann feiert man fröhliche Hochzeitfeste. Oft aber sind bürgerliche und religiöse Gebräuche verbunden; wie sich dieses vorzüglich bey den Leichengebräuchen äussert. Hiebey sind die Sitten der

Völker verschieden, und müssen nothwendig nach ihrem verschiedenen Stande und Himmelsstrich abwechseln. Vorzüglich äussern sich religiöse Ideen, und diese bestimmen einen großen Theil der Gebräuche. Die Lehre von der Seele und ihrer Fortdauer nach dem Tode ist hiebey von dem wichtigsten Einfluß. Der Aegyptier, welcher glaubte, daß die Seele sich bey dem Körper aufhalte, so lange er da ist, suchet ihn durch Einbalsamiren zu erhalten. Der Indier, der eine Seelenwanderung annimmt, läßt seine Todten auf einem Scheiterhaufen zu Asche brennen, und bewahrt diese in Aschenkrügen. Der Perser, der das Feuer als Gottheit verehrt, würde es für Entweihung halten, seine Todten zu verbrennen, er setzt sie daher den Raubvögeln aus. Die übrigen Nationen suchen größtentheils ihre Todten in die Erde zu verscharren, unbekümmert, ob auch noch Theile des Leibes zur künftigen Existenz nöthig sind.

Die Leichengebräuche beziehen sich vorzüglich auf die Begriffe, welche die Völker von dem Zustand nach dem Tode hatten; und daher kommt es, daß, wenn der Mensch auch starb, man ihn sich doch in seinen vorigen Zustand zurückdachte, und ihm Dinge mitgab, die er im Leben nöthig hatte. Aus dieser Ursache gaben viele amerikanische Stämme ihren Todten ihre besten Pelze mit, und werden Weiber und Sclaven bey den Gräbern umgebracht, um ihren Herren in jener Welt zu dienen. Nicht bloß die alten Deutschen geben hiezu Belege, sondern auch in Afrika und Amerika werden die Leichenbegängnisse der Könige und Caziken

ziken durch die Ermordung vieler Sclaven, Weiber und Kinder gefeiert. Zu diesem Glauben gesellet sich nun noch die Selbstliebe. Der Mensch hoft ein Gleiches auch nach seinem Tode, und sucht daher die Leichenbegängnisse feierlich zu machen. Die Chinesen sind lange vor ihrem Tode besorgt, ihren Sarg verfertigen zu lassen; denn ohne einen Sarg zu sterben, halten sie für das schimpflichste. Eben so sehr wünschen sie aber auch, einen bequemen Begräbnißplatz auszufinden, und es giebt bey ihnen eigne Leute, die dieses Geschäfte besorgen. Diese besteigen die Berge, und wenn sie einen Ort gefunden haben, wo ein frischer und gesunder Wind herrscht; so geben sie schnell reichen Personen Nachricht davon, die sie öfters ansehnlich dafür belohnen.

Alle Arten, die Todten zu bestatten, lassen sich füglich unter vier Classen bringen, wobey die Religion den stärksten Einfluß hatte.

1) Solche Völker, welche die Todten einbalsamirten, wie die Aegyptier und die Incas in Peru, oder sie austrockneten, wie die Formasener, Caraiben, Floridaner.

2) Völker, welche ihre Todten verbrannten, wie die Indier, Celten.

3) Völker, die ihre Todten den Raubvögeln aussetzten, wie die Perser; oder den Thieren des Feldes oder den Fischen vorwarfen, wie ersteres Sitte der Kamtschadalen, letzteres aber der Ichthyophagen war.

4) Völker, die ihre Todten begruben. Von allen diesen Völkern handle ich jetzt einzeln.

Sobald ein Volk sich von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt hatte, sobald muste es auch gewisse Ehrfurcht gegen den zurückgebliebenen Körper haben. Mehrere Völker, unter andern verschiedene asiatische Völker, hatte künstliche Mittel erfunden, womit man den menschlichen Körper unverweslich erhalten konnte. Die Perser übergossen ihn wahrscheinlich mit Wachs, welches auch die alten Römer thaten. Die Bewohner auf den Inseln der Südsee suchten die Todten durch stetes Bestreichen mit Cocusöl zu erhalten. Die Aegyptier, welche glaubten, daß die Seelen dreitausend Jahr in allerley Thiere wanderten, wandten, damit die Seelen am Ende ihrer Wanderung ihre Körper unzerstört wiederfänden, und sie sogleich wieder bewohnen konnten, so viele Kosten an die Aufbewahrung der Leichname *), und an die Erbauung der Gräber, welche sie ewige Wohnungen nannten, dahingegen sie ihre Wohnhäuser nur als Herbergen betrachteten, worinn sie sich eine kurze Zeit aufhielten. Hätten sie geglaubt, daß mit dem Tode alles aus wäre; so sehe ich nicht ein, warum sie so prächtige Grabmähler gebauet, und die Leichname viele tausend Jahre erhalten hätten. So aber lebte gleichsam der Geist des Vaters noch bey seinem Körper in dem Hause seines Sohnes. Der Enkel konnte noch alle seine Vorfahren in seinem Hause sehn, und durch den Anblick von besrühmten

*) Die hierbey genutzten Quellen sind von den Alten Herodot und Diodor; von den Neuern aber die Reisen von Pocock, Norden und Shaw.

rühmten Männern zu ähnlich großen Handlungen angespornt werden. Ihr Geist umschattete ihn.

Damit nun ihr Andenken sich nicht sobald verlieren möchte, und der Geist genöthigt wurde, bey den Körpern zu bleiben; so hatten schon die alten Aegyptier eine Kunst erfunden, welche den todten Körpern nicht bloß eine Festigkeit gab, die selbst der alles verzehrenden Zeit trotzt; sondern sie wusten sogar auch die Gesichtszüge zu erhalten. Durch Hülfe dieser Kunst hatten sie das Vergnügen, ihre Vorfahren, die schon vor langen Zeiten gestorben waren, zu sehen, und alle ihre Gesichtszüge, als wenn sie noch lebten, zu betrachten. Daher behielten sie die Leichen ihrer Vorfahren schön und mit großen Kosten geschmückt in ihren Häusern. Diese wurden aufrecht hingestellt, damit ihre Freunde den Trost haben möchten, sie in ihrer natürlichen Stellung zu sehen. Ja, man pflegte sogar bey vornehmen Gastgeboten, wenn man nach der Mahlzeit anfieng, Wein zu trinken, einen Sarg mit dem Bilde eines todten Menschen in Holz geschnitten und angemalet von einer bis zwey Ellen lang hineinzubringen; der, wie andre sagen, eine wirkliche Leiche war, die von einem, der dazu bestellt war, in der ganzen Gesellschaft herumgetragen ward, mit Wiederholung dieser Worte: Siehe diese an, und sey frölich; denn so, wie dieser ist, wirst du auch seyn, wenn du todt bist. Daher konnte man auch den Leichnam seines Vaters versetzen, und keiner weigerte sich, etwas darauf zu leihen, weil der empfindlichste Schimpf und die größte Schande damit verbunden war, wenn man die Mumie nicht wieder einlöste.

Bald nach dem Tode übergab man den Körper gewissen Leuten, welche die Kunst des Einbalsamirens verstanden *). Diese zeigten den Anverwandten verschiedene hölzerne und gemalte Muster, nebst einem Verzeichniß von den Kosten zu einer jeglichen Zubereitung. Der Preis war nemlich nach der Verschiedenheit der Arbeit und den verschiedenen dazu gehörigen Materialien nicht einerley. Das erste Muster war sehr schön gearbeitet, die Kosten hiezu beliefen sich auf ein Talent Silber oder funfzehn hundert Thaler. Das zweite war schlechter und wohlfeiler, es kostete nur den zwölften Theil von jenem. Das dritte erhielt man um eine Kleinigkeit. Hierauf fragten sie, nach welchem Muster die Verwandten ihre Todten wollten gemacht haben, verabredeten den Preis, und nahmen den Körper in ihre Verwahrung. Zuerst zogen sie das Gehirn mit einem krummen Eisen durch die Nasenlöcher heraus, und füllten sogleich den leeren Raum mit gewissen Specereyen an. Sodann zeichnete einer, den sie den Schreiber nannten, an der linken Seite des Bauches ab, wie lang der Schnitt dazu gemacht werden sollte; worauf der Paraschistes, dessen Amt es war,

*) Die Weiber angesehener Männer wurden nicht sogleich zum Balsamiren hingegeben, vorzüglich wenn sie schön oder den Anverwandten lieb gewesen waren, sondern nach drey oder vier Tagen bekamen sie erst die Balsamirer. Dies geschah aber deswegen, damit die Künstler die Leiber solcher Personen nicht misbrauchen möchten; weil einmal einer bey solcher That war betroffen, und deshalb von seinen Gehülfen angeklagt worden. Herodot. Lib. II.

war, den Schnitt zu verrichten, einen scharfen aethiopischen Stein nahm, und den Leib nach den Vorschriften öfnete; sogleich aber so schnell als möglich davon lief. Alle Anwesende liefen ihm nach, warfen mit Steinen, und verwünschten ihn, womit er für seine That büssen muste; denn wer die Hand an einen Leichnam legte, ihn zu zerschneiden, ward von jedermann verabscheuet *). Die Taricheutä oder Balsamirer hingegen wurden allgemein geehrt und hochgeschätzt. Sie giengen mit den Priestern um, und kamen, wie die Priester, ohne die geringste Einschränkung in die Tempel. Sodann steckte einer von ihnen die Hand durch die Wunde, und nahm alle Eingeweide bis auf das Herz und die Nieren heraus. Ein anderer wusch das Herz und die Gedärme mit Palmwein und wohlriechenden Sachen. Darauf füllten sie den Leib mit gestossenen reinen Myrrhen, Cassia und andern wohlriechenden Sachen, jedoch nicht mit Weirauch, und näheten ihn wieder zu. Wenn sie dies gethan hatten, so legten sie ihn 70 Tage in Salpeter, denn länger durfte er nicht darinn liegen. Nach 70 Tagen, wenn sie den Körper abgewaschen hatten, wickelten sie ihn ganz in feine Leinewand mit eingeschnittenen Bändern, und bestrichen ihn mit Gummi, den die Aegyptier gewöhnlich statt des Leims brauchten. Wenn ihn nun die Anverwandte wieder bekommen, so machen sie einen hölzernen Sarg, in Gestalt eines Menschen, worein sie den Todten legen, und, nachdem sie ihn verschlossen haben, so verwahren sie ihn in einem Tod-

*) Eben dieses Vorurtheil ist noch bey den Chinesen.

tenzimmer *) und stellen ihn grade an die Mauer. Diese Art der Balsamirung war die kostbarste. Wer die Kosten dazu nicht bestreiten konnte, und die zweite Art Balsamirung verlangte, mit dessen Todten verfuhr man so: Man füllte eine Sprütze mit Cedernöl an, und sprüzte hiedurch den Cedernöl in den Körper, ohne ihn aufzuschneiden oder die Gedärme herauszunehmen, und legte ihn 70 Tage in Salpeter. Am letzten Tage ließ man den Cedernöl, den man vorher hineingebracht hatte, wieder heraus, der so stark wirkte, daß die Gedärme und Eingeweide zerstückt und verfault abgiengen. Der Salpeter verzehrt das Fleisch, und läßt nichts als Haut und Knochen übrig. Wenn dies geschehn ist, so übergiebt man den Anverwandten ohne weitere Zurichtung den Körper. — Die dritte Art, die aber nur bey Armen gebräuchlich war, die Todten zuzubereiten, geschah durch Abwaschung des Körpers, Aufschneidung des Bauches, und Einsalzung auf 70 Tage. Wenn aber ein Aegyptier oder ein Fremder todt gefunden wurde, oder von einem Crocodill zerrissen, oder in einem Fluß umgekommen war; so muste die Stadt, woran er geworfen ward, ihn einbalsamiren und aufs prächtigste begraben lassen, und in eine heilige Grabstätte stellen. Keiner, weder von seinen Freunden noch von seinen Anverwandten, durfte ihn berühren, sondern die Priester des Nils, die ihn anfaßten, und ihn für etwas mehr, als einen todten Menschen hielten, begruben ihn.

Diodo.

*) Condiunt Aegyptii mortuos, et eos domi servant.
Cic. Tusc. Quaest. L. I. Sect. 108.

Diodorus berichtet, daß die Gestalt und das ganze Ansehn des Körpers, und sogar die Augenbraunen und Augenwimpern so wenig versehrt wurden, daß man sie an ihren Gesichtszügen kennen konnte. Es muß also noch eine bessere Art, als die beschriebene, gegeben haben; ob man gleich an den noch jetzt vorhandenen Mumien dergleichen nicht findet.

Die Särge, worinn diese Mumien liegen, sind sehr dick von Sycomorholz, das sehr der Fäulniß widersteht. Der Grund, der mit einer einzigen Farbe gemalt ist, enthält schöne hieroglyphische Bilder. Das oberste Ende des Sarges ist mehrentheils in der Gestalt eines Menschenkopfes geschnitten, mit einem daran gemalten Weibergesicht. Das übrige bestehet aus einem grade fortgehenden Stücke, so unten einen breiten Säulenstuhl hat, um dasselbe in die Grabstätte aufrecht hinstellen zu können *). Man hat an einer Mumie, die aus Aegypten in einem bretternen Sarge gebracht worden ist, bey der Eröfnung die Glinsen zwischen den Brettern mit Leinewand und feinem Gypse ausgefüllt gefunden. Ueber dem Haupte war ein vierfach leinen Tuch. Unter diesem war etwas aus Harz und leinenem Tuche zusammengesetztes, etwa einen halben Zoll dick, das durch die Hitze der daran gebrauchten Brennmittel verbrannt zu seyn schien. Auf der Haut lag ein Ueberzug von Harz und Bitumen, so dick, als eine Oblate, der von der Eintauchung des Körpers in Bitumen, womit der Kopf halb voll war, herzurühren schien. Der ganze Leib war in Streifen

oder

*) Pococks Beschreibung des Morgenlandes.

oder schmalen Binden von Leinewand eingewickelt, das an dem Kopf anfängt, und bey den Füssen aufhört. Unter diesen befanden sich vier Ellen Leinewand, und alsdann ein Rand zwey Zoll breit von Leinewand. Hierunter lagen acht verschiedene Bänder von eben der Breite, die querüber von der Schulter nach der Hüfte der andern Seite gelegt waren. Darunter war ein Ueberzug von Leinewand, ungefähr einen Zoll dick, fast zu Asche gebrannt, die aber doch vermittelst des Harzes, womit sie vermuthlich bestrichen gewesen, zusammenhieng. Die Arme waren kreuzweise über die Brust gelegt, so daß der rechte Arm über dem linken lag, und die Hände lagen gegen das Gesicht zu. Von den Hüften bis zu den Füssen waren 8 Bänder, jeder 2 Zoll breit, wovon einer die Hälfte des andern bedeckte. Unter diesen befanden sich Bänder von der Dicke eines Zolles, die ebenfalls von der Hitze der Specereien verzehrt waren.

Weil in Aegypten auch viele Thiere als göttlich verehrt wurden, so balsamirte man auch ihre Leiber ein, und begrub sie mit aller Ehrerbietung und Pracht. Daher kostete das Begräbniß des Apis zu den Zeiten des Ptolemäi Lagi eine so große Summe Geldes. Dies ist Ursache, warum man so viele Ibisse wie Menschenkörper einbalsamirt, und in Leinewand gewickelt gefunden hat.

Sobald ein angesehener Aegyptier stirbt, so beschmieren sich alle Weiber aus der Familie den Kopf und das Gesicht mit Koth. Hernach verlassen sie die Leiche im Hause, und gehen in die Stadt, sie schlagen

sich,

sich, gürten sich, entblößen die Brüste, und in ihrem Gefolge sind alle Anverwandte. Eben so gürten auch bey der Trauer die Mannspersonen ihre Kleider, und schlagen sich selbst. Die nahen Freunde enthalten sich bis zu der Zeit, da der Körper begraben wird, des Gebrauchs der Bäder, des Weins, köstlicher Kleidung und besserer Speisen. — Dergleichen Trauer- und Klageweiber findet man bey vielen Völkern, wie künftig wird gezeigt werden.

Berühmt sind die Pyramiden in Aegypten, die für die Ewigkeit scheinen gebauet zu seyn, wodurch die Könige ihr Gedächtniß verewigen wollten, und womit sie noch zugleich die wichtige Absicht verbanden, den größten Theil des Volks zu beschäftigen und es von Empörungen abzuhalten. Allein diese Verewigung ihres Ruhms ward so vereitelt, daß man auch von vielen die Namen der Erbauer nicht mehr zu nennen weiß, aber als Denkmähler der Kunst und der Geschichte sind sie uns noch immer wichtig. Sie haben über die Zeit gesiegt, und scheinen Söhne der Unsterblichkeit, wenigstens für diese Welt, zu seyn. Sie sind eigentlich Gebäude auf den öffentlichen Kirchhöfen, aber selbst keine Gräber; dies zeigt ihre ganze Bauart. Ihre so engen als schlüpfrig glatten Gänge konnten unmöglich dazu bestimmt seyn, um darinn auf und nieder zu gehn, noch viel weniger, um einen Sarg durch sie hindurch bis zu einem der Gemächer zu bringen. Man wende mir hier aber nicht ein, daß Herodot von dem Könnig Cheops spreche, der in einer Pyramide begraben seyn soll. Er wurde nicht im Innern der Pyramide,

sondern

sondern darunter begraben. Die Pyramiden sollten Symbole vom Schattenreich seyn, eine sinnliche Darstellung von dem Zustande nach dem Tode. Im Angesichte der Todten gewöhnten sich die Lebendigen an das Grab, um an den Zustand nach dem Tode lebhaft zu denken. Erst als in Aegypten größere Cultur zu herrschen anfieng, dachte man darauf, prächtige Pyramiden zu bauen. Die gebirgigte Gegend um Memphis war hiezu die schicklichste. Der Anblick der dort ursprünglich vorhanden gewesenen kegelförmigen Kalkberge am Fuße der hohen libyschen Gebirge erweckte in ihnen ohne Zweifel die erste Idee zum Pyramidenbau *). Man durfte nur so einen Berg auf 4 Seiten behauen, die Hügel abtragen, oder sie in kleine Pyramiden verwandeln, und das fehlende durch die Kunst ersetzen, und so stand der große Coloß, den noch die Nachwelt anstaunt. Neuere Reisende bemerkten ganz deutlich diese Entstehung, nachdem von einigen Pyramiden die Bekleidung von Granit Marmor, worauf die Inschriften standen, abgefallen, und sie nun nakt da stehn. Man denke sich aber diese Kirchhöfe der Aegyptier, worauf die Pyramiden standen, nicht wie unsre europäischen, sondern ein solcher Kirchhof stellte eine Reihe neben einander in Felsen gegrabener Gruben vor. Der Eingang hiezu ist wie bey einer Schacht 20 bis 30 Fuß tief, mit breiten Gängen, die oft in Zimmern abgetheilt sind, und worinn eine Menge Särge Platz hatten. Diese unterirdischen Gängen waren verschieden, bald weit ins Gebirge hineingearbeitet, bald nicht. Viele Hölen hatten zusammen nur einen Aus-

*) Gatterers Weltgeschichte. Göttingen 1785. S. 477.

Ausgang, und machten zusammen eine ägyptische Begräbnißgrotte oder Katakombe aus; und aus mehrern solchen Grotten bestand ein ägyptischer Kirchhof. Auf diese Art macht man sich einen richtigen Begrif von den Katakomben der Aegyptier, die, wenn sie für Könige bestimmt waren, weit mehr Pracht und Schmuck hatten. Noch jetzt findet man in Felsen ausgehauene Grotten mit Mumien, die der Verwesung getrotzt haben. Die Gräber der Könige zu Theben waren so prachtvoll, daß ihre Nachkommen ihnen weit nachstehen musten. Vorzüglich zeichnete sich das Grabmal des Osymandyas aus, das aus großen Höfen, Bogenstellungen, Zimmern, Tempeln, einem Büchervorrath, Begräbniß und andern Gebäuden bestand. Die Beschreibung des Grabmals selbst gehört in eine Archäologie.

Neuere Reisebeschreiber, als Shaw, Pocock, Norden, Niebuhr und andere geben uns eine Beschreibung von den jetzigen Pyramiden in Aegypten, die vornemlich auf der Abendseite des Nils stehen. Noch jetzt findet man vier vorzüglich berühmte Pyramiden, einige Meilen von Cairo, wo ehemals Memphis stand, die ohngefähr 400 Schritte von einander sind. In der erstern Pyramide findet man noch den leeren Sarkophagus des Cheops von Granit-Marmor, dessen Länge 7 oder 8 Fuß, und die Tiefe 4 oder $4\frac{1}{2}$ Fuß beträgt. Aus dem Rande des Grabes kann man schliessen, es sey zugedeckt gewesen, der Deckel aber ist ganz und gar weggetragen worden. Wahrscheinlich liessen sich auch einige getreue Unterthanen freiwillig noch bey Lebzeiten mit dem Reste

ihres

ihres Fürsten begraben. Die ganze Einrichtung macht dies glaubwürdig. Herodot erzählt aus dem Munde der ägyptischen Priester hievon folgendes: Cheops, Rhampsimts Nachfolger, habe diese Pyramide erbauet; der Arbeiter wären hundert tausend gewesen, wovon sich immer zehn tausend alle 3 Monate einander in der Arbeit abgelöset hätten, zwanzig Jahre habe man auf ihrem Bau zugebracht. Der Aufwand für die Arbeiter, bloß in Ansehung der gegessenen Rettige, Zwiebeln und Knoblauch, wäre eine Summe von 1600 Talenten gewesen. Schon viele Jahrhunderte vor der Zeit der Araber wurde diese große Pyramide geöffnet, und das Geheimniß der innren sowol als der unterirrdischen Gänge entdeckt, und Plutarch kannte schon darinn das herrliche Echo.

Die Größe der Pyramiden genau zu bestimmen, ist schwer, da verschiedene Gelehrte sie ausgemessen haben, aber nicht einig sind, weil sie entweder verschiedene Maassen nahmen, oder auch nicht Fleiß genug anwandten, oder der Sand um die Pyramiden war nicht immer vom Winde *) gleich hoch getrieben, und daher muste die Ausmessung verschieden seyn.

In eine ägyptische unterirdische Gruft oder Schlafstätte, dergleichen sich in den libyschen Wüsten finden, steigt man durch Hülfe von Löchern hinein, die in den Fels gehauen sind. Die Tiefe der flächsten erstreckt sich

*) Daher ist die Maasse des Diodors von der ersten großen Pyramide bey Memphis kleiner, als die des Herodots, weil die Anhöhe, wo jetzt die Pyramiden stehn, zu seiner Zeit schon versandet war.

sich über 6 Mann tief. Unten ist eine viereckigte Oefnung, nebst einem 10 bis 15 Fuß langen Gange, der zu verschiedenen viereckigen gewölbten Gemächern führt; deren jede Seite gemeiniglich 15 bis 20 Fuß beträgt. In der Mitte um jeder von den vier Seiten ist eine Bank in den Fels gehauen, worauf die balsamirten Körper liegen. Zu den Häuptern derselben steht mehrentheils ein Götzenbild, zu den Füssen aber ein Vogel, und an den Wänden statt der Grabschriften verschiedene hieroglyphische Bilder. Ein deutlicher Beweis, daß sie jünger sind, als die Pyramiden, an denen man keine Hieroglyphen findet, weil damals diese Schreibart noch nicht da war. Ausser den großen Körpern findet man auch balsamirte Körper von Kindern, die auf der Erde liegen. Bisweilen giebts wol 20 bis 30 solcher Gemächer oder Grüfte neben einander, aus deren einen man in die übrigen kommen kann, die alle nur einen Eingang haben. Zu Alexandrien findet man noch dergleichen Begräbnißgrotten, allein man hat sie geöfnet, und Raubsucht hat sie zerstört. Alle die besten Körper sind längstens entwandt, so daß nur noch geringere Körper von schlechterer Zubereitung darinn angetroffen werden; indem oft bloße Knochen in Tücher eingewickelt, oder mit etwas Harz überzogen, oft andre in Schilf gelegt, ja unzählige Ueberbleibsel zerstückter Körper daselbst sich finden.

Eine ähnliche Einbalsamirung trift man auch auf der Insel Teneriffa, die aber nicht die ganze Nation, sondern nur ein Stamm wuste. Sie war diese: Die Einwohner nehmen Butter, die, wie einige sagen, mit

Bärenschmalze vermischt ist, welches sie zu dem Ende in Häuten aufheben. Darinn kochen sie gewisse Kräuter als eine Art von wildem Lavendel, welcher häufig auf den Felsen wächst, wie auch ein Kraut, Lara genannt, von einem sehr gummichten und klebrichten Wesen, welches unter den Spitzen der Berge gefunden wird. 3) Eine Art von Cyclamen oder Erdäpfeln. 4) Wilde Salbey, die hier im Ueberfluße ist, und einige andre unbekannte Kräuter, die es zu einem vollkommenen Balsam machen. Wenn dieses also zubereitet war, so nahmen sie erstlich das Eingeweide aus dem Körper heraus, und wuschen ihn mit einer Lauge, die aus der Rinde vom Fichtenbaum gemacht war. Sie trockneten ihn des Sommers in der Sonne, und des Winters in einem Ofen. Dieses wurde oft wiederholt. Darauf fiengen sie ihre Salbung sowol äusserlich als innerlich an, und trockneten ihn zuvor. Dies thaten sie so lange, bis der Balsam durch den ganzen Leib gedrungen war, und die Muskeln in allen Theilen durch die zusammengezogene Haut erschienen, und der Körper überaus leicht ward. Dann nähten sie ihn in Ziegenhäute. Die alten Guanchen hatten für jedes Geschlecht einen eignen Balsamirer.

Die Inkas in Peru wurden auf eine so künstliche Art einbalsamirt, daß sie von aller Verwesung frey blieben, und die Gestalt der Lebenden hatten. Man setzte sie nämlich der kalten Luft aus, so daß alle Feuchtigkeit auszog, und überzog sie nachher mit Harz. Alle innere Theile wurden in einem Tempel begraben, welcher in der Stadt Tampu, ohngefähr 5 Meilen von

Cuzco

Cuzco an dem Fluße Yucay, stand. Wenn sie den Körper einbalsamirt hatten, so stellten sie ihn vor das Bild der Sonne in den Tempel zu Cuzco, in der Stellung, wie die Peruaner gemeiniglich zu seyn pflegen, nemlich mit zusammengeschlagenen Händen über die Brust, und auf die Erde gerichteten Augen. Sie brachten ihm daselbst als einem göttlichen Menschen viele Opfer, weil er nunmehr wieder zu seinem Vater der Sonne gekehret wäre. Der ganze erste Monat nach seinem Tode wurde mit Weinen zugebracht, denn die Bürger der Stadt beweinten ihn alle Tage, mit vielem Wehklagen über seinen Tod; man mischte unter die Klagen eine Erzählung von den Siegen, die er gewonnen, von seinen denkwürdigen Verrichtungen, und von dem, was er denen Provinzen gutes gethan hatte, woraus diejenigen gebürtig waren, welche in diesem oder jenem Viertheil, das sie nannten, wohnten. Nach Verlauf des ersten Trauermonates erneuerten sie ihr Leidwesen alle 14 Tage bey jedem Vollmond und Neumond das ganze Jahr hindurch. Man hatte eigne Weiner dazu, die mit einem traurigen Ton die Verrichtungen und Tugenden des verstorbenen Königs besangen. Auf diese Art begiengen alle Einwohner in Cuzco bis auf die Geringsten die Trauer, und die Inkas vom königlichen Geblüt thaten ein gleiches, aber noch feierlicher und mit mehrerem Prunk. Einen etwas weniger kostbaren Aufzug machte man mit den Curaca in den Provinzen. Die Bedienten trugen allerhand Speisen und Getränke hinterher, und einer von den nächsten Anverwandten gieng von Zeit zu Zeit hinzu, und gab den Verstorbenen etwas davon, sonderlich aber

von ihrem liebsten Getränk, welches er ihm durch eine Röhre in den Mund blies. Man verscharrete alle ihre goldene und silberne Gefässe, sogar bis auf das Küchengeschirr, das zu ihrem Gebrauch gedient hatte, Kleider, Kleinodien. Es liessen sich auch ihre Hausgenossen und diejenigen Weiber, die sie am liebsten gehabt hatten, lebendig begraben, um ihrem lieben Herrn aus sonderbarer Zuneigung auch in der andern Welt zu dienen. Sie waren dazu verpflichtet, gaben sich aber doch bisweilen in solcher Menge an, daß man sie zurückhalten muste.

Am nächsten kömmt der Einbalsamirung die Sitte der Formosaner, ihre Todten auszutrocknen, die man Bukaniren nennt. Sie pflegen nicht so lange zu warten, bis der Kranke von selbst natürlicher Weise stirbt; sondern sobald er mit dem Tode zu ringen scheint, so geben sie ihm zu trinken, und, so wie er das Getränke hinunterschluckt, so ersticken sie ihn bey dieser Gelegenheit. Sobald der Kranke todt ist, benachrichtiget man jedermann durch einen Trommelschlag vor der Hausthüre, daß eine Leiche im Hause ist; die Trommel aber, die man hiezu braucht, ist aus dem Stamme eines Baumes gemacht. Hierauf wäscht man die Leiche ab, legt dem Todten die besten Kleider an, die er in seinem Leben getragen hat, und die Waffen neben ihn nebst einigen Schüsseln mit Reis. In diesem Zustande bleibt sie zwey Tage stehn, während welcher Zeit die Juidas die Ceremonien verrichten, und zu einer glücklichen Reise des Verstorbenen ein Ferkel opfern. Auch richtet man vor dem Hause einen Bambusstab auf, an welchem eine Fahne befestigt ist. Des

Abends

Abends kommen die Angehörigen und Freunde des Verstorbenen zusammen, und trinken auf seine Gesundheit. Die ihn aber vorzüglich geliebt haben, fallen mit einem Geschrey, das dem Geheule sehr ähnlich ist, auf den Leichnam, und fragen ihn, weswegen er denn aus diesem Leben gegangen sey? Das Abgeschmackte dieses Auftritts wird durch die Vorstellungen und Verzerrungen des Gesichts der Priesterinnen und für Geld gemietheten Klageweiber noch mehr vergrößert, welche einige Gebete zu ihren Göttern schicken, um sowol einen guten Platz als auch Freunde für die Verstorbenen in jener Welt zu erlangen. Nachdem die beyden Tage verflossen sind, so wäscht man die Leiche zum zweiten, ja zuweilen zum drittenmal, mehrerer Vorsicht wegen; nachher aber setzt man sie auf ein sieben bis acht Fuß hohes Gerüste. Man bringt sie darauf zu einem großen Feuer, welches sechs Tage nach einander beständig unterhalten wird, damit der Körper recht austrockne, weil sonst der Geruch nicht angenehm seyn möchte. Wenn dieses geschehn, trägt man ihn wieder ins Haus, und läßt ihn auf einem Gerüste, welches weit höher als das vorige ist, sehen, nachdem man ihn vorher in ein Leichentuch gewickelt hat; rund umher aber spannet man ein Tuch, wie ein Zelt. Zuweilen steht ein solcher todter Körper drey Jahre in einem Hause; nach deren Verlauf aber begräbt man ihn in demselben. Alles dieses aber geschiehet nicht anders, als mit einem Schmause, bey welchem sich jedermann betrinkt. Ist der Verstorbene ein Soldat gewesen, so hält man ihm eine Leichenrede; jedermann erzählt seinem Nachbar seine Thaten und über dem Kopf hängt man einen

Bambusstab mit eben so viel Einschnitten oder Kerben, als er Feinde erlegt hat. Neun Tage wird er bewacht, und am zehnten kommen alle seine Angehörige und Freunde zusammen und heben ein gräßliches Geschrey neben ihm an: womit sie den Teufel, der ihn bis dahin geplagt hat, vertreiben wollen.

Eine andre Art von Austrocknung war die, daß man den Leichnam durch den Frost oder in Schnee gedörret, wie unter den alten Peruanern, die den Gipfeln der Cordilleras nahe wohnen, oder durch die trockende Kraft der Luft ihn aufbewahrte, wie dies bey den alten Colchiern, und jetzt noch auf mehrern ostindischen Inseln geschieht.

Diese Sitte herrscht auch bey den Caraiben, Floridanern, bey den Natchern und andern Völkern in Louisiana, vorzüglich geschah es bey den Leichen der Vornehmen und Caziken, die man in große Baumblätter wickelte und aufbewahrte. In Virginien hat man noch eine besondere Art, die Leichname der Könige zu erhalten. Man spaltet die Haut längst dem Rücken auf, und hebt sie mit so vieler Geschicklichkeit ab, daß nichts daran zerreißt. Darauf lösen sie das Fleisch von den Knochen, ohne die Nerven zu beschädigen, damit alle Gelenke ganz bleiben, und das Gerippe seine ganze Gestalt behält. Wenn diese Knochen einige Zeit über getrocknet sind, so stecken sie solche wieder in die Haut, welche sie mit einem Oel feucht zu erhalten gesucht haben, welches sie auch vor Fäulniß verwahret. Wenn die Knochen wieder in ihre natürliche Lage gestellet sind; so füllen sie den Zwischenraum mit sehr

feinem

feinem Sande aus. Darauf wird die Haut wieder zugenähet, und der Körper scheint niemals berührt zu seyn. Alsdann wird der Leichnam auf eine am Ende der Cabane, die ihnen anstatt des Tempels dient, aufgerichtete Erhöhung gestellt. Das Fleisch, welches man von den Knochen abgelöset hat, wird auf eine Hürde an die Sonne gelegt, und wenn es ganz trocken ist, so thut man es in einen wohl vermachten Korb, und setzet es zu den Füßen des Körpers, man pflegt nicht nur ein Götzenbild, sondern auch einen Priester zur Wache zu bestimmen, welcher den Altar unterhalten, und für die Körper Sorge tragen muß.

So pflegten auch einige Völker die Leichname von allem Fleisch und festen Theilen zu reinigen, damit sie die Gebeine desto bequemer erhalten konnten. Im Mittelalter zerschnitt man sogar die Körper der französischen Könige, kochte die Knochen rein von allem Fleisch ab, und setzte diese bey, weil man das Einbalsamiren vergessen hatte, und doch ihre Reste erhalten wollte. Die Amerikaner reinigen die Gebeine der Jäger und Krieger, die sie auf ihren Zügen verlieren, von allem Fleisch, damit sie die Gebeine desto leichter mitnehmen können.

Aus dieser Behandlung der Todten erhellet nicht bloß, daß die Völker ein Leben nach dem Tode angenommen, sondern daß sie auch Theile des Körpers zur künftigen Existenz für nöthig gehalten haben.

Verschieden hievon sind diejenigen Völker, welche ihre Todten verbrennen, und die zweite Classe ausmachen.

chen. Mir scheint diese Art, die Todten zu bestatten, die beste, und am wenigsten schauderhaft zu seyn. Der Mensch wird in seine ersten Bestandtheile aufgelöst, und zwar durch das reinste Element in der Natur, durch das Feuer. Da giebt es keine morschen Schädel, keine vermoderte Gebeine, diese traurigen Ueberreste des menschlichen Körpers, die nun oft weit von einander zerstreut werden; keinen schwarzen Sarg, worinn der Todte eingeschlossen wird, und oft auf die schrecklichste Art sein Leben endigen muß, weil man ihn schon für todt hielt. Welchen Schauder, welches Schrecken flößt dieser schwarze Sarg dem zurückgebliebenen Lebenden ein! fürchterlicher Gedanke! auch dieser soll einst meine Wohnung werden. Wie angenehm hingegen ist das Bewustseyn, in die ersten Elemente der Natur aufgelöst zu werden, da die besten Bestandtheile in einem Aschenkruge aufbewahrt werden! Nunmehro kann der Sohn die Asche seines Vaters als ein Heiligthum in seinem Hause haben. Der Anblick dieser Urne wird ihn an die Ermunterungen seines Vaters zu grossen und edlen Thaten erinnern. Jetzt kann er seinem Andenken eine Thräne weinen; und so lebt dann der Vater noch in der Asche bey seinem Sohn. Die Geliebte würde die Asche ihres treuen Gatten beweinen, und diese würde ihr ein Denkmal ihrer innigen Liebe seyn. Die Asche großer Feldherren und Staatsmänner in Urnen gesammlet, und auf öffentliche Plätze mit Inschriften hingestellt, würden die größten Aufforderungen für die Nachkommen seyn, ihnen an großen und edlen Thaten ähnlich zu werden. Bey dieser Sitte würde das Andenken so mancher großer Männer nicht verlo-

schen seyn, deren Grabstätte man jetzt kaum durch Hülfe von Küster und Todtengräber aufzufinden weis.

Die Ursachen, warum man die todten Körper verbrannte, waren verschieden: Theils hielt man es für die beste Art, sie gegen die Mishandlungen von Feinden und Räubern zu sichern; denn wie oft finden wir nicht in der Geschichte, daß feindliche Heere die Gräber entehrt und die Todten gemishandelt haben? Ich erinnere hier nur an das Betragen der Spanier in Peru, an die Entweihung der Gräber in Aegypten und Sibirien. Theils war die Auflösung durch die reinsten Elemente der Natur die beste Art, die Körper sicherer und reiner in jene Welt zu bringen, weil man glaubte, daß die Körper und Seelen der Verstorbenen durchs Feuer von ihren Sünden gereinigt würden. Theils that man es auch aus der Ursache, damit durchs Feuer mit dem Körper auch die Seelen vernichtet würden, und also ihren zurückgelassenen Freunden und Verwandten durch ihre Erscheinung nicht beschwerlich oder schädlich werden könnten. Deswegen verbrannte man unter den meisten Völkern Missethäter und Zauberer, weil man von ihnen am meisten fürchtete, und besorgte, daß ihre abgeschiednen Seelen sonst umkehren, und den Lebenden schaden möchten.

Aus diesen Gründen hat sich dieser Gebrauch unter so viele Völker verbreitet, wir finden ihn sowol am Ganges als in den kalten Wäldern Sarmatiens, sowol im heissen Japan, als im kalten Sibirien, unter den Anhängern der lamaischen Religion *), in Grön-

*) In Tibet und unter den Calmyken werden nur die vornehm-

land, in Tunkin, bey den Calmyken und vielen andern Nationen. Nirgends aber äussert sich dieser Gebrauch häufiger, und ist früher zu finden, als unter den Anhängern des Wischnu in Indien. Ich erzähle ihre Leichenbegängnisse nach dem Thevenot, Holwell, Dow und vorzüglich nach den neuesten und besten Berichten des Sonnerats.

Sobald in Indien jemand gestorben ist, so wird es sogleich seinen Verwandten angezeigt. Diese kommen in das Haus des Verstorbenen, und alsbald stimmt die ganze Nachbarschaft Klagelieder und Todtengesänge an. Die Weiber erscheinen mit aufgelösten Haaren, schlagen sich an die Brust, raufen sich die Haare, und wälzen sich auf der Erde. In einigen Stämmen versammlet sich eine große Menge Weiber, die alle zusammen einen geschlossenen Kettentanz in die Runde herum tanzen, dabey als Bacchantinnen rasen, und in einem traurigen Ton Sterbelieder singen. Weil man diese Feierlichkeit als religiöse Handlung betrachtet, so ist auch ein indischer Priester, ein Braman, Vorsteher dieser Feierlichkeit. Sie nimmt ihren Anfang auf diese Art: Der Braman badet sich zuerst, und bindet dann

an

nehmsten Fürsten, Lamas oder Priester verbrannt. Die Asche von den Großen wird in goldne Gefässe gesammlet, und an den Hof des großen Lama in Tibet geschickt, wo diese kostbaren Aschenkrüge in Tempeln und Mausoleen aufbewahrt werden. Die Körper der Lamas oder Priester werden in besondern Ofen gleichsam verkohlt, d. i. so unaufhörlich mit Oel begossen, daß der ganze Körper zu einer spröden und trocknen Kohle wird. Diese werden in Stücke zerbrochen, und als Reliquien in gefährlichen Krankheiten den Fürsten ausgetheilt.

an den Finger des Todten in Gestalt eines Ringes ein Kränzchen von dem Kraute, Herbe genannt, das eine Art von Hundsgras ist, und für heilig gehalten wird. Nachdem er nun durch Besprengen das Haus gereinigt, die Götter angerufen, und eine Libation verrichtet hat; so wendet sich der vornehmste Verwandte gegen den Todten, spricht seinen und seiner Familie Namen aus, und bittet mit allen Anwesenden die Götter um seine Aufnahme ins Paradies. Nach diesem Gebet ruft man nochmals die Götter an, sie möchten zugeben, daß er von allen seinen Flecken gereinigt werde, nichts unter den Gestirnen seinem Glück zuwider, und ihm alles im Himmel, in der Luft und auf Erden günstig sey. Wenn dieses Gebet vollendet ist, bringt man Feuer, und legt von der heiligen Pflanze etwas an vier verschiedene Plätze neben dem Todten. Endlich verrichtet man das Opfer, und wirft mit vieler Andacht in das dazu bestimmte Feuer etwas getrockneten pulverisirten Kuhmist. Indessen fängt der Braman die Gebete von neuem an, und hält damit inne, um eine mit Blumen bekränzte Kuh anzunehmen, die man ihm schenkt, damit der Verstorbene nicht unglücklich werde. Auch hier zeigt sich wiederum Priesterlist. Der Braman sucht den Indiern eine große Furcht vor den Qualen des zukünftigen Lebens einzuflößen, damit er in diesem Leben sich desto freigebiger gegen ihn bezeige, und diese Art von List ist nicht bloß unter den Bramanen, sondenn unter einer großen Anzahl andrer Priester, die durch Vorstellung der schrecklichen Qualen der Zukunft sich Geschenke zu erwerben wissen. Nach Ueberreichung der Geschenke

werden

werden dem Todten die Einweihungsworte geheimnisvoll ins Ohr geflüstert, gleichsam als wenn er sie nur allein hören sollte. Sodann wiederholt man oft den Namen des Verstorbenen, reinigt sich, läßt sich den Kopf scheeren. Dies thut vorzüglich das Oberhaupt der Familie, und theilt unter die Anwesenden Geld aus, mit der Bitte, es anzunehmen, um für den Verstorbenen zu beten. Die Bramanen fangen auch gleich auf der Stelle an, das Prayatschitam oder die Sündenabbüssung zu verrichten, und die Gestirne zu beschwören, um ihren bösen Einfluß und die schädlichen Eigenschaften der Monats- und Wochentage abzuwenden. Nachdem das Oberhaupt der Familie etwas von dem geheiligten Kraut in die Hände genommen hat, wendet er sich mit vieler Ehrerbietung gegen den Braman, und richtet folgendes Gebet an ihn: „O großer Mann! erlaube mir, daß ich um dich herumgehe. Nimm diese Geschenke an, die ich nach meinem Vermögen opfere. Ich bringe dieses Söhnopfer, um dem Verstorbenen Verzeihung seiner Sünden zu bewirken; den bösen Einfluß der Gestirne, die Unglücksfälle des Mondes und der Wochentage zu zerstreuen, und die gesetzlichen Verunreinungen zu tilgen." Auf dieses Gebet folgt eine Aufforderung der Seele des Verstorbenen, und verschiedne Zeichendeuterey in Rücksicht der Constellation bey dem Tode. Ist in der Nähe ein heiliger Fluß, so badet man sich hierinn, denn dies trägt viel zur Vergebung der Sünden des Verstorbenen bey, weil man das Baden im Ganges für eine religiöse Handlung in Indien hält. Ist er aber zu entfernt, so ist auch der bloße Wille hinreichend.

chend. Zum Beschluß bittet man wieder die Ober-götter, dem Verstorbenen gnädig zu seyn, ihm seine Fehler zu verzeihen, den Genuß des Himmels zu schenken, und den widrigen Einfluß der Gestirne in sei-nen glücklichen Zustand zu verhindern.

Alle diese Ceremonien sind nur erst das Vorspiel des eigentlichen Leichengepränges. Ist die Zeit da, den Todten aus der Stadt wegzubringen; so ruft man zu diesem Geschäfte vier Parias. Man wäscht den Körper, malt ihm das Zeichen seines Stammes auf die Stirne, zieht ihn reinlich an, und steckt ihm Betel in den Mund. Ueber seinem Gesichte reißt man ein kleines leinenes Band entzwey, womit man ihm die beiden Daumen zusammenbindet, reibt ihn mit San-delholz, und legt ihn in einem mit rothen Tuch aus-geschlagenen mit Blumen geschmückten Palankin. Vor dem Leichenzuge gehen zwey Musici mit langen Trom-peten, Tare, deren dumpfer Trauerton von dem un-harmonischen Getöse vieler kleiner Trommeln begleitet wird. Die Verwandte und Freunde folgen weinend der Leiche, und singen unter vermischtem Klagegeschrey Loblieder auf den Verstorbenen, wobey sie in bloßer Leinewand, die ihnen vom Kopfe bis auf die Knie reicht, gekleidet sind. Ist man zur Grabstätte gekom-men, so setzt man den Palankin nieder, zieht vier Striche gegen die vier Weltgegenden, opfert Gengeli (orientalischen Sesam) und Reis den Luftgeistern, von denen man glaubt, daß sie in Grabstätten und deren Nachbarschaft wohnen. Man kneipt alsdann dem Tod-ten in die Nase, und fühlt ihm auf den Magen, ob er

etwa

etwa noch Zeichen des Lebens gebe, gießt ihm Wasser ins Angesicht, und verdoppelt das Getöse der Trommeln und Trompeten, ob man ihn etwa ermuntern könne, wenn er vielleicht nur in einer Betäubung läge. Man nähert sich endlich dem Verbrennungsplatze, untersucht sorgfältig, ob er reinlich sey, schaft jedes Strohhälmchen, Gräschen u. s. w. weg, und reiniget sowol ihn als den Todten durch Weihwasser unter gewissen Gebeten. Man setzt ferner den Leichnam vor einen aufrechtstehenden Stein, der immer nahe beim Verbrennungsplatze Schodelet aufgerichtet steht. Der Stein stellt den Aritschandren vor, einen tugendhaften König, der vom Oberhaupte der Parias zum Sclaven gemacht, und zur Aufsicht über das Schodelet, und zur Einziehung der Gebühren für die Erlaubniß, einen Todten zu verbrennen, bestellt ward. Nach einigen Ceremonien und Gebeten gräbt man einige Kupfermünzen, ein Stück neues Leinwand, und eine Handvoll Reis vor dem Aritschandren in die Erde. Darauf geht ein Paria, der indessen das Feuer unterhalten hat, zum Aritschandren, und sagt ihm: Er könne nun den Körper nicht weiter aufhalten, da er seine Gebühren empfangen habe. Der Todte wird aus dem Palankin genommen, sodann ihm Nägel und Haare abgeschnitten, und ein Scheiterhaufen aus Aesten von Mangobaum errichtet, weil man glaubt, daß dieser die meiste Kraft habe, den Verstorbenen glücklich zu machen. Die Reichen nehmen auch Sandelholz. Auf den Scheiterhaufen legen die Verwandten den Todten oben drauf, geben ihm Butter, Reis und geronnene Milch in die Hände, und stecken sie ihm in Mund und

Ohren,

Ohren, damit ihn in der andern Welt nicht hungre. Der Vornehmste der Familie legt zuerst Feuer an, er thuts mit abgewandtem Gesicht, und trägt dabey ein Gefäß voll Wasser auf der Schulter. Sobald er merkt, daß die Flamme das Holz ergriffen hat, läßt er das Gefäß fallen, läuft, ohne sich umzusehen, zu dem nächsten Teich oder Fluß, und stürzt sich hinein, um sich zu reinigen. Zerbräche das Gefäß nicht, so hielte mans für ein Zeichen, daß binnen einem Jahr noch einer aus der Familie sterben werde. Es ist aber so zerbrechlich, daß es allemal richtig zerfällt. Die übrigen Verwandten und Begleiter setzen den Scheiterhaufen völlig in Flammen, und bestreuen ihn mit allerley wohlriechenden Sachen, dabey die Musikanten bis zum Taubwerden lärmen. Klaggeschrey oder vielmehr das wilde Geheul schallet zugleich umher. Der Körper wird nun den Parias überlassen, die ihn bewachen, und dafür sorgen, daß die Flamme ihn ganz verzehrt. Indessen baden sich die Verwandte in der Nähe. Bricht darüber die Nacht ein, so gehen sie nach Hause, ist es aber noch Tag, so kehren sie wieder zum Scheiterhaufen zurück, opfern Reis in einem neuen Gefäß dem Todten, und werfen ihn dann den Raben vor. Ein flacher, sauber polirter Stein, in Gestalt eines Altars, etwan sechs Zoll breit, ist gleichsam der Tisch, von dem der Geist des Verstorbenen, zufolge der allgemeinen Meinung, den Reis verzehrt, oder sich doch von seinen feinsten Theilen nährt. Der Stein wird erst gewaschen; dann Wasser und Oel darauf gegossen, dann ruft man den Namen der Götter an, beschwört die Seele des Todten, dessen Bild

der

der Stein vorstellt, daß sie komme, und sich auf den Altar niederlasse. Die Anwesenden reiben sich den Leib mit Staub und Erde, und man opfert dem Gestorbenen wieder Reis. Dies Todtenmahl wird zehn Tage nach einander aufgesetzt, welches den Raben am besten schmeckt. Ist der Scheiterhaufen abgebrannt; so gießt man Milch darüber, und sucht die noch übrigen Beine zusammen. Diese verwahrt man in Gefässen, bis sich eine Gelegenheit findet, sie in irgend einen heiligen Fluß, besonders in den Ganges, zu werfen, denn die Indier glauben mit völliger Ueberzeugung, daß jeder Mensch, dessen Gebeine man in den Fluß wirft, Millionen Jahre lang einer unendlichen Glückseligkeit geniessen werde. Die am Ufer des Ganges selbst wohnen, werfen die Leichname ganz hinein, und tödten auch oft die Kranken durch allzu häufig aufgedrungenes Trinken von seinem Wasser, das eine wunderthätige Kraft haben soll. Sie vermengen sogar etwas Schlamm mit dem Wasser, das sie ihm in den Mund giessen; und der Unglückliche stirbt endlich, wenn er von diesem schlammigten Wasser vollgepfropft ist.

Das Haus des Verstorbenen bleibt zehn Tage unrein, worauf das Oberhaupt der Familie erst sich selbst und dann das Haus mit Weihwasser reinigt, ein Opfer verrichtet, und das Zeichen eines Dreizaks einem Stier auf die Haut drückt, den man nachher laufen läßt. Während dieser Handlung ruft man den Gott des Feuers an. Der Stier wird durch dies eingebrannte Zeichen zum heiligen Thier, niemand wagt

es,

es, sich seiner zu bemächtigen. Es war große Sünde, ihn nur im geringsten aufzuhalten. Er schwärmt also herum, und weidet nach Belieben. Gewiß würden die Bramanen ihn nicht entwischen lassen, wenn sie nicht 32 goldne Pagoden zur Entschädigung erhielten, deren Werth 272 französische Livres beträgt. Das ganze Leichenbegängniß wird endlich mit Libationen und Wassersprengen völlig beschlossen.

Die Armen wickeln ihren Todten in ein grobes Stück weisser Leinewand, und vier Parias tragen ihn auf zwey Bambusröhren zum Scheiterhaufen, der aus gedörrtem Kuhmist besteht.

Die Saniassi werden bis an den Hals in die Erde begraben. Ein Mönch aus ihrem Orden schlägt so lange Kokusnüsse am Kopfe des Todten entzwey, bis der Kopf selbst in Stücken bricht, dann bedeckt man ihn auch mit Erde.

Viele Völker pflegten dem Todten noch viele Dinge für jene Welt mitzugeben, damit er dort keinen Mangel hätte, daher verbrannten die alten Deutschen mit den Todten zugleich ihre Streitäxte, Bogen, die besten Pferde, und bey ihren Anführern und Königen auch eine Menge Sclaven, um von ihnen in jener Welt bedient zu werden. In Indien war es sonst Sitte, daß die Frau sich freiwillig muste verbrennen lassen, wenn ihr Mann gestorben war. Der Ursprung dieser Sitte wird verschieden abgeleitet. Man sagt: daß die Weiber in Indien die Gewohnheit gehabt hätten, ihre Männer, wenn sie derselben überdrüßig geworden wären, zu vergiften. (Strabo lib. XV.)

Um nun dieser schändlichen Handlung zu steuren, habe man das Gesetz gegeben, daß die Weiber ihr eigen Leben mit den Männern aufopfern sollten, ohne dieses fürchterliche Gegenmittel sey das Leben des Mannes nicht sicher gewesen. Allein da das Verbrennen freywillig geschieht; so scheint diese Ursache wol nicht gegründet zu seyn. Wahrscheinlicher scheint mir folgende: Als der große Gesetzgeber Brama starb, so entschlossen sich seine Weiber, die über seinen Verlust ganz untröstbar waren, ihn nicht zu überleben, und gaben sich selbst als freiwillige Opfer bey seinem Scheiterhaufen an. Die Frauen der vornehmsten Rajas, der ersten Staatsbedienten, die nicht das Ansehen haben wollten, als wenn sie weniger Zärtlichkeit und Treue hätten, folgten jenem heroischen Exempel, und setzten sich neben das Feuer des Brama. So waren religiöse Schwärmerey und Stolz die erste Veranlassung zum Verbrennen. Schwärmerey war es, daß die Weiber den Brama nicht überleben wollten, und andre dieses Beispiel nachahmten; Stolz aber, weil nur die vornehmsten unter den heidnischen Ostindiern, nemlich die Weiber der Bramanen, das Vorrecht hatten, sich zu verbrennen. Die Bramanen, als Anhänger des neugestifteten Orden, sagten: daß die Geister dieser verstorbenen Heldinnen so fort von der Seelenwanderung frey und schon im ersten Grade der Reinigung wären. Und nun wollte sich keine Frau das Recht nehmen lassen, ihrem Manne im Tode zu folgen. So gab der Heldenmuth einiger weniger Indianerinnen zu einer Gewohnheit Anlaß, woraus die Bramanen nachher ein Stück der Religion machten. Der Selbstmord

war

war in Indien *) nichts ungewöhnliches, und der Glaube an ein künftiges Leben, und die Hofnung, daß Personen, welche einander im Tode Gesellschaft leisteten, auch jenseit des Grabes mit einander verbunden bleiben würden, war dort eben sowol als bey den Scythen, und noch heut zu Tage bey einigen amerikanischen Völkerschaften Religionsgrundsatz; und man darf sich also nicht wundern, wenn Personen, die in diesem Leben mit einander in genauer Verbindung gestanden hatten, auch zusammen zu sterben wünschten. Hierzu kam noch insonderheit, bey dem weiblichen Geschlechte, Gefühl ihrer Hülflosigkeit nach dem Tode ihrer Männer, Ruhmbegierde, Furcht vor der Schande und schwärmerischer Aberglaube. Man hielt das Feuer, eben so, wie noch jetzt die Muhamedaner glauben, für ein allgemeines Entsündigungsmittel, und daher wählten sich viele Personen freiwillig den Feuertod. Nothwendig ist es für die Frau nicht, sich verbrennen zu lassen, allein es bringt ihr Schande, wenn sie es nicht thut; sie wird von ihrer Familie und dem ganzen Stamm wegen der Furcht, die sie vor dem Tode hat blicken lassen, verachtet, und kommt nie wieder zu Ehren, wenn sie auch noch so tugendhaft lebt. Eine Verbrennung aber ist für sie nicht allein rühmlich, sondern auch ihren Kindern sehr vortheilhaft, denn die Kinder, deren Mutter das Feuer nicht gescheuet hat, erlangen dadurch einen großen Ruhm. Die reichsten und vornehmsten ihres Standes suchen sie zu heirathen; ja, mannigmal werden sie in einen höhern

*) Falconers Bemerkungen über den Einfluß des Himmelstrichs. Leipzig 1782. p. 159.

Stamm, als der ihrige ist, aufgenommen. Die Braminen lassen sich es sehr angelegen seyn, den Mädchen von Jugend auf diese Grundsätze einzuflößen, und daher erhalten sie diese grausame Sitte noch immer aufrecht. Wundern dürfte man sich vielleicht, woher das Weib so viel Heldenmuth bekömmt. Allein die gänzliche Enthaltung von Speisen nach der Vorschrift des Braminen, schwächt, wie alles Fasten, die Lebhaftigkeit der körperlichen Empfindnng, und gewissermassen selbst die Liebe zum Leben. Das Gebet, welches die Geistlichen Tag und Nacht mit ihr fortsetzen, zieht die Einbildungskraft von sinnlichen Gegenständen ab, der häufige Gebrauch des Betels *) und des berauschenden Opium erhöhet den Muth des schwachen Weibes.

Die meisten Weiber besteigen den Scheiterhaufen mit vieler Herzhaftigkeit, und gesetzt, es fehlt ihnen hieran, dann werden sie mit langen Stangen festgehalten, bis die Flamme sie ergreift. Ihr Geschrey und

*) Der Betel ist eine Pflanze, die wie unser Hopfen rankt, er wird stark in Indien gebraucht. Sobald man in ein Haus tritt, wird gleich Betel gereicht. Vornehme Herren haben ihren eignen Betelkoch, der die Zubereitung der Frucht besorgt, und ihren eignen Kammerdiener, der sie in Verwahrung hat und präsentirt. Auch bey Audienzen ist es ein Zeichen der Ehre, wenn eine Schale mit Betel präsentirt wird. Der gemeine Mann ißt bloß den Betel, ohne Areca-Nuß, welcher an allen Ecken der Gassen in der Stadt, und selbst auf der Heerstraße feil ist. Ein Indier verbraucht des Tages gemeiniglich 2 bis 3 Dutzend solcher Blätter. Dem Europäer zieht der Gebrauch Schwindel und Kopfschmerzen zu.

und Winseln wird durch den Schall einer lauten Musik und durch das Rufen des vielen versammleten Volks unterdrückt. Sobald eine Frau sich hiezu entschlossen und es erklärt hat; so darf sie nachhero nicht wieder zurückziehn. Die Ceremonie bey diesem Verbrennen ist kürzlich diese: Ein Trup ostindischer Musiker eröfnet den Zug. Der wilde Klang von Hörnern und Trommeln verkündigt den Sieg der Schwärmerey über die Natur, hilft die freiwillig sich Opfernde vollends betäubt werden, und ergötzt den neugierigen und gedankenlos nachfolgenden Pöbel. Nach der Musik folgen einige Braminen mit Blumen in den Händen, die der Gottheit geweihet sind, und in den Pagoden bey Götzenopfern gebraucht werden. Hiernach erscheint die Wittwe in einem langen weissen Gewande, mit herabhängenden Haaren. Sie folgt der Leiche in Begleitung der Braminen, ihrer Kinder, Eltern, Verwandte und beim Zulauf von vielem Volk unter Singen und Jauchzen. Sie sucht ihre Freude dadurch an den Tag zu legen, daß sie tanzt und Loblieder auf den Verstorbenen absingt, und ein Verlangen äussert, bey ihm in jener Welt zu seyn.

Die Verbrennung geschieht in ganz Ostindien nicht auf gleiche Weise. Anders auf der Küste Malabar, anders in Coromandel, anders in Bengalen. Ich erzehle jetzt eine solche Scene aus dem Hollwell, wie er sie selbst ansah: Die zu dieser Feierlichkeit bestimte Frau, die ausserordentlichen Muth und Standhaftigkeit hatte, wurde von ihren weiblichen Anverwandten nach der einen Ecke des Scheiterhaufens geführt; hieran war

eine Laube von dürren Aesten, Zweigen und Blättern, welche nur allein an dem einen Ende offen war, damit sie hereingehen konnte. Hierin war der Körper des Verstorbenen hingesetzt, so daß sein Kopf an dem der Oefnung entgegengesetzten Ende war. In der Mitte des Scheiterhaufens hatten die Braminen ein kleines Feuer gemacht, rund um welchem sie und die drey Bramanen einige Minuten lang sassen. Einer von ihnen gab ihr ein Blatt vom Mangobaum. Sie nahm solches, und warf es ins Feuer, ein andrer gab ihr noch ein Blatt, welches sie über die Flamme hielt, unterdessen daß er etwas Ghee darauf tröpfelte, welches zerschmolz und ins Feuer fiel. Während der Zeit las ihr der dritte Braman einige Stellen aus dem Augthorrah Bhade vor, und that einige Fragen an sie, welche sie mit Heiterkeit beantwortete. Man führte sie nochmals mit großer Feierlichkeit dreimal um den Scheiterhaufen, und die Bramanen lasen ihr beständig etwas vor. Als sie zum drittenmal an das kleine Feuer kam, stand sie stille, zog die Ringe von ihren Fingern ab, und legte sie bey ihren andern Schmuck, hierauf nahm sie feierlich Abschied von ihren Anverwandten und den Umstehenden. Diese wünschten ihr mit weinenden Augen Glück zu der Freude des Himmels, die sie jetzt erkaufen wollte. Nun bestieg sie den Scheiterhaufen, und zündete ihn selbst an, nachdem sie den Leichnam ihres Gatten umfaßte. Gewöhnlich pflegen die Freunde allerley wohlriechende Oele ins Feuer zu giessen, und in kurzer Zeit sind beide Körper zu Asche verbrannt, welche man in den Fluß wirft. Während dieser ganzen Handlung hört man Paucken und Trom-

peten erschallen, damit man das Geschrey dieser Unglücklichen nicht hören kann. Zuweilen werfen sich die Sclavenmädchen der Frau, die diesen Märtyrertod stirbt, mit in das Feuer. Bernier sahe fünf Sclavinnen, die vorher sangen und tanzten, sich ins Feuer stürzen, weil sie es ihrer Frau versprochen hatten, sich mit ihr zu verbrennen. Jetzt kostet es viele Geschenke und große Mühe, die Erlaubniß zu erhalten, sich verbrennen zu lassen. In allen Staaten, wo die Fürsten die mahomedanische Religion angenommen haben, ist es ausdrücklich verboten. Auf Ostindiens westlicher, der sogenannten malabarischen und der Marattenküste, wo die mahomedanische Religion den meisten Eingang gefunden hat, fallen dergleichen Verbrennungen noch wol vor, doch werden sie auch schon da seltner. Die Sitte ist nur noch unter dem Stamm der Bramanen und der Kriegsleute üblich. Man giebt den unglücklichen Märterinnen vorhero Betel mit einer Arzeney vermischt, wodurch sie betäubt werden, und kleidet sie in den besten Schmuck, als wenn ein Hochzeitsfest sollte begangen werden. Am Halse trägt sie ein kleines Götzenbild, in der einen Hand hat sie eine Citrone und in der andern einen Spiegel. Wenn der Ort kömmt, wo sie mit ihrem Mann soll verbrannt werden; so legt sie alle Kostbarkeiten ab, und badet sich in einem Teich, da indessen ein Bramane das Gebet verrichtet, und an die Armen Allmosen austheilt. Hat sie den Scheiterhaufen bestiegen, und den Leichnam ihres Mannes umfaßt; so wird ein großer Baum über beyde festgebunden, damit sie sich nicht wieder bedenken kann, und sodann die Lücke unter dem Scheiterhaufen mit

dürrem Reisig und allerhand brennbaren Materialien in einem Augenblick ausgefüllt. Die Bramanen des Gefolges leeren ihre Oelgefässe auf dieses Reisig aus, und der nächste Verwandte zündet es mit seiner Fackel an. Sollte die Unglückliche nicht gleich durch den Rauch erstickt werden; so überstimmt das wilde Getöne der Instrumente und die lauten Triumphgesänge der Bramanen ihr jämmerliches Angstgeschrey. Sobald man merkt, daß die Sterbende keinen Laut mehr von sich geben kann, wird die Musik immer schwächer; und wie sehr muß nicht die Stille mit dem Anblick der lodernden Flamme auf die Herzen wirken! Die Asche wird gesammlet, und man wirft sie in den Ganges oder in einen andern geheiligten Fluß. Sodann gießt man Milch als eine Libation auf die Stätte, und die Braminen kehren im Triumph darüber nach Hause.

Anders wird die Verbrennung auf der malabarischen Küste vollzogen. Der Scheiterhaufen wird in einer tiefen Grube errichtet, so daß die oberste Fläche des Holzstosses, worauf der Verstorbene liegt, noch ein Paar Fuß niedriger, als der Rand der Grube und folglich über der Erde zu sehn ist. Von dem ausgegrabenen Erdreich werden dicht an der Grube ein Paar Hügel aufgeworfen, und dann der ganze Platz mit fünf Fuß hohen Schranken von ausgespanntem weissen Kattun umzäunt. Die Prozeßion ist beinahe dieselbe. Damit die Frau nun nicht vor dem schrecklichen Anblick zurückbebt; so hat man eine Decke von Cattun vor das brennende Grab gezogen, diese wird plötzlich weggerissen, und in demselben Augenblick stürzt sie sich

alsdann mit einem Topf Oel und unter Anrufung des Namen Gottes hinein. Es wird sogleich noch mehr Oel und Butter hinzugeschüttet, um das Feuer mehr anzuflammen.

Die dritte Methode weicht von der vorhergehenden bloß dadurch ab, daß der Scheiterhaufen zwar über der Erde, aber nicht auf Pfählen errichtet wird, und ohngefehr nur mannshoch ist. Die Trauer der Bramanen bestehet darinn, daß sie sich den Bart abscheeren, und in einigen Tagen keinen Betel kauen.

Die Baniyanen, eine andre Classe in Indien, weichen bey ihren Leichenceremonien etwas von jenen ab. Sobald ein Kranker keine Hofnung mehr hat, wieder hergestellt zu werden; so sucht man ihn zu bewegen, daß er das Wort Narrawne ausspricht, welches einer von den Namen Gottes ist, und so viel bedeutet, als Barmherzigkeit gegen die Sünder. Merken sie aber, daß sein Ende herannahet, so macht man ihm die Hand auf, giesset statt eines Lösegeldes Wasser hinein, welches er für sein Leben geben soll, und bittet den Wassergott, daß er ihn mit diesem Lösegeld in der Hand vor den Schöpfer stellen wolle. Ist er gestorben, so wäscht man seinen Körper. Wenn ein Rajah stirbt, so schneiden seine Unterthanen ihre Bärte ab, und bescheeren ihre Häupter, und dies sind die Zeichen der tiefsten Trauer, die nur bey dem Tode eines Fürsten, der Eltern oder anderer sehr nahen Anverwandten statt findet. Die Baniyanen stellen bey dem Tode eines Freundes die zwey oder drey folgenden Tage kostbare Gastereien an, sodann den 12ten,

20sten, 30sten, 40sten Tag nachher, und ausserdem einen Tag in jedem Vierteljahr bis zur Wiederkehr der jährlichen Feierlichkeit. Die Leiche wird darauf zu dem Ufer eines Flußes getragen, wo ihm der Bramane ein wenig Erde auf den Kopf streuet, wobey nachfolgendes Gebet verrichtet wird: „Erde! wir empfehlen dir unsern Bruder. Da er am Leben war, hattest du Theil an ihm: denn er war von der Erde gemacht, und durch dieselbe ernähret, deswegen übergeben wir ihn dir heute wieder, da er gestorben ist." Hierauf legt man um die Leiche lauter brennbare Materien, feuchtet sie mit Oel an, streuet Rauchwerk darauf, zündet sie mit Feuer an, und der Bramane verrichtet folgendes Gebet: „O Feuer! als er noch lebte, hattest du Recht an ihm, weil er von einer natürlichen Wärme lebte, deswegen überliefern wir ihn dir wieder, damit du ihn reinigen wollest." Darauf setzet der Sohn des Verstorbenen einen Topf voll Wasser auf die Erde, und auf diesen ein anderes Gefäß voll Milch. Alsdann schmeisset er mit einem Stein gegen den Topf mit Wasser, daß er zerbricht, und wirft eben dadurch das Gefäß, worinn die Milch war, um, wobey er folgende Worte sagt: „So wie der Stein durch seine Heftigkeit verursachet hat, daß beide Gefässe, das Wasser und die Milch, welche darinn waren, verschütteten; auf eben die Art hat auch die Heftigkeit der Krankheit die Gesundheit und den Leib meines Vaters zu Grunde gerichtet, und beide in nichts verwandelt, so daß man von Beiden nichts mehr sammlen kann, als von dem Wasser und der Milch, die dort auf der Erde verschüttet sind." Sobald der Leichnam

nam völlig verbrannt ist; so streuet der Bramane die Asche mit folgenden Worten in die Luft: „O Luft! da er noch lebte, hat er dich eingeathmet und von dir gelebt, jetzt aber, da er todt ist, überliefern wir ihn dir wieder.“ Und wenn die Asche in das Wasser fällt, so fügt er hinzu: „O Wasser! da er noch lebte, erhielt ihn deine Feuchtigkeit, jetzt aber, da sein Leib in viele Theile aufgelöset ist; so nimm deinen Theil davon wieder hin.“ Auf diese Art geben die Banians den vier Elementen diejenigen Theile wieder, aus welchen der Mensch ihrer Meinung nach bestehet, und durch welche das menschliche Leben erhalten wird. Nachdem diese Feierlichkeit vollendet ist, so giebt der Bramane dem Sohn des Verstorbenen oder dessen nächsten Anverwandten ein Schreiben, welches alle diejenigen Krankheiten enthält, die er zuletzt gehabt hat. Nachher lieset er ihm die Verordnungen, die die Trauer betreffen, vor, worinn ihm verboten wird, in den nächsten zehn Tagen keinen Betel zu käuen, sich nicht mit Oel zu salben, mehr als einmal im Monat weisse Leinewand anzuziehen, bis zum Verlauf des Jahrs, alsdann diese Zeit der Trauer mit einem Schmause zu beschliessen, wozu seine Freunde eingeladen werden, und endlich auch denjenigen Fluß zu besuchen, in welchem die Asche des Verstorbenen zerstreuet ist.

Die Bewohner von Arrakan, einer Halbinsel jenseit des Ganges, verbrennen gleichfalls die Todten. Wenn der Leichnam in die Mitte des Hauses gestellet worden; so gehet der Raulin oder Priester um denselben herum *), und spricht über ihn einige Gebetsformeln,

*) Ovington J. Voyages. à Paris 1725. II. Tomes.

formeln, da inzwischen andre Rauchwerk anzünden. Die Familie schlägt auf ein breites Stück Erz, und hat zu gleicher Zeit genau acht, daß nicht eine schwarze Katze über den Todten wegspringe; weil derselbe in diesem Fall mit Schimpf ins Leben zurückkehren, und des Segens beraubt seyn müste. Ehe die Leiche aus dem Hause gebracht wird; so wird eine Art von Leuten, Graii genannt, zu Gaste gebeten, schlagen diese es ab, so entsteht ein fürchterliches Geheul unter den Verwandten des Verstorbenen, weil sie das für ein untrügliches Kennzeichen halten, daß seine Seele zum Dampfhause, darunter sie die Hölle verstehen, verdammt werde. Die Lehre von der Seelenwanderung macht, daß sie den Sarg mit allerhand edlen Thieren bemalen, die den abgeschiednen Seelen das beste Quartier anweisen sollen; es sey denn, daß der Verstorbene aus Demuth befohlen, Ratten, Frösche und dergleichen verächtliche Thiere zu malen, welche die Behältnisse für seine befleckte Seele wären. Hierauf wird der Leichnam zu Asche verbrannt. Der Raulin zündet das Feuer an, um welches die Anverwandten in weisser Kleidung stehen, das ihre Trauerfarbe ist, ausgenommen, daß sie ein schwarzes Band um den Kopf haben. Auch sie miethen Leute, die für Lohn weinen und heulen, und zuweilen mehrere Nächte und Tage bey der Leiche bleiben.

Im Königreich Jangoma, der jenseitigen Halbinsel Indiens, verbrennt man auch die Todten. Wenn jemand stirbt, so wird sein Leichnam auf ein von Rohr verfertigtes Gerüste gestellt, das oben eine Decke hat,

die

die überall vergoldet ist. Dieses ist tragbar, voran gehn Männer, die Musik machen, und den Verstorbenen begleiten seine Freunde. In dieser Ordnung wird er an einen Ort ausser der Stadt gebracht, wo er verbrannt wird. Bey dieser Gelegenheit bekommen die Priester ein Geschenk von Matten und Leinewand. Hierauf folgt ein Gastgebot, das zwey Tage währt, sodann geht das Weib des Verstorbenen mit ihren Nachbarinnen und Freundinnen an den Ort, wo der Leichnam verbrannt worden ist, und stellen Wehklagen an. Während dieser Zeit lesen sie die Knochen auf, die verbrannt sind. Bisweilen bescheeren sich sowol Männer als Weiber ihre Häupter.

Auf Ceylon werden die Vornehmen mit vieler Pracht verbrannt. Zuerst wäschet man die Leiche ab, nachher nimmt man das Eingeweide heraus, füllet sie mit Pfeffer, und setzt sie alsdann in den Stamm eines hiezu ausgehölten Baumes. In diesem Zustande bleibt sie so lange stehen, bis der König den Befehl ertheilt, daß sie verbrannt werden soll, wozu man ohne diese ausdrückliche Erlaubniß nicht schreiten darf. Der Scheiterhaufen wird auf freiem Felde einige Fuß hoch errichtet, worauf man die Leiche unter ein gewölbtes Verdeck, welches mit verschiedenen Stücken gemalten Tuche und Cocuszweigen bedeckt ist, setzet. Alsdann wird Feuer angelegt, und nachdem alles verbrannt ist, so sammlet man die Asche in Gestalt eines Zuckerhutes zusammen, streuet Kräuter herum, und pflanzt eine starke lebendige Hecke herum, damit die wilden Thiere nicht hinzukommen, und sie zerstreuen können.

Wenn man die Leiche verbrannt hat, so läßt man zuweilen einen Priester in das Todtenhaus kommen, welcher einige Gebete hersagen, und Lieder singen muß. Man versichert, daß die Seele des Verstorbenen, nach Verhältniß der Geschenke, auch zu einem höhern oder niedrigern Grade der Glückseligkeit gelange. Die Trauer dauert ohngefähr drey Tage, binnen welcher Zeit die Männer ihre Betrübniß mit Seufzen, die Weiber aber mit Schreien zu verstehen geben. Diese gehen mit zerstreuten Haaren, und erzählen Morgens und Abends mit einem schrecklichen Geheul unaufhörlich die Tugenden des Verstorbenen.

In dem Königreich Laos pflegt man auch die Todten zu verbrennen, aber nicht sogleich nach dem Tode. Man legt den Körper in einen Kasten, der mit einer Art von Harz zugepicht wird. Die Talapoinen oder Priester versammlen sich, um den Todten zu beweinen, wobey sie auch nicht vergessen, sich herrlich bewirthen zu lassen. Sie wenden den größten Theil der Zeit dazu an, gewisse Gesänge zu singen, die sich auf die Umstände schicken; dadurch die Seele, wie sie sagen, unterrichtet wird, den Weg zum Himmel zu finden, und Anleitung bekömmt, um sich nicht in diesen unbekannten Gegenden zu verirren. Nach einem Monat richten sie eine besondre Pyramide nach Beschaffenheit des Standes des Verstorbenen auf, die viele Zierrathen hat, und reich an Bildhauerarbeit ist. Wenn der Körper hineingesetzt ist, so zünden sie ein Feuer an, und verbrennen es zu Asche. Diese Asche sammlen sie sorgfältig, und bringen sie in einen ihrer Tempel, der

voll

voll prächtiger Denkmäler ist, an deren Errichtung von reichen Personen etliche tausend Kronen verschwendet sind. Wenn diese Ceremonie geendigt ist, so denken die Anverwandte nicht mehr an den Verstorbenen, oder nennen jemals seinen Namen, weil sie zufolge der eingeführten Lehre von der Seelenwanderung dafür halten, daß die Seele nun an ihrem bestimmten Ort sey, ihr also die Schicksale des Körpers gleich wären. Diesen großen Aufwand machen sie bloß aus Furcht vor den Talapoinen, die, um sich ihres daraus entstehenden Vortheils zu versichern, dieses als ein unveränderliches Gesetz, das von allen beobachtet werden müsse, in ihre Ceremonien eingerückt haben. Das Volk ist desto geneigter, diesen Gebrauch beizubehalten, weil sie befürchten, es möchten, im Fall sie es unterliessen, diejenigen, die sie überlebten, ihnen auch diese letzte Ehre versagen.

Diese Sitte, die Todten zu verbrennen, die fast in ganz Asien herrscht, ist auch gewöhnlich in Siam. Tachard sah eine solche Feierlichkeit mit an *), nemlich ein Leichenbegängniß zu Ehren eines sehr geehrten Talapoinens. Sein Körper lag in einem Sarge von wohlriechendem Holze, und wurde auf einen Scheiterhaufen gesetzt. Um den Scheiterhaufen standen vier große hölzerne vergoldete Säulen, und auf denselben ruhete eine hohe Pyramide, welche verschiedene Etagen hatte. Dieses Gebäude stellte eine Art Kapelle vor, und war mit gemalten und vergoldeten Papieren geschmückt, welche Häuser, Meublen und Thiere vorstellten,

*) Tachards Reisen.

stellten, die dem Verstorbenen in der künftigen Welt dienen sollten, wo er alles dasjenige, was sie vorstellten, ihrer Meinung nach bekommen würde. An der Pyramide war auch ein sehr artiges Feuerwerk angebracht, und es schien, als ob das ganze Gerüste gebrannt hätte. Um das Gebäude gieng noch eine viereckigte Einfassung, an der noch verschiedene Thürme angebracht waren. Diejenigen, welche auf den vier Ecken standen, waren so hoch, als die mittlere Pyramide, die dazwischen stehenden aber waren kleiner. Da das ganze Gebäude im Wasser stand, so waren auf allen vier Seiten der äussern Einfassung des ganzen Gebäudes Oefnungen gelassen, in welchen die Balons hinein- und herausfuhren. Unter der Begleitung fand sich eine große Anzahl Talapoinen, welche in einiger Entfernung vom Scheiterhaufen hielten. Ihre Mienen und ganzes Betragen waren sehr ernsthaft, sie sangen von Zeit zu Zeit, und beobachteten darauf wieder ein völliges Stillschweigen. Ausser der sehr zahlreichen Leichenbegleitung waren noch viele tausend Menschen als Zuschauer gegenwärtig.

Es wurden von den Peguanern und Siamesen sehr lächerliche Tänze vorgestellt. Diese Feierlichkeiten währten bis auf den Abend, da denn die Feuerwerwerke das beste waren. Ihrer Religion wegen und auf Antrieb der Talapoinen, welche große Vortheile davon haben, werden so prächtige Leichenbegängnisse angestellt. Die Geistlichen lehren, daß nach Verhältniß des Leichenbegängnisses die Seele des Verstorbenen einen Platz in dem Körper eines Fürsten oder ansehnli-

chen

chen Thieres bekomme. Dieser Aberglaube verursacht nun oftmals, daß sich ansehnliche Familien gänzlich zu Grunde richten, weil sie so sehr viel Kosten darauf verwenden. Die Zurüstungen zur Leiche einer königlichen Prinzeßin beliefen sich auf 5000 Kalfi oder 66000 Pf. Sterling. Wenn ein Prinz von Geblüte oder sonst ein vornehmer Liebling stirbt; so zündet der König den Scheiterhaufen vermittelst einer Raquete selbst an, die an einem Stricke aus dem Pallast auf den Holzhaufen geworfen wird. Die Familie bewirthet die Gesellschaft, die dem Begräbnisse beiwohnet, drey Tage lang, und theilet Allmosen an die Talapoinen aus. Der Ueberrest des Körpers wird wieder in den Sarg gelegt, und unter eine von den Pyramiden beigesetzt. Die Armen begraben ihre Todten ohne sie zu verbrennen, oder setzen sie im freien Felde auf ein Gerüst, wo die Geier und Krähen sie auffressen. Die Siameser begraben die Leiber der Hingerichteten, der zu früh gebornen Kinder, der im Kindbette verstorbenen Weiber, derer, die sich selbst entleibet, oder vom Blitz getödtet worden, oder sonst durch einen aussterordentlichen Zufall ihr Leben einbüßten, niemals, indem sie glauben, daß dergleichen Unglücksfälle nie einen Unschuldigen treffen.

Das Recht, sich lebendig verbrennen zu lassen, haben eigentlich nur die Weiber der Priester, und diejenigen, welche reich genug sind, es zu erkaufen. Der Bischof Pallu hatte während seines Aufenthalts in Surate einem solchen traurigen Schauspiel beigewohnt, wo sich zwey junge Wittwen auf ihren Männern ver-

brennen lassen wollten. Der einen, welche sehr schön und reich war, und deswegen um desto eher diese Ehre zu behaupten suchte, wurde es von dem Gouverneur dieses Landes, welcher Mitleiden mit dieser Unglücklichen hatte, unter dem Vorwande, daß sie nicht genug Herzhaftigkeit haben würde, ein so grausames Opfer ihres Mannes zu werden, auf das nachdrücklichste untersagt. Das Mißtrauen, welches man in ihre Standhaftigkeit setzte, brachte sie bis zur Verzweiflung, sie nahm glühende Kohlen in die Hände, und sagte ihm mit einem nachdrücklichen Tone: betrachten sie nicht die Schwachheit meines Alters, sehen sie vielmehr, mit welcher Unempfindlichkeit ich dieses Feuer in meinen Händen halte, und glauben sie, daß ich mich mit eben der Unerschrockenheit und Grosmuth mitten in die Flamme stürzen werde. Die andere Wittwe, welche an Schönheit der erstern nichts nachgab, aber nicht reich genug war, dieses Vorrecht erkaufen zu können, widmete sich einer neunjährigen mühsamen Arbeit, um so viel zu verdienen, als zur Erkaufung desselben nöthig war. Sie erhielt die Erlaubniß, und wurde in einem Dorf, Sulpara genannt, nicht weit von Surate verbrannt. Dieses Dorf liegt an einem Fluß, in welchem man die Leichname zu waschen pflegt, ehe sie zum Scheiterhaufen gebracht werden. Man hatte acht bis zehn Schritte vom Ufer eine viereckigte Hütte gebauet, die ohngefähr acht Fuß hoch und mit Reisig und Stroh bedeckt war. Diese Hütte faßte den Scheiterhaufen ein, auf welchem schon der Leichnam des Mannes lag. Die Wittwe wurde mit den größten Feierlichkeiten dahin gebracht. Sie wurde

gewa-

gewaschen, und sodann in Begleitung vieler Priester, welche ihr Muth einsprechen musten, zum Scheiterhaufen geführt. Ihre Augen waren einige Zeit auf den todten Körper ihres Mannes gerichtet, sie gieng zweimal um die Hütte herum, und bestieg den Scheiterhaufen, worauf sie sich setzte, und den Leichnam ihres Mannes in ihre Arme nahm. In diesem Zustande nahm sie Abschied von ihren Kindern, welche sie mit einer ganz ausserordentlichen Gleichgültigkeit wieder von sich gehen hieß. Man gab ihr eine Schale mit Schwefel, und eine brennende Fackel, womit sie selbst den Scheiterhaufen in Brand stecken muste, worauf die Priester sie verliessen, und von aussen die Hütte anzündeten. Während dieser traurigen Scene hielten die Priester einige Tänze, wobey sie ein so abscheuliches Geschrey erhoben, daß man eher das Brüllen der wilden Thiere als Menschenstimmen zu hören glaubte. Einige von den Zuschauern warfen Stroh, dürres Holz und Oel ins Feuer, damit das Opfer bald verzehrt werden sollte. Zuweilen bauet man auch statt eines Scheiterhaufens einen Ofen, der einen solchen Grad von Hitze haben muß, daß die härtesten Metalle darinn geschmolzen werden können. Die Priester werfen hierin die Heldin, die den Märtyrertod sterben will, und begiessen sie mit Oel und Butter. Ihre Anverwandten bauen an diesem Ort einen Altar, auf welchem sie nachher zu opfern pflegen.

In Japan *) besehen die Anverwandte und Freunde des Verstorbenen an dem Tage, da die Leiche soll

*) Dorville Geschichte verschiedener Völker des Erdbodens.

weggetragen werden, eine Stunde vorher den Ort des Begräbnisses. Nach ihrer Zurückkunft geht der Leichenzug in folgender Ordnung vor sich: Den Zug eröfnen die Weiber, Angehörige und Freunde des Verstorbenen in weisser Kleidung mit bedeckten Häuptern und Hauben von verschiedenen Farben, im Gefolge ihrer Mädchen. Bisweilen lassen sie sich auch wol in Sänften tragen, wodurch das Leichenbegängniß an Trauer verliert, aber an Pracht zunimmt. Sodann folgen alle vornehmen Personen aus der Stadt, welche sich entweder durch ihre Würden oder vornehme Geburt auszeichnen, und hiezu besonders eingeladen sind. Diese pflegen gewöhnlich die Kleider zu tragen, die sie bey den Hochzeiten haben. Alsdann kommt der oberste Bonze von derjenigen Secte, von welcher der Verstorbene gewesen ist, in einer prächtigen Kleidung von Gold und Seide, in einer kostbaren Sänfte getragen, mit einer Menge Bonzen umgeben, die eine Art von Ueberkleid tragen, und über demselben einen schwarzen Mantel. Sodann ein Mann mit einem aschfarbenen Kleide, welche Farbe eben sowol trauert, als die weisse, mit einer fichtenen Fackel in der Hand. Hierauf folgen zwey hundert Bonzen, welche so laut, als sie können, singen, und den Namen derjenigen Gottheit ausrufen, gegen welche der Verstorbene die meiste Ehrfurcht und Hochachtung bewiesen hat.

Hierauf kommen eine Menge gemietheter Männer, welche, oben auf der Spitze ihrer Picken, große Pappendeckel haben, die mit künstlichen Blumen, Blättern und zerschnittenen Papierchen angefüllet sind, die

die beständig herunterfallen, so wie man diese Maschinen stark erschüttert; wobey das Volk, als wenn diese Blumen würklich vom Himmel fielen, von einer so ausnehmenden Freude eingenommen ist, daß es ohne Unterlaß ausruft: der Verstorbene sey gerades Weges in das Paradies gegangen.

Acht junge Bonzen von achtzehn bis zwanzig Jahren tragen unter ihren Armen große umgekehrte Stäbe, an deren Enden kleine Fahnen gemacht sind, auf welchen man den Namen desjenigen Gottes lieset, welcher der Oberste von der Secte des Verstorbenen ist. Eben dieser Name ist auch auf zehn Laternen geschrieben, die mit einem zarten Tuche eingefaßt sind, und von zehn andern Bonzen getragen werden, die unmittelbar folgen, vor welchen aber zwey andere in brauner Kleidung vorhergehen, die zwey Fackeln tragen, um damit den Scheiterhaufen anzuzünden. Der Zug wird fortgesetzt durch eine große Anzahl von Leuten in aschfarbener Kleidung, mit einem dreieckigten Hute auf dem Kopf, der unter dem Kinn zugebunden ist. Diese Hüte sind von schwarzem glänzenden Leder, und so glatt polirt, als der beste Stahl. Auf denselben ist mit großen Buchstaben der Name des Götzen geschrieben, der auch nebst andern hieroglyphischen Zeichen auf einer großen Schreibtafel steht.

Alsdann kömmt die Leiche in einer prächtig gezierten Sänfte aus Cedernholz, von vier Personen getragen, sie sitzt in derselben, den Kopf etwas vorwärtshängend und mit gefaltenen Händen, als wenn sie betete. Sie ist weiß angekleidet, über dieser Kleidung

aber trägt sie einen langen papiernen Rock, welcher aus den Blättern desjenigen Buchs zusammen gemacht ist, worin die Thaten desjenigen Götzen beschrieben sind, gegen den er die meiste Ehrfurcht gehabt hat; und diese geheimnißvollen Buchstaben und Zeichen müssen ihr den Eingang in den Himmel erleichtern. Um diese Sänfte gehen die Kinder des Verstorbenen, und das jüngste unter denselben trägt eine fichtene brennende Fackel in der Hand, mit welcher es den Scheiterhaufen zuerst anstecken muß. Dieser Scheiterhaufen aber wird in einer auf dem Felde gemachten Grube errichtet, die mit vier Mauern eingeschlossen ist, die mit schwarzen Tuch behangen sind, und in welche man durch gewisse Thore hineingehen muß. Neben dieser Grube stehen auf beiden Seiten zwey Tische; auf dem einen sind allerley Erfrischungen, auf dem andern aber ein großes Kohlfeuer, in welches man beständig kleine Stückchen wohlriechendes Holz wirft, und damit räuchert.

Nachdem man nun mit der Leiche in diese Ringmauern gekommen ist; so wird sie von den Bonzen nebst der Sänfte, in welcher sie getragen worden, mitten auf den Scheiterhaufen gesetzt. Der oberste Bonze geht alsdann hinzu, und nimmt die Fackel aus der Hand des jüngsten Kindes des Verstorbenen, und schwenkt sie dreimal um den Scheiterhaufen herum. Sodann steckt das Kind ihn mit der Fackel an. Dies geschieht auch mit den übrigen beiden Fackeln an mehrern Orten. So wie nun das Feuer zu lodern anfängt, so schüttet man Oel und andre brennbare Materie

terie in daſſelbe hinein, auch Kleider, Waffen, Victualien, Geld, ſüße Kräuter, Blumen und dergleichen Dinge, die ihm in der künftigen Welt nützlich werden. Sobald aber die Leiche verbrannt iſt; ſo ſtellen ſie die Kinder und nächſten Anverwandten um den Tiſch, auf welchem das Kohlfeuer ſteht, werfen auf dieſes allerley Räucherwerk, fallen auf die Knie und beten die Seele des Verſtorbenen an, von welcher ſie alsdann ſchon glauben, daß ſie mit ihren Göttern vereinigt ſey. Ein jeder Bonze bekommt nach Verhältniß ſeines Standes eine gewiſſe Belohnung, wenigſtens einen Dukaten, wer ihnen aber am reichlichſten giebt, zahlt doch niemals über zwanzig Thaler. Hierauf folget ein Gaſtmahl, wobey man mehrere Speiſen, nur Fiſche, Fleiſch und Flügelwerk ausgenommen, findet, und durch Getränke und Muſik unterhalten wird. Die Söhne und Verwandte bezahlen den Bonzen die Leichenkoſten.

Den folgenden Tag gehen die Kinder, Angehörigen und Freunde des Verſtorbenen abermal an denjenigen Ort, wo den Tag vorher die Leiche verbrannt worden, um daſelbſt ſeine Aſche und Gebeine zu ſammlen. Hiemit füllen ſie eine rothe Urne an, die ſie mit einer koſtbaren Decke bedecken, und ſie an eben den Ort, wo die Leiche verbrannt iſt, ſetzen. Hier bleibt ſie ſieben Tage ſtehen, und die Bonzen ſind verbunden, dahin zu gehen, und zu beten. Am achten Tage aber nimmt man ſie wieder weg, und ſtellt ſie auf ein Fußgeſtell, ſo daß man ſie beſtändig darauf ſtehen läßt. Nicht nur der Name des Verſtorbenen,

sondern auch der Secte, wozu er sich bekannt, werden in Stein gehauen, wobey noch zuweilen erhabene Arbeit angebracht wird. Oefters gräbt man auch in marmorne Säulen die auszeichnendsten Thaten des Verstorbenen, seine Ehrenzeichen, den Stammbaum, wie auch den Character, und seinen Geburts- und Todestag. Bisweilen siehet man auch wol an eben dem Orte das Bildniß des Verstorbenen in Marmor ausgehauen. Der Mann ist also vorgestellt, wie er die Beine kreuzweise unter dem Rock über einander geschlagen, die Hände aber auf eben die Art gefalten hat, als wenn er betete. Eine Frau hingegen wird mit ausgestrecktem Arm gebildet, und den Kopf ein wenig zur Seite gegen die Schulter gebogen.

Sieben Monate nach diesem Leichenbegängniß wiederholt man eben diese Ceremonie, und nach Verlauf von sieben Jahren zum zweitenmal. Ja, es giebt sogar reiche Familien, die sie noch lange nachher alle vierzehn Tage wieder feiern. Von ihren Trauerfesten rede ich nachhero.

Nicht aber bloß im heissen Asien, sondern auch im kalten Norden war die Sitte, die Todten zu verbrennen. Wir finden sie bey vielen nordischen Völkern, bey den Celten, Illyriern, Galliern und Deutschen. Die Leichenbegängnisse der Vornehmen bey den alten Deutschen zeichneten sich bloß dadurch aus, daß sie auf einem gewissen ausgesuchten Holze verbrannt wurden *). Sie glaubten, daß die Seelen der

*) Die Hauptstelle hievon steht beim Tacitus de moribus Germanorum c. 27. Funerum nulla ambitio. Id solum observa-

der Menschen in andre Körper übergiengen, und daher warfen sie Waffen, Pfeile, Bogen und Briefe ins Feuer. Diodor sagt von den nordischen Völkern: Sie pflegen ihr Leben nicht zu achten, denn der Satz des Pythagoras gilt bey ihnen, daß die Seelen der Menschen unsterblich sind, und nach bestimmter Zeit wieder ins Leben zurückkehren, da denn die Seele einen andern Körper annimmt. Daher werfen auch einige bey der Begrabung der Todten Briefe, die an die verstorbenen Freunde geschrieben sind, ins Feuer, damit sie von den Verstorbenen mögen gelesen werden.

Bey einem Volk, das stets im Kriege lebte, war das Verbrennen das beste Mittel, die Todten gegen die Mishandlung der Feinde zu schützen. Vielleicht gab dies auch die erste Veranlassung dazu.

Ihre Leichenbegängnisse waren ohne Kosten und Aufwand, da hingegen die Gallier die Scheiterhaufen aufs prächtigste errichteten und schmückten. Man pflegte den Scheiterhaufen hoch aufzurichten, daher singt *) Homer in seiner Iliade:

Παιησαν δε πυρην εκατομποδον ενθα και ενθα.

Es war der Gebrauch bey den Celten und Herulern, einer deutschen Nation, die am Ufer der Weichsel wohnten, daß man große Holzstöße auf einander legte, und auf diese den Verstorbenen. Alsdann ward der

servatur, vt corpora clarorum virorum certis lignis crementur. Struem rogi nec vestibus, nec odoribus cumulant. Sua cuique arma, quorundam igni et equus adiicitur.

*) Homeri Iliad. lib. XXIII.

Scheiterhaufen angezündet, und die Asche aufgesammlet. Mit dem Todten wurden auch zugleich zu Ehren des Gottes Mars seine Waffen, als das kostbarste, was er gehabt hatte, verbrannt. Virgil sagt *):

Ingentem struxere pyram, cui frondibus atris
Intexunt latera, et ferales ante cupressos
Constituunt: decorantque super fulgentibus armis.

Auch das Pferd des Kriegers, das aber vorhero geschlachtet war, wurde verbrannt **). Sclaven und Clienten stürzten sich in die Flammen des brennenden Scheiterhaufens. Aus Schwärmerey bestieg auch das Celtische Weib den Scheiterhaufen, und ließ sich mit ihrem Mann verbrennen. Cäsar spricht von gewissen tapfern Galliern, die sich der Person eines Großen so sehr widmeten, daß sie sein gutes und böses Schicksal mit ihm theilen wollten. Starb er, so liessen sie sich entweder umbringen, oder nahmen sich selbst das Leben. Bey den Natchern in Louisiana hat der Befehlshaber oder die Befehlshaberin eine gewisse Anzahl von Personen, die ihnen eben so ergeben sind. Dies sind ihre beständigen Begleiter, sie werden auf ihre Kosten unterhalten, und nehmen an allen ihren Schicksalen Theil. Auch der Tod jener endigt ihr Leben;

*) Virgil. Aeneid. VI. v. 215.

**) Achilles, der das Leichenbegängniß des Patroclus begieng, verbrannte vier prächtige Pferde auf dem Scheiterhaufen, auch schlachtete er zwölf tapfre Söhne der Trojaner, und warf sie in das Feuer.

ben; sie dürfen sich nicht einmal selbst eine Todesart wählen, sondern müssen sich den Landesgebräuchen unterwerfen, und im Gepränge sterben. Sonst war die Sitte, daß diesen Schlachtopfern ein langer Strick um den Hals gemacht wurde, der sie alle zusammenhielt, hierauf fiengen sie einen Tanz an, bis die Henker die Enden zuzogen, und so den Hals zuschnürten. Seitdem die Franzosen dies Land in Besitz genommen haben, ist diese Sitte abgeschaft.

Bey den Thraciern, die mehrere Weiber hatten, entstand bey dem Tode des Mannes ein Streit, welche von ihnen am meisten sey geliebt worden. Diejenige, der man diesen Vorzug zuerkannte, ward von Männern und Weibern geschmückt, sodann von dem nächsten Anverwandten beim Scheiterhaufen geschlachtet und verbrannt. Einige Völker, wie die Heruler und Caspier, pflegten auch abgelebte Greise zu nöthigen, daß sie sich umbringen liessen. Sie legten sie auf einen großen Holzstoß, brachten ihnen mit einem Messer einen Stich bey, und zündeten alsdann den Holzstoß an. Ein Hügel von Rasen *) vertrat die Stelle des Denkmals, wobey man jährliche Feste und Spiele anstellte **). Die Reichen pflegten sich dadurch zu unterscheiden, daß sie Gastmähler bey ihren Todten gaben, viele Opfer schlachteten, und jährlich dabey Spiele

*) Tacitus sagt von den germanischen Nationen: Sepulcrum cespes erigit. Monumentorum arduum et operosum honorem, ut gravem defunctis, aspernantur. De moribus Germanorum. c. 27.

**) Dergleichen Spiele wurden auch bey dem Grabe des Patroclus gehalten.

Spiele anstellten. Oft hielt man auch bey den Grä-bern Lobreden auf die Verstorbenen *), worinn man ihre Thaten hererzählte, und sie rühmte. Vielleicht könnte man auch hievon den Ursprung der Tragödie ableiten.

Lautes Klagen und Weinen war bey den deutschen und übrigen celtischen Völkern nur die Handlung we-niger Augenblicke **). Stillen Schmerz und Trau-rigkeit aber nährten sie lange. Den Todten zu bekla-gen, hielten sie für etwas weibisches. Ja, ein lyci-scher Gesetzgeber verordnete sogar, daß man in der Trauer Weiberkleidung anziehen sollte, indem er hie-durch anzeigen wollte, daß Trauren und Klagen die Handlung des Weibes sey.

Sibirische Völker sogar, als die Jakuten, ver-brannten sonst ihre Todten, oder legten sie auf Bäume. Ueberhaupt scheint der rauhe, kalte Norden, der Holz genug liefert, die Menschen zur Verbrennung der Tod-ten eingeladen zu haben, um ihre edlern Ueberreste desto besser aufbewahren zu können. Bey vornehmern Jakuten soll es auch der Gebrauch gewesen seyn, daß einer von den liebsten Bedienten des Verstorbenen sich auf einem Scheiterhaufen hat verbrennen lassen, um seinem Herrn noch in jenem Leben zu dienen. Unter russischer Herrschaft dürfen sie es, kraft eines eignen kaiserlichen Befehls, nicht mehr thun.

Daß

*) Gewöhnlich nahm man hiezu die Barden.

**) Lamenta ac lacrymas cito, dolorem & triſtitiam tarde po-nunt. Foeminis lugere honeſtum eſt: viris, meminiſſe.
Tacitus l. c.

Daß das Verbrennern auch Sitte bey den Carthagern gewesen, sehen wir aus dem Beispiel des Hannibals. Dieser carthagische Held ließ den Körper des Marcellus herrlich schmücken, und ihn hierauf verbrennen. Die Asche wurde in eine silberne Urne gelegt, er selbst setzte eine goldne Krone darauf, und so wurde sie zum Sohne des Marcellus gebracht. — Zu Rom wurden in einer gewissen Zeitperiode die Todten verbrannt. Wir finden, daß es ums Jahr der Erbauung Roms 253 schon geschehen sey. So viel ist gewiß, daß es zu den blühenden Zeiten der Republik bis zu den Zeiten der Antonine Sitte war; nachhero kehrte man wieder zur Beerdigung zurück. Die Kinder, die innerhalb sieben Monaten starben, wurden nicht verbrannt, sondern begraben. Ehe ich aber die Feierlichkeiten bey der Verbrennung der Todten zu Rom erzähle, sey es mir erlaubt, etwas von den Ceremonien zu sagen, die vorhergiengen.

Die Verwandte pflegten den Sterbenden zu küssen *) und ihm die Augen zuzudrücken. Man legte den Todten auf die Erde, wusch, salbte und bekränzte ihn, man zog ihm das schönste Kleid an, das er in seinem Leben gehabt hatte. Die römischen Bürger aus der Classe des Volks bekamen ein weisses Kleid, Magistratspersonen aber und Priester die Praetexta, ein Censor eine purpurne Toga **). Hierauf gab man dem

*) So starb August unter den Küssen der Livia.

**) Tum geminas vestes, ostroque auroque rigentes
Extulit Aeneas, quas illi, laeta laborum,
Ipsa suis manibus quondam Sidonia Dido
Fecerat,

dem todten Körper einen Obolus in den Mund, um ihn dem Charon für die Ueberfahrt zu geben *). Man trug alsdann die Leiche in den Vorhof, bestreute sie mit Blumen **), und setzte sie auf eine Baare, in einer Stellung, daß die Füße gegen die Hausthür gerichtet waren, gleichsam, als wenn er weggehen wollte. Es wurde ein Wächter und ein Altar dabey gesetzt. Vor dem Hause des Verstorbenen stand eine Cypresse ***), damit der Priester nicht durchs Hineingehen sich verunreinigte. Am achten Tage wurde das Volk durch einen Herold zusammengerufen, um das Leichenbegängniß zu feiern, wozu es sich häufig versammlete. Die nächsten Anverwandte trugen die Leiche reicher und vornehmer Leute in einem großen Gefolge, auf einer Baare mit reichen Decken behangen, zum Scheiterhaufen; die Kaiser wurden sogar von den Senatoren getragen, die Armen aber in einen schlechten Sarg gelegt, und von vier Leichenträgern getragen. Der Lei-

Fecerat, et tenui telas discreverat auro.
Harum unam juveni supremum moestus honorem
Induit.

Virg. Aen. XI.

*) Lucianus de luctu: Haec usque adeo valide vulgi animos pervaserunt, ut, simul familiaris quispiam mortuus fuerit, inprimis obolum ei in os imponant, quem pro vectura sit accepturus portitor. Addebant polentam mulso conditam, qua cerberum placari credebant.

**) Man bestreute bey geehrten und im Leben hochgeschätzten Personen den ganzen Weg, worauf die Leiche getragen wurde, mit Blumen. Diese Ehre wiederfuhr dem Scipio Serapion.

***) Dies war der Leichenbaum, und dem Pluto geheiligt.

Leichenzug gieng vor sich. Man bediente sich bey den Leichen der Jünglinge Flöten, bey Männern aber einer Posaune. Einige Sänger besungen das Lob des Verstorbenen, und stimmten Trauerlieder mit kläglicher Stimme an, die mit dem rauhen und traurigen Ton der Blaseinstrumente harmoniren muste. Diese wurden oft bey dem Scheiterhaufen noch wiederholt, bis die Leiche völlig verbrannt war. Eben so pflegte man auch Stellen aus Dichtern herzusagen, die dem Fall angemessen waren. Worauf giengen um Geld gedungene Klageweiber *). Hinter der Leiche wurden auf Tragebetten die Ahnenbilder, auch die andern Ehrenzeichen des Verstorbenen, und zwar umgekehrt, als verschiedene Kronen, Waffen, von Feinden erbeutet, Triumphzeichen u. s. w. nachgetragen. Bey der Leiche des Marcellus waren sechshundert, und bey Sylla sechstausend Tragebetten. Gleich nach den Ahnenbildern folgten die Söhne und Töchter und alle Anverwandte, so viel nur ihrer zugegen seyn konnten. War es aber eine Ehefrau, die begraben wurde, deren Mann noch am Leben war; so gieng der Mann vor der Leiche her, die Söhne, Töchter, Enkel und andere Angehörige folgten der Leiche, mit entblößtem Haupt und niederhängenden Haaren. Die nach dem Testa-

stament

*) *Lucianus de luctu:* Inter haec ploratus et fletus mulierum et lacrymae ab omnibus, et planctus pectorum et laceratae comae et genae cruentatae: alicubi vestis etiam laceratur, et pulvis inspergitur capiti, et miseriores vivi mortuo. Nam illi quidem humi saepe volvuntur, et capita allidunt solo: at ille decorus et pulcher et ultra quam fas est coronatus, sublimis jacet et elatus, ornatus quasi ad pompam.

stament des Todten freygelassene Sclaven giengen voran.

Anfänglich hatte man schwarze Trauerkleider; diese Sitte soll von den Aegyptiern entlehnt seyn. Unter den Kaisern wurden weisse Trauerkleider eingeführt. Eine vornehme Leiche wurde auf den Markt gebracht, und in einer öffentlichen Rede vom Sohn oder Anverwandten auf dem Rednerplatz gelobt. Hierauf kam man zum Scheiterhaufen. Dieser muste aber vorher schon fertig seyn. Bey den Leichen der Plebeier war der Scheiterhaufen nur niedrig; bey den Reichen aber ziemlich hoch. — Zu den Zeiten des Luxus in Rom wurde nicht nur jedes Stück Holz zu dem Scheiterhaufen behobelt, sondern sogar mit Farbe überstrichen. Um den Scheiterhaufen pflanzte man Cypressen, und der Leichnam wurde mit köstlichem Balsam besprützt. Sodann legte einer von den Blutsfreunden mit abgewandtem Gesicht unter den Scheiterhaufen Fackeln, und man warf dem Verstorbenen zu Ehren seine Waffen, Kleider und Lieblingsthiere hinein *). Die Anverwandten und Freunde warfen allerhand Kostbarkeiten hinzu **), sogar einige von ihren Haaren, die sie sich abschnitten. Die Schwärmerey gieng noch weiter. Man opferte sich freiwillig selbst auf. Die indische Heldin bestieg muthig den Scheiterhaufen ihres Man-

*) Hercules verlangte, daß man seine Keule und die Löwenhaut mit seinem Körper auf dem Scheiterhaufen verbrennen sollte.

**) Bey der Leiche des Cäsars warfen verschiedene Matronen ihren Schmuck und andre Kostbarkeiten hinein.

Mannes *), und verschiedene von den Soldaten des Kaisers Otho stachen sich aus großer Hochachtung bey seinem Scheiterhaufen todt. Man versöhnte die Manes des Verstorbenen durch Menschenblut, welches, indem der Körper verbrannte, vor dem Scheiterhaufen vergossen wurde. In den erstern Zeiten nahm man hiezu das Blut der Gefangenen oder Sclaven, nachher aber das Blut der Fechter. Wenn nun der Körper verbrannt war, so wurde die glimmende Asche mit Wein oder Wasser ausgelöscht, und die Verwandten lasen die Asche und die Gebeine in einen Aschenkrug von Thon, Marmor, Gold oder Silber **), und vermischten

*) Quae Barbaria India vastior, aut agrestior? Mulieres, cum est cuiusvis earum vir mortuus, in certamen judiciumque veniunt, quam plurimum ille dilexerit, plures enim singulis solent esse nuptae. Quae est victrix, ea laeta, prosequentibus suis, una cum viro in rogum imponitur: illa victa, moesta discedit. Cicer. Tusc. Quaest. l. V. c. 27. Diodor. Sicul. 19, 33. 34.

**) Oft wünschte man, noch im Tode seine Asche mit der Asche des Freundes vermischt zu sehn. Die Gebeine des Patroclus und Achilles wurden in einer goldenen Amphora aufbewahrt. Ein Grab umschloß die Gebeine des Piramus und der Thisbe, der Cleopatra und ihres Gemals, des Antonius. Sie sagte in ihrem letzten Gespräch mit dem Kaiser Octavius: Schicke mich zum Antonius, und beneide mich nicht eines mit ihm gemeinschaftlichen Grabes, daß ich, so, wie ich durch ihn umkomme, auch bey ihm in der Unterwelt leben möge.

Die Thisbe, mit dem Dolch in der Hand, redet so ihre Eltern an:

Hoc

mischten sie mit Spezereien und wohlriechenden Blumen, wobey man gerne ein klein Gläsgen mit aufgefangenen und gesammleten Thränen hinzufügte. Man konnte aber die Asche des Todten unterscheiden, weil der Leichnam so gelegt war, daß er nicht im Feuer selbst lag, sondern vielmehr durch die Hitze der herumschlagenden Flamme zu Asche verbrannte. Sorgfältig sonderte man alles ab, was vom Holz hineinfallen konnte. Sodann besprengte der Priester die Anwesenden dreimal mit reinem Wasser, um sie zu reinigen, und beim Weggehen riefen sie dem Todten das ewige Lebewohl zu, und sagten: wir alle wollen dir nach der von der Natur vorgeschriebenen Ordnung folgen. Den Aschenkrug brachte man ins Grab, und setzte gewöhnlich die Aufschrift darauf: Sit tibi terra levis, oder κουφη γη τουτον καλυπτοι. Nach diesen vollbrachten Leichenceremonien gieng die ganze Gesellschaft nach Hause, und sodann wurde ein Leichenmahl gegeben, wobey man sich aber nicht eher zu Tische setzte, als bis man sich durch ein Bad gereinigt hatte. Dergleichen Gastmähler finden wir fast bey allen gesitteten und wilden Völkern. Es scheinet gleichsam ein Aufmunterungsmahl zu seyn, um die Trauer wegen des todten Anverwandten oder Freundes zu vertreiben, und um den Gedanken an Sterblichkeit und Hingang von

Hoc tamen amborum verbis estote rogati,
O multum miseri, meus illiusque, parentes,
Ut, quos certus amor, quos hora novissima junxit,
Componi tumulo non invideatis eodem.

— — — —

Quodque rogis superest, una requiescit in urna.

Ovidii Metam. IV. p. 154.

von dieser Welt, der dem Menschen unangenehm ist, so viel als möglich zu entfernen.

Zu den Zeiten der Könige begrub man in Rom nicht bloß die Armen, sondern auch die Reichen. Man begrub gewöhnlich den Todten im Hause selbst, da er verstorben war, oder auf einem Platz dicht hinter dem Hause im Garten. Im 304ten Jahr der Erbauung der Stadt wurde das Begraben in der Stadt verboten. Eine üble Gewohnheit, die doch nachher zur Schande Deutschlands so sehr eingerissen ist. Wahrscheinlich waren beide Gebräuche, sowol das Verbrennen als das Begraben, zu Anfang in Rom Sitte.

Bey den meisten Völkern gereichte das Verbrennen auf einem Scheiterhaufen, das mit Pracht vollzogen wurde, zur Ehre des Verstorbenen. Bey den Barcaern, einem wilden Volk in Afrika, hingegen war es keine Ehre, sondern eine Beschimpfung. So sehr widersprechen sich Gebräuche und Sitten, wenn man sie aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachtet.

Zur dritten Classe rechne ich alle diejenigen Völker, die ihre Todten den Raubvögeln oder den Thieren des Feldes aussetzen, oder sie ins Meer werfen, da bald die eine Nation es aus diesem, bald die andere es aus jenem Grunde thut.

Der Perser, der das Feuer als eine Gottheit verehrt, würde es für die größte Entweihung halten, todte Körper zu verbrennen, daher legt er sie in die freie Luft, worinn sie allen Elementen ausgesetzt sind, und von Adlern, Geiern und andern Raubthieren verzehret

werden. Ihr Grundsatz hiebey ist, weil ein Mensch aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, so sey es billig, daß jedes dieser Elemente nach dem Tode seinen Antheil zurückfordere. Sie glauben ihren verstorbenen Freunden kein vortrefl'cheres Begräbniß geben zu können, als wenn sie dieselben hinstellen, und von den Vögeln in der Luft auffressen lassen. Wenn der todte Körper einige Zeit gelegen hat *), so tragen ihn die Halalchoren auf einer Baare, die aber von Eisen seyn muß, denn in dem Gesetz ist es verboten, daß ein todter Körper Holz berühre, weil das bey den Persern heilige Feuer damit unterhalten wird, auf das freie Feld, nahe bey einem Begräbnißort. Hier legen sie ihn nieder, und sodann läuft einer von des Verstorbenen Freunden in das benachbarte Dorf, bis er einen Hund findet, den er durch ein Stück Brodt der Leiche so nahe als möglich zu locken sucht; denn je näher ihm der Hund kömmt, desto größere Hofnung haben sie von seiner zukünftigen Glückseligkeit. Will der Hund nicht fressen, so sehen sie den Zustand ihres Freundes als unglücklich an. Während des Gebets der Priester hängt ein Stück weisses Papier, das an einem jeden Ohr befestigt ist, und über das Gesicht hinweggeht, zwey bis drey Zoll über das Knie herunter. Sogleich nach geendigtem Gebet bringen die Träger den Leichnam zu dem Begräbnißort, der rund ist, und eine hohe Mauer hat. Wenn die Leichenbegleitung den Todten hier gelassen hat, so begiebt sie sich an einen benachbarten Bach, wäschet sich daselbst, und kehret sodann nach Hause zurück. Einige Tage nachher kommen

*) Ovingtons Reisen. II. Theil. S. 372.

men einige von den nächsten Anverwandten wieder, um zu sehn, ob das rechte oder linke Auge von den Krähen ausgefressen ist. Das Ausfressen des rechten Auges halten sie für eine glückliche, des linken aber für eine unglückliche Vorbedeutung. Auf einem Berge auf der Insel Bombay findet man zwey runde Gebäude, zwölf Fuß hoch, die zur Aufbewahrung der todten Körper der Parsis bestimmt sind. In einer kleinen Entfernung steht eine Wache, die niemandem erlaubt, sich dem Gebäude zu nähern, um nicht die Raubvögel in Verzehrung der todten Körper zu stören *). Diese Gebäude sind jetzt verschlossen, weil einmal, wie man sagt, eine junge und schöne Frauensperson, die plötzlich gestorben und dahin gebracht war, noch auf diesem Todtenplatz einen Besuch von ihrem Liebhaber soll erhalten haben **). Die Perser lassen jährlich einmal an ihrem Begräbnißorte die Haare von ihren Bärten und Köpfen als Reliquien eingraben. Schaudervoll ist die Beschreibung, die Ovington von diesen Begräbnissen giebt, und noch schrecklicher muß der Anblick selbst seyn. Hier sieht man Leichen, die ganz frisch bluten, dort andre von den Geiern, die sich auf den Mauern aufhalten, schrecklich zerhackt, und alles Fleisch abgefressen. Hier lag ein Bein, dort ein Arm, hier die Hälfte und dort ein Vordertheil von einem Menschen. Die Scene ist zu schrecklich, als daß ich sie weiter verfolgen könnte, und hier nicht einhalten müßte.

*) Ives Reisen nach Indien und Persien.

**) Niebuhrs Reise nach Arabien.

Die Könige der Perser hatten prächtige Grabstätten, die aber schon damals geheim gehalten wurden. Zu Persepolis sieht man zwey prächtige Grabmähler in einem Felsen, der auf eine bewundernswürdige Art ausgehölt ist. Man kann aber keinen eigentlichen Eingang oder Weg zu den Grabstätten finden. Noch heut zu Tage verbirgt man mit einer unglaublichen Sorgfalt die Gräber der Könige. Wenn ein König von Persien stirbt, so läßt man mehrere Särge auf einmal, und zuweilen wol zwölfe machen, welche alle einerley Gestalt und Beschaffenheit haben. In den einen derselben legen sie den Leichnam, in die übrigen aber werden ausgestopfte oder andere Figuren von gleichem Gewichte gelegt, und auf einerley Art bedeckt. Dies thun zwey oder drey der vornehmsten Eunuchen des Serail ganz insgeheim, und lassen die Särge nachher ohne Unterschied unter einander in eine Kammer bringen, von da sie der Nachfolger so fort nach den berühmtesten persischen Tempeln und zwar jeden Sarg mit einem gleichen Gefolge abschickt, so daß man niemals mit Gewisheit sagen kann, wo der Leichnam des verstorbenen Königs eigentlich sey begraben worden *).

Ein andres Volk, das den Persern in den Begräbnißgebräuchen sehr gleich kommt, sind die Bewohner von Kamtschatka **). Weil sie, im Fall einer in der Hütte starb, diese verliessen, so pflegten sie ***) ihre sterben-

*) Chardins Reise nach Persien.

**) Kraschenninikows Beschreibung von Kamtschatka.

***) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Leipzig 1774. S. 219.

sterbenden Eltern, Kinder und Verwandte aus der Hütte zu ziehn *), und sie den Hunden vorzuwerfen, um der Mühe überhoben zu seyn, eine neue Wohnung zu bauen. Jedoch lassen sie auch oft die Hütte, worinn jemand gestorben ist, mit dem Todten stehen und beziehen eine andre Wohnung. Ein andrer Grund, warum sie sich gerne von Hunden zerreissen liessen, war der: weil sie eine große Glückseligkeit in dem Besitz schöner Hunde setzten; so glaubten sie, daß, wer von Hunden zerrissen würde, auch in jener Welt diese besitzen würde. Alle Kleider eines Todten werden weggeworfen, weil sie meinen, daß der eines frühen Todes sterbe, der solche Kleider trägt. In eben dieser Meinung stehen auch die Kurilen, die nicht einmal die Sachen anfassen, die einem Todten zugehört haben. Wenn sie den Todten aus der Hütte geschaft haben, so reinigen sie sich auf folgende Weise: Sie gehen in einen Wald, und hauen verschiedene Wurzeln ab, aus denselben flechten sie einen Ring, durch welchen sie zweimal kriechen, worauf sie ihn wieder in den Wald bringen, und gegen Westen zu wegschleudern. Diejenigen aber, welche den Körper aus der Hütte gezogen haben, müssen zwey Vögel fangen, davon wird

*) Eben so verstossen die Hottentotten die Alten und Schwachen aus ihrer Gemeinschaft, um sie zu Tode hungern zu lassen. Reisende trafen wirklich ein blindes Hottentotten-Weib an, das dazu bestimmt war. So haben sie auch die Gewohnheit, saugende Kinder, wenn die Mütter ihnen absterben, lebendig zu begraben. Selbst ihre Art der Todtenbestattung, da sie den Todten in ein Loch unter der Erde stecken, macht, daß er ein Fraß der Raubthiere wird.

Sparrmann's Reise nach dem Vorgeb. der gut. Hofn.

der eine verbrannt, und den andern verzehrt die ganze Familie.

Einige Völker lassen ihre Todten von den Fischen entfleischen, indem sie den Leichnam eine kurze Zeit in Flüße oder Seen hängen, und nachher die Gebeine aufbewahren. Andere, wie z. B. die Neger in Matamba, an der östlichen Küste von Afrika, werfen die Leichname in Flüsse und Meere, um mit den Körpern zugleich die Seelen zu ersäufen, und sie dadurch zu hindern, daß sie sich nicht an den Uebriggebliebenen rächen oder ihnen schaden könnten. Die Ichthyophagen werfen alle ihre todten Körper ins Meer, gleichsam als ob sie sowol dem Meer, als den Fischen, die ihnen zur Nahrung dienten, eine Art von Tribut geben wollten. Diejenigen unter den Arrakanern, die nicht Geld genug haben, um die Leichname verbrennen zu können, bringen dieselben an einen Ort, wo das Wasser abgelaufen ist, da denn der Körper mit der nächsten Fluth weggeschwemmt wird. Aber nicht bloß die Todten haben bey ihnen dies Schicksal, sondern auch die Lebendigen, wenn sie harte Krankheiten haben, die man für unheilbar hält; so daß sie ersaufen müssen, wenn das Wasser sie nicht anderswohin schwemmet. Dies nennen sie eine Handlung der Menschenliebe und des Mitleids gegen eine kranke Person, die, wie sie sagen, auf diese Weise aus dem kläglichen Leben errettet, und der größten Glückseligkeit im Himmel entgegengeführt wird.

Die Trogloditen trieben ihr Gespötte mit den todten Körpern der Ihrigen. Sie brachten sie auf einen

hohen

hohen Berg, banden ihnen einen Stein an die Beine, und machten ihnen ein Paar Ziegenhörner auf dem Kopf fest. In dieser Stellung warfen sie so lange mit Kieselsteinen nach ihnen, bis sie von der Höhe in die Tiefe herabstürzen musten; nachher giengen sie davon, lachten und ergötzten sich über das Vergnügen, das sie sich bey dieser Ceremonie gemacht hatten.

Die Hindostaner braten zum Theil nur den Leichnam an dem Ufer des Flusses mit Stroh, und stürzen ihn sodann von einem steilen Felsen in das Wasser hinab, damit die Körper und Seelen der Verstorbenen nicht bloß durchs Feuer sondern auch durchs Wasser gereinigt würden. Bernier sah dieses oft an dem Ganges *). Einige bringen auch den Kranken, wenn sie merken, daß er dem Tode nahe ist, an das Ufer eines Flußes, setzen erstlich seine Füsse ins Wasser, und lassen ihn allmählich hinunterfallen, im Ganges giebt er seinen Geist auf, alsdann erheben sie ein großes Geschrey und klatschen mit ihren Händen. Sie führen hiebey den Grund an: daß die Seele bey der Trennung vom Körper von allen Unreinigkeiten, die sie sich in diesem Leben zugezogen hätte, müste gereinigt werden. Alle diese Völker geben bey ihren Leichengebräuchen deutlich zu verstehen, daß sie ein Leben nach dem Tode annehmen, da sie bald von einem glücklichen Zustand der Seele nach dem Tode sprechen, bald von einer Reinigung des Körpers reden, um in jener Welt desto größerer Glückseligkeit fähig zu seyn.

*) Bernier Voyages. Amsterd. 1699. Part. 3. p. 129. seq.

In die vierte Classe gehören die Völker, die ihre Todten begraben. Die Beerdigung ist die älteste Art, die Todten zu bestatten *), und findet sich unter allen Himmelsstrichen, und bey den Bewohnern aller Erdtheile. Beweise hiezu sind theils die vielen Gräber, die in Felsen gehauen sind, und die man noch in Aegypten, Persien, Vorder-Asien, Sicilien und Italien findet; theils die Grabhügel, die man in den europäischen Ländern, und auch in sehr vielen Gegenden von Asien und Amerika antrift. Auch diejenigen Völker, die in der Folge die Körper verbrannten, wie z. B. die Römer und Celten, beerdigten sie in den ältesten Zeiten, und Odin führte erst kurz vor Christi Geburt das Verbrennen der Todten von dem Ufer des schwarzen Meeres ins nördliche Deutschland ein. Der Leib wird der Erde als der Mutter wieder zurückgegeben, und mit ihr wieder bedeckt. Daher war die Beerdigung schon zu den Zeiten der ältesten Helden. Homer läßt den Patroclus von dem Achilles als seinem besten Freund folgendes erbitten: Lege meine Gebeine nicht von den deinigen entfernt, sondern ein Sarg umfasse sie **). — Auch die mosaische Geschichte liefert mehrere

*) Cicero de legibus L. II. c. 22. At mihi quidem antiquissimum sepulturae genus id fuisse videtur, quo apud Xenophontem Cyrus utitur; redditur enim terrae corpus et ita locatum ac situm quasi operimento matris obducitur.

Plinius Nat. Hist. VII, 54.

**) Μη ἐμα σων ἀπανευθε τιδημεναι ὀσὲ Αχιλλευ.
Ὡς δε και ὀσεα νωϊν ὁμη σορος ἀμφικαλυπτοι.

Homeri Il. XXIII, 83 et 91.

rere Beispiele, wir lesen von einem Familienbegräbniß des Abraham und andrer Patriarchen. Jakob wollte nicht in Aegypten begraben seyn, sondern in seinem väterlichen Begräbniß. So ein hohes Alter hat die Sitte der Beerdigung, aber auch eben so allgemein ist sie, vom heissesten Südländer an, bis zum kalten Nordländer, beym Celten und beym Neger, beym Lappländer und Abiponer, beim Araber und Christen, im kalten Sibirien und heissen Aethiopien, auf dem Kaukasus, bey den Persern und Türken, in der neuen Welt bey den alten Mexicanern und Peruanern: alle diese Völker verscharren in der Erde ihre Todten.

Amerika soll hier den Anfang machen, weil es der Sammelplatz so verschiedener Völker ist, die sich sonst durch verschiedene Sitten auszeichnen, und nur in dieser einzigen übereinkommen.

Wenn in Südamerika bey den Abiponern *) einer stirbt, so ist es das erste und wichtigste Geschäft der Anwesenden, daß sie ihm Herz und Zunge aus der Wurzel herausreissen, sieden, und dem nächsten Hunde vorwerfen, damit derjenige, welcher an seinem Tode schuldig ist, so bald als möglich sterbe. Darauf wird der Leichnam in gewöhnliche Tracht gekleidet, in eine Ochsenhaut gewickelt, und mit Riemen fest geschnürt. Um den Kopf wickeln sie ein besonderes Tuch. Da sie den Anblick eines Sterbenden nicht einmal ertragen können; so dulden sie einen Sterbenden nicht lange unter sich. Kaum ist der Todte kalt geworden, so bringt man ihn zur Grabstätte. Diese wählen sie in

*) Dobrizhoffer Geschichte der Abiponer. Wien 1784. 3 Bände.

in Wäldern und Gebüschen, die eine gute Strecke von ihrem Wohnplatz entfernt sind, um sich die Betrübniß zu ersparen, die ihnen der Anblick der Todtenhügel erwecken würde. Die Grube machen sie nicht tief, damit der Verstorbene nicht zu sehr von der Erde belastet werde. Um selbige pflanzen sie Dornhecken, um den Tigern, denen immer nach Menschenfleisch lüstet, den Zugang zu verwehren. Auf den Grabhügel selbst setzen sie einen umgestürzten Krug, dessen sich der Verstorbene bedienen soll, wenn ihn dürstet; nicht weit davon hängen sie ein Kleid an einen Baum auf, damit er eins bey der Hand hätte, wenn ihm etwan die Lust ankommen sollte, sich noch einmal auf der Welt umzusehen, und endlich pflanzen sie noch eine Lanze an dem Grabe auf, damit es ihm an Waffen zum Kriege und zur Jagd nicht mangele. Ist der Verstorbene ein Cazike oder sonst ein tapferer Krieger gewesen, so stechen sie die Pferde, die ihm am liebsten waren, mit einem gewissen Gepränge nieder, und pflanzen sie auf Pfählen um sein Grab. Die Sorge für ein ehrenvolles Begräbniß beschäftigt die Abiponen eben so sehr, als alle ältere und neuere Nationen. Sehen sie, daß einer von ihnen in der Schlacht fällt, so schlagen sie sich mitten durch die Feinde durch, ziehen ihn aufs Pferd, und nehmen ihn mit sich, um ihn in seinem Vaterlande gehörig zu begraben. Da ihnen aber die Fortschaffung des Leichnams auf ihren oft sehr weiten Zügen zu beschwerlich fallen würde; so ziehen sie ihm das Fleisch von den Knochen, und vergraben es an einem gleichgültigen Orte. Aber die Gebeine verwahren sie gewissenhaft, und begraben sie im Vaterlande unter dem

gehö-

gehörigen Gepränge. Ist die Macht des Feindes so überwiegend, daß sie die Erschlagenen zurücklassen müssen, so liegt ihren Verwandten nichts so sehr am Herzen, als sie wieder aufzusuchen, sobald sich der Feind zerstreuet hat. Finden sie selbige, so reiten sie damit wie im Triumph nach Hause. Auch begnügen sich die Abiponer nicht mit dem ersten dem besten Grabe, sondern sie sorgen eifrig dafür, daß die Söhne zu ihren Vätern, die Weiber zu ihren Männern, und die Enkel zu ihren Großvätern begraben werden, und daß also jede Familie ein eignes Begräbniß habe. In ältern Zeiten wohnten sie näher nach Norden. Denn daselbst sind viele Denkmale von ihren Ureltern vorhanden. Diese suchen sie auf, und vereinigen mit ihnen die Gebeine jüngst verstorbener Abiponer, wo sie auch wegen ihres Nomadenlebens vergraben seyn mögen. Deshalb graben sie solche immer wieder aus, führen sie viele Meilen mit sich, bis sie ihnen zuletzt unter den Ueberresten ihrer Voreltern einen Ruheplatz anweisen. Sie zerfließen in Thränen kindlicher Freude, wenn sie ihren Brüdern diese letzte Ehre erweisen können. Um diese Grabstätte wieberzufinden, schneiden sie in den umstehenden alten Bäumen gewisse Kennzeichen und Charaktere, die sie von ihren Voreltern geerbt haben. Ihre Sorge geht aber nicht allein dahin, dem Verstorbenen ein ehrenvolles Begräbniß zu verschaffen, sondern sie glauben ihm noch andere Beweise ihrer Achtung und Betrübniß schuldig zu seyn. Zuerst verbrennen sie alle seine Geräthschaften auf einem Scheiterhaufen, sie reissen die Hütte, worinn er gewohnt hat, vom Grunde aus nieder; seine Wittwe, seine Kinder und

übrige

übrige Hausgenossen verändern ihren Wohnplatz, und behelfen sich entweder mit einer fremden Hütte, oder leben unter freiem Himmel, die Witterung mag auch noch so unfreundlich seyn. Sie wollen sich lieber dem härtesten Ungemach aussetzen, als ein bequemes Haus bewohnen, das ihnen nach dem Tode des Vaters zum traurigen Aufenthalt wird. Den Namen eines Verstorbenen auszusprechen, halten sie für einen Frevel. Erfordern es aber die Umstände, daß man ihn nennen muß, so umschreiben sie seinen Namen, oder sagen: der Mann, der nicht mehr ist. Alle seine Freunde und Verwandte bekommen neue Namen, und wenn auch nur ein unmündiges Kind stirbt, so unterlassen sie diese Gewohnheit nicht.

Eben so errichten die nordamerikanischen Völker Denkmäler über ihre Gräber. Sie legen bey dem Todten im Grabe solche Sachen, deren er sich im Leben bedient, und die er am meisten geliebt hat, als Pfeifen, Taback, Bogen, Pfeile u. s. w. damit es ihm, wenn er zu dem andern Lande kommt, an nichts fehlen möge. Die Mütter trauren eine lange Zeit über ihre Kinder, und die Nachbarn machen dem Vater, der sein Kind verloren hat, Geschenke, dafür er ihnen ein Gastmahl giebt.

In dem mitternächtlichen Amerika beobachten die Ilinoisen noch den Gebrauch der colchischen Völker, indem sie bloß die Weiber begraben, die Leichname der Männer aber in rohe Häute wilder Ochsen oder andrer auf der Jagd erlegten Thiere einnähen, und sie an Bäume aufhängen. Die Huronen und andre Völker

dieser

dieser Gegend legen ihre Todtenkörper in große Kisten, welche auf Pfeilern ruhen, die vier, zehn oder funfzehn Fuß hoch sind. Die Iroquoisen, Caraiben und Brasilianer folgen der Art, die Todten in die Erde zu scharren, und beobachten solche wenigstens in Ansehung ihrer Kriegsmänner. Der Wilde fürchtet sich nicht so vor dem Tode, als der Europäer, muthig sieht er ihm entgegen, er läßt sich die kostbarsten Kleider bringen, die man ihm ins Grab geben will, er läßt seine Freunde zu sich kommen, giebt ihnen ein Gastmal, und nimmt Abschied von ihnen, er tröstet sie selbst wegen seines Todes, läßt sich waschen, mit Oel bestreichen, bemalen, und noch bey seinem Leben in die Kleidung einhüllen, womit er ins Grab gelegt seyn will.

Die Floridaner begraben ihre Caziken *) mit aller nur erdenklichen Pracht. Wenn sie keine Tempel haben, in welche sie dieselben setzen können, wie in einigen Landschaften geschieht, so stecken sie rund um das Grab Pfeile mit den Spitzen in die Erde, und setzen die Schale oben darauf, deren er sich zum Trinken in seinem Leben bediente. Sie bringen drey Tage mit Weinen und Fasten auf diesem Grabe zu; und die Caziken, seine Freunde und Anverwandte kommen, ihm eben die Ehre zu erweisen. Sie schneiden sich ihm zu Liebe alle Haare vom Kopfe, welches das größte Zeugniß der Trauer ist. Darauf gehen alle Tage ausdrücklich dazu bestellte Klageweiber hinaus, und beweinen ihn sechs Monate dreimal des Tages, als des Morgens, Mit-

tags

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Band XVI. S. 507.

tags und Abends. Man verbrennt alles, was er in seinem Leben besessen hat, und eben das wird auch bey dem Tode ihres Priesters beobachtet. Man sagt: sie stiessen die Knochen davon zu Pulver, und gäben sie ein Jahr hernach den Anverwandten zu trinken. Die Apalachiten balsamiren die Körper ein, und lassen sie fast drey Monate in Balsam liegen, worauf diese dadurch ausgetrocknete Leiche mit sehr schönen Fellen bekleidet, und in einen Sarg von wohlriechendem Holz gelegt wird. Die Verwandte verwahren diese Särge bey sich; ganzer zwölf Monate lang, darauf trägt man sie in einen nahgelegenen Wald, und begräbt den Verstorbenen an der Wurzel eines Baums. Oviedo beschreibt das Leichenbegängniß eines Caziken von St. Domingo, Namens Behechio. Sein Körper wurde vom Kopf bis auf die Füsse mit gewissen sehr langen Binden von ungewirkter Baumwolle umwunden, und sehr fest eingewickelt. Hierauf wurde er in das Begräbniß getragen, welches unter der Erde gemacht, aber mit einer Decke von Holz versehen war, wo er auf eine schön ausgearbeitete Bank gesetzt wurde, worauf man das Grab mit Erde bedeckte. Das Leichenbegängniß dauerte funfzehn bis zwanzig Tage in Gegenwart andrer Caziken und Völker der Insel, die dem Verstorbenen zu Ehren dieser Feierlichkeit beiwohnten. Die Juwelen des Verstorbenen und seine Lieblingsstücke wurden mit ihm begraben, aber sein anderes bewegliches Vermögen wurde unter die Caziken vertheilt, die gegenwärtig waren. Dieses Leichenbegängniß bestand in einer Art von Gericht über die Handlungen des Verstorbenen. Das Volk erhob sie durch Gesänge,

und

und erzählte seine Thaten in Kriegs- und Friedenszeiten und seine guten Anstalten zum Nutzen des Reichs und der Nation. Wenn diese Handlungen den Beifall aller Anwesenden erhielten, so wurde von den Priestern ein Gesang verfertigt, den sie Areiti hiessen, welchen alle lernten, und nebst den andern, die seinen Vorfahren zu Ehren verfertigt worden waren, absangen, und auf diese Art ihre Geschichte aufbehielten. Bey dem Begräbniß dieses Behechio wurde noch eine andere Ceremonie beobachtet, welche doch bey dem Tode der andern Caziken dieser Insel nicht gewöhnlich war, es wurden zwey seiner Weiber lebendig mit ihm begraben. Die Grausamkeit gieng so weit, daß die Weiber, wenn sie sich nicht gutwillig zu diesem Opfer erboten, dazu gezwungen wurden, so wie es eben bey dieser Gelegenheit geschah. In das Grab aber trugen sie Brodt und Früchte.

Die Peruaner legten ihren Todten an den Ort, wo er bleiben sollte, ohne ihn zu beerdigen. Sie häuften nemlich darüber viele Steine zusammen, und baueten ihnen theils damit und mit ungebrannten Ziegeln gleichsam ein Grabmal. Alle Angehörige des Verstorbenen schütteten auf dieses Grabmal, und an die Seiten desselben so viel Erde, daß ein künstlicher Berg daraus wurde, den sie Guaca nannten. Ein solcher Berg war nicht völlig einer Spitzsäule ähnlich, gemeiniglich acht bis zehn Toisen hoch. Man findet dergleichen Denkmale in dem ganzen Lande; Rang, Stand, Amt und Vermögen bestimmten die Art ihrer Errichtung. Vom Caziken wurde sein Hausrath und goldne und kupferne Geschirre begraben. Man findet auch steinerne Spie-

gel darinn, die sehr schön sind. Dies erregte so sehr die Aufmerksamkeit der Spanier auf die Gräber.

Die Bewohner am Oronokofluß haben besondre Ehrfurcht gegen die Todten. Bey dem Tode ihres Caziken fangen sie die Trauer mit großem Wehklagen an. Sie begraben aber ihre Leichname nicht, sondern lassen sie verwesen, dann nehmen sie das Gerippe, welches sie mit seinen kostbarsten Kleinodien, mit Federn von verschiednen Farben an den Armen und Beinen schmücken, und es in seiner Hütte also aufgehangen verwahren.

Hiemit stimmen die Bewohner von Otaheite überein *). Wenn bey ihnen jemand stirbt, so wird sein Leib auf eine Art von Bahre gelegt, und unter einen Schuppen gestellt, wohin die Weiber täglich kommen, und die Leiche mit Cocusöle salben. An solchen Orten wird sie gelassen, bis das Fleisch von den Beinen weggefault ist. Alsdann wird das Gerippe in die Hütte ihrer Verwandten gebracht, wo jemand, der großes Ansehn zu haben scheint, mit besondern Zierrathen zu diesem heiligen Gebrauch versehen, sich einfindet, eine dieser Gelegenheit besonders eigne Kleidung anlegt, und verschiedne Feierlichkeiten vollbringt. Man hatte bey der Leiche verschiedne Dinge hingelegt, zum Gebrauch des Todten, eine Keule, zwey Schalen von Cokusnüssen, eine steinerne Axt, eine Reihe aufgefädeter Palmnüsse, und einen Sack mit geröfteter Brodtfrucht. Herr Banks war bey einem solchen Leichenbegängniß zugegen, er muste sich nackend ausziehn, und

*) Bougainville Reise um die Welt.

und statt seiner europäischen Kleidung wickelte man ihm ein schmales Stück vom dortigen Zeuge um den Leib, den man ihm bis an die Schultern mit Kohlen und Wasser so schwarz färbte, daß er über und über wie ein Mohr aussah. Auf gleiche Weise verfuhr man mit verschiednen andern Personen, worunter auch einige Frauenzimmer waren, die sich ebenfalls ganz entblößen mußten. Der Knabe wurde vom Kopf bis zu den Füssen schwarz gemalt, und darauf gieng der Leichenzug vor sich. Tubourai Tamaide murmelte bey dem Leichnam etwas her, das einem Gebet ähnlich sah, welches er auch nachher, da er bey seinem Hause angekommen war, wiederholte. Die Indianer, welche nicht zu dem Leichengefolge gehören, fliehen vor demselben, sobald es sich nur von weitem blicken läßt. Als daher der Zug, welcher nach der See gieng, allwo einige feierliche Besprengungen vorgenommen werden sollten, sich näherte, versteckten sich alle Einwohner der Gegend, wodurch er gieng, in den Wäldern. Sogar die Bewohner derjenigen Häuser, welche in der Nähe lagen, verliessen dieselben augenblicklich, und über eine halbe Stunde, so lange nemlich diese Feierlichkeit währte, ließ kein einziger Indianer sich blicken. Das Amt, welches Herr Banks dabey bekleidete, wird das Amt eines Niniveh genannt, und wurde ausser ihm noch von zwey andern versehn, welche, da alle Eingeborne sich auf die Seite gemacht hatten, zu den vornehmsten Leidtragenden sagten: imatata, es ist niemand da; worauf die Gesellschaft entlassen wurde. Alsdann wusch ein jeder sich im Flusse, und legte seine gewöhnlichen Kleidungsstücke wieder an.

Von Amerika gehe ich jetzt zu Asien über, wo der größte Theil der südlichen Bewohner seine Todten verbrennt, von welcher Sitte ich schon vorher gehandelt habe, andere aber die Todten begraben, und hier fallen mir zuerst die Chinesen ein. Sobald ein Chinese gestorben ist, so macht man in einem Zimmer des Hauses einen Altar, der weiß bekleidet wird; den Sarg aber setzt man hinter den Altar, und die Bildsäule des Verstorbenen mit seiner besten Kleidung auf denselben. Vor dieser Bildsäule machen die Angehörigen und Freunde vier Verbeugungen, wenn sie zusammen kommen, statten derselben ihre Complimente ab, und räuchern ihr. Die Weiber und Kinder versammlen sich um den Sarg, sie sind aber mit einem Schleier bedeckt. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß, wenn die Leiche auf die Todtenbahre gesetzt wird, man ihr Korn, Reis und zuweilen Gold und Silber in den Mund legt. Auch werden in jegliche vier Ecken des Sarges kleine Säckchen geleget, in welchen die abgeschnittenen Nägel des Verstorbenen und kleine Scheeren sind, womit sie abgeschnitten werden.

Am Tage, da das Leichenbegängniß gehalten werden soll, versammlen sich die Angehörigen und Freunde. Diese machen mit den Bonzen, welche Gebete hersagen müssen, ein ansehnliches Leichenbegängniß aus. Eine andre Anzahl von Leuten, welche eigentlich zu diesem Geschäft bestimmt sind, tragen auf langen Stangen die Bildnisse von Männern, Weibern, Elephanten, Tiegern und allerley Arten von Götzenbildern. Während dem Zuge wird beständig geräu

chert,

chert, eine große Menge von Fackeln erleuchtet die Luft, wenn es auch noch so helle ist, und eine Trauermusik ertönet. Mit diesem Zug kömmt man endlich bey dem Familienbegräbniß an, welches gemeiniglich auf einem Hügel oder wenigstens neben demselben errichtet ist. Ein Sohn würde aller seiner Ehre verlustig werden, wenn er nicht den Leichnam seines Vaters in das Grab seiner Vorfahren bringen liesse. Man würde seinen Namen nicht in dem Ehrensaal der Todten anschreiben. Die Chinesen verwenden auf Leichenbegängnisse viele Kosten-*), sie werden zuweilen erst 6 Jahr nach dem Tode mit erstaunlicher Pracht gefeiert. Sie miethen sich besonders Leute, die sie weiß kleiden, welche dann den Trauerzug machen, und hinter der Leiche her weinen müssen. Den Verstorbenen führt man einige Tage nach einander unter Begleitung einer Menge musikalischer Instrumente auf dem Wasser umher. Das Fahrzeug, darinn er liegt, und alle übrige, die dasselbe begleiten, sind erleuchtet, so daß die aus verschiedenen Farben bestehende Feuer bis an die Spitze der Mastbäume verschiedne Zeichnungen bilden. Ist das Grab weit entfernt; so bringt man den Todten mit großem Gepränge dahin, und richtet von einem Orte zum andern Gezelte auf, um mit dem Leichnam darunter zu ruhn. Seine Verwandte und Freunde bringen ihm Geschenke und Lebensmittel; auch, wenn er schon in seiner letzten Ruhestätte ist, trägt man ihm noch immer Eßwaaren zu.

Sobald ein Kaiser gestorben ist, tragen ihn sechs Verschnittene in einem kostbaren mit Edelgesteinen besetzten

*) Sonnerats Reisen nach Ostindien und China.

setzten Lehnstuhl in den königlichen Saal, dessen Name so viel bedeutet, als der Wohnplatz der Dankbarkeit und Klugheit. Alsdann legt man den Leichnam unter dem Schall musikalischer Instrumente auf ein prächtiges Paradebett, und bald darauf in einen prächtigen Sarg. Alsdann folget das eben erwähnte Leichenbegängniß, nur alles weit kostbarer und prächtiger. Daher ist auch die Anzahl der Leichenbegleiter weit grösser. Nächst diesem waren auch alle Unterthanen ehedem verbunden, den Kaiser drey Jahr zu betrauren; jetzt aber erstreckt sich diese Trauer nur auf einige Tage. Allen Mandarinen durch ganz China wird bey diesem traurigen Vorfall ein Fasten vorgeschrieben, welches sie mit Thränen, und allerley Feierlichkeiten verbinden müssen.

Wenn eine Kaiserin stirbt, so trauert man vierzig Tage, während welchen kein Gericht gehalten wird. Der Kaiser läßt niemand vor sich, welcher bey ihm Audienz verlanget, und die Mandarinen müssen die erste Nacht unter freiem Himmel zubringen, da man denn von ihnen und den Prinzen vom Geblüt glaubt, daß sie den Tod der Kaiserin beweinten und beklagten. In den drey folgenden Tagen legen die Mandarinen ihre weissen Trauerkleider an, aber ohne diejenigen Ordenszeichen, wodurch sie sich sonst von andern unterscheiden, und machen einige kniende Verbeugungen vor dem Bildnisse der verstorbenen Kaiserin. Hierauf bringt man die Leiche in das kaiserliche Begräbniß.

In Tuinquin glaubt der älteste Sohn seinem verstorbenen Vater die größte Ehre dadurch zu erweisen, daß

daß er sich von einer Strecke zur andern auf die Erde wirft, und den Leichnam seines Vaters über sich hintragen läßt. Wenn er aber wieder aufsteht, muß er gegen den Sarg rückwärts stossen, gleichsam als wenn er dadurch seinen verstorbenen Vater zwingen wollte, bey ihm zu bleiben. Der Zug von Leichenbegleitern begiebt sich unter dem Schall der Trommeln und musikalischen Instrumente bis zu dem Grabe, wo die Leiche eingesenkt wird.

Wenn jemand in der Türkey stirbt *); so erfährt die ganze Nachbarschaft seinen Tod sogleich durch das unbändige Klagegeschrey, welches die Frauen machen. Alsobald kommen die Nachbarinnen und stimmen ein allgemeines Heulen, Schreien und Wehklagen an, welches einige Stunden lang währt und täglich wiederholt wird. Es giebt auch eigne Weiber, welche den Todten an der Stelle derer, die nicht weinen können, oder keine Ursache zu weinen haben, für Geld beweinen. Der Todte wird auf die Erde gelegt, gewaschen, rasiret und über und über beräuchert, damit die bösen Geister und Teufel von dem Leichname wegbleiben, der hernach in Leinewand gewickelt, und auf eine Bahre gelegt wird, die mit einem schwarzen, oder, wenn der Todte ein Kriegsmann gewesen ist, mit einem rothen, und, wenn er ein Scheriff gewesen, mit einem grünen Leichentuch bedeckt ist. Oben darauf liegt der Turban, das Leichentuch hat in der Mitte ein Stück von einer alten Decke aus dem heiligeu Hause zu Mecca, das übrige ist von keinem besondern Zeuge **).

*) Voyages par Thevenot premiere patie. Paris 1689. p. 178.

**) Ruffel's Natural History of Aleppo, London 1756. 4.

Wenn die Leiche aus dem Hause getragen wird, so geht eine Zahl von Scheiken mit ihren zerrissenen Fahnen vorher, alsdann folgen die Freunde, darauf kommt die Leiche, mit dem Haupte vorwärts, und wird von Männern auf den Schultern getragen. Diese lösen einander oft ab, weil jeder Vorübergehende es für ein gutes Werk hält, dieses Geschäfte zu verrichten. Gleich hinter der Leiche gehen die nächsten Anverwandte von männlicher Seite, und die Weiber machen den Schluß. Nun geht der Zug nach der Moschee, wo die Bahre im Vorhofe niedergesetzt, und von dem Imaum eine priesterliche Handlung verrichtet wird. Die Gräber liegen gegen Morgen und Abend, und sind mit Steinen eingefaßt. Die Leiche wird von der Bahre abgenommen, und halb sitzend halb liegend nach der rechten Seite zu mit dem Haupte gegen Abend gestellt. Das Gesicht wendet sich gegen Mittag, d. i. nach Mecca zu. Hinter dem Körper wird ein kleiner Theil Erde gelegt, damit er fest liegen bleibt. Das Grab decken sie mit langen queerüber gelegten Steinen, und verhüten, daß keine Erde auf den Körper hineinfällt. Der Imaum wirft auf das Grab die erste Hand voll Erde, und verrichtet zugleich ein Gebet für die Seele des Verstorbenen, wobey er seine Zuhörer ermahnet, fleißig an ihr Ende zu denken. Nach ihm wirft jeder Anwesende gleichfalls eine Hand voll Erde darauf, mit den Worten: Gott sey dem Verstorbenen gnädig! Dann wird das Grab zugefüllt, und an jedem Ende ein Stein gesetzt. Auf diesen schreiben sie gemeiniglich einige Gebete und den Namen des Verstorbenen. Man sagt auch, daß sich hierauf der Engel setze, der den

Verstor-

Verstorbenen examinirt. Die Reichen aber errichten marmorne Grabsteine mit Inschriften. Die Kirchhöfe der Türken sind immer ausser der Stadt. Die nächsten Freunde gehen den dritten, den siebenten, den vierzigsten Tag darnach und auch an dem Todestage nach Verlauf eines Jahrs zum Grabe des Verstorbenen, um zu beten, wobey die Weiber heulen und weinen, und täglich viele Stunden lang sind. Jeden Montag und Donnerstag schmücken sie die Gräber mit Laub und Blumen, und fragen den Todten, warum er gestorben sey, da sie doch sich bemüht hätten, ihm alles so angenehm als möglich zu machen.

Bey tartarischen Begräbnissen bleibt es immer merkwürdig, daß sie ihren Todten zu Ehren Erinnerungsfeste feiern, ein deutlicher Beweis, daß sie eine Fortdauer nach dem Tode glauben. Dies erhellet auch noch mehr daraus, daß die Tschuwaschen noch jetzt den Männern *) allerley kleine Werkzeuge, besonders eine Form, worauf die bey ihnen gebräuchlichen Bastschue (Lapti) geflochten werden, einen dabey gebräuchlichen Pfriemen, ein Messer und etwas Bast nebst einem Feuerstahle mit ins Grab geben. Der gemeinschaftliche Begräbnißplatz, welcher vom Dorfe sowol als vom Keremet und allen Landwegen entfernt gewählt wird, nennen sie Masar. Dreimal wird das Begräbniß eines Todten von der Verwandtschaft begangen, und sie sollen jetzt den Mittwochen in der Marterwoche, den Donnerstag vor Pfingsten (Semik), an dem auch bey den Russen eine ähnliche Ceremonie üblich

*) Pallas Reisen durch Rußland.

ist, und den achten des Novembermonats, den sie Juweich nennen, dazu wählen. An diesem letzten Tage wird nicht nur bey dem Grabe ein Opfermahl gehalten, sondern auch eine hölzerne Säule an dem Kopfende des Grabes aufgerichtet. Man macht in die Erde ein Loch, und ehe man die Säule darinn stellt, wird von einem jeden Anwesenden ein Bissen Fleisch hineingeworfen, und etwas zum Mahle bereitetes Getränk hinzugegossen; darnach wird das Opfer verzehrt, getrunken, und allerley Lustbarkeiten angestellt.

Die Tscheremissen *) legen ein Stück Brodt auf den aufgeschütteten Grabhügel, damit der Verstorbene bey seiner Ankunft an dem Ort, der ihm von den Göttern bestimmt ist, vor der Hand sogleich etwas zu essen habe, und herum stellen sie so viel angezündete Lichter, als aus dem Hause des Todten vorher Personen verstorben sind. Diese Lichter sollen zu der Zeit gleichsam die verstorbenen Vorfahren vorstellen, daher sprechen sie auch dabey die Worte: Lebt einig in jener Welt, und zankt euch nicht mit einander. Die Weibspersonen sind bey den Leichenbegängnissen, und beweinen den Todten. Zu der Gedächtnißfeier der Todten wählen sie ein leer stehendes Haus, bisweilen auch eine Wohnstube, und setzen an die Thür zwey höltzerne Näpfe; in den einen thun sie gebackne Kuchen, den andern füllen sie mit einem besonders dazu gebrauten Bier an. Vor dieselben stellen sie ein Birkenscheit, welches sie mit einer Menge Wachslichter besetzen, so viel

*) Rytschkow's Tagebuch über seine Reise durch Rußland. S. 96.

viel Personen aus dem Geschlecht gestorben, damit ihnen der Schein dieser angebrannten Lichter in dem finstern Auffenthalt leuchte, wo sie ihrer Meinung nach in jener Welt wohnen. Bey dem Napf mit dem Kuchen und mit dem Bier sprechen sie: Ihr Todten! da habt ihr Speise und Trank. Die Kirgisen machen zur Beerdigung ihrer Todten entweder kleine Gruben, oder schlagen auch wol über der Erde Pfähle ein, die sie mit Reisig ausflechten *). Der Körper wird in voller Kleidung hineingelegt, mit Zweigen bedeckt, und Erde darüber geschaufelt. Seine umstehenden Freunde und Verwandte geben ihren Kummer zu erkennen, und hören das Gebet an, welches der Mulla ablieset, der zugleich bey diesem Gebete des Verstorbenen Tugenden, Reichthum und kriegerische Tapferkeit preiset. In steinigen Gegenden trägt man einen Steinhaufen über dem Körper zusammen, damit wilde Thiere das Grab nicht aufscharren und den Leichnam verzehren können. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man in allen Steppen eine Menge solcher Grabhügel findet, die noch täglich zunehmen muß. Sie beerdigen aber ihre Todten am liebsten und häufigsten um die Gräber gewisser unter ihnen für heilig gehaltenen Leute, bey alten Metscheten, und überhaupt an solchen Orten, wo schon viele alte Gräber vorhanden sind. Einige Tage nach der Beerdigung des Todten stellt der Erbe des Verstorbenen einen öffentlichen Schmaus an, er muß bey dieser Feierlichkeit einen Theil seines Vermögens aufopfern, als einen oder zwey Sclaven, eben so viel Cameele, einen Panzer, zehn oder zwölf Pferde,

eine

*) Pallas Reisen durch Rußland.

eine Anzahl Schafe und dergleichen. Mit einem Theil des Vermögens muß er diejenigen belohnen, die nachher ein Pferderennen anstellen. Jeder macht sein bestes Pferd zurecht, nun reiten sie eine weite Strecke. Den Sclaven und das Beste von den für die Reiter zu Preisen ausgesetzten Sachen bekömmt der, welcher dem ganzen Schwarm des Volks, welches dieses Fest feiert, zuvorkommt. Den Panzer erhält der auf ihn folgende; der dritte bekömmt das Cameel; der vierte einen carmoisinen Kaftan und eine schöne Mütze; der fünfte ein Pferd mit völligem Sattel und Zeug; die letztern werden mit Pferden und Schafen abgefunden. Das Leibpferd des Verstorbenen muß in seinem besten Schmuck mit einem schwarzen Tuch bedeckt da stehn; auf dem andern Pferde liegen seine besten Kleider, Kriegsgeräthe, reiche Teppiche und Kibitken. Diese werden alle nach der Ordnung an einen ausgespannten Strick gebunden; neben ihnen stehen seine Weiber, die sich in Thränen baden, imgleichen alle seine Sclaven und Sclavinnen. Man will dadurch anzeigen, wie viel der Verstorbene in seinem Leben Vermögen erworben hat *).

Die Jakuten haben keine eigne Begräbnißplätze, sie halten jeden Ort dazu für bequem, doch wünschen sie gerne unter Bäumen begraben zu werden. Bisweilen lassen sie auch den Todten in der Jurte, und verlassen diese.

Die Beltiren **) sind die einzigen unter den sibirischen Völkern, welche ihre Todten nicht begraben, sondern

*) Rytschkow's Tagebuch. Seite 347.
**) Pallas Reisen durch Rußland.

dern in ordentlichen Särgen an abgelegenen Orten im Walde auf die Bäume setzen. Die Leichenkisten bestehen aus roh zugehauenen und mit Stricken zusammen gehefteten Brettern, und eben so war ein Brett anstatt des Deckels darauf befestigt, worüber man noch Birkenrinde gelegt hatte. Die Särge waren kaum funfzig Faden von einander auf zwey alten Lerchenbäumen, über zwey unten am Stamme neben einander stehende Zweige, um welche man den Baum gereinigt hatte, hingestellt, und mit Stricken fest gebunden. Der eine stand so niedrig, daß ein Kosack leicht hinaufsteigen und die Beschaffenheit der Leiche besehen konnte. Die Leiche lag in ihrer vollen Kleidung, und allerley gemeines Weiberzeug war neben dem Kopf gelegt, es waren nemlich weibliche Leichen. Auf der Seite lag ein Sack mit Grütze, ein Gefäß mit Fett, Ueberbleibsel von gedörrtem Fleische, das Grabeisen (Osuk) zum Wurzelgraben, ein mit Fleiß krum gebognes und eingeknicktes Messer in seiner Scheide, ein Beil, wie es bey den Tartarn üblich ist, nemlich in Gestalt eines großen Meissels, und endlich auch die Reitpeitsche; der Sattel aber war der Leiche zwischen die Beine gelegt, um in der andern Welt sich nicht erst darauf setzen zu dürfen. Auf dem nächsten Baum war bey jedem Todten das Fell von einem bey der Bestattung geschlachteten Pferde mit dem Schweife und Hufe über einen hervorragenden und abgeputzten Zweig gehängt, der Hirnschädel aber besonders mit dem Zaume im Maul auf einen Nebenzweig gesteckt. Männlichen Leichen pflegt man auffer den besten Kleidern auch einen Bogen und Köcher mit zerbrochenen Pfeilen, imgleichen, wenn

der Verstorbene ein Liebhaber der Musik gewesen, die dreisaitige Laute (Kobys), oder das Hackbrett (Jättagen), worauf er gespielt hat, in den Sarg zu geben, und sein bestes Pferd zum Opfermahl zu schlachten. Nach sieben Tagen soll bey Reichen noch ein Pferd und eine Stutte bey der Leiche geschlachtet werden, und das jährliche Gedächtnißfest wird zwey bis dreimal von Verwandten begangen. Eines Armen Andenken wird nur einmal gefeiert. Bey einer solchen Feier aber wird dem Verstorbenen ein mit Milchbranntewein gefüllter Schlauch aufgehängt, und die Knochen der geschlachteten Opfer jedesmal sorgfältig verbrannt. In gewissen Fällen sollen doch auch die Beltiren, wenigstens jetzt, ihre Todten in die Erde begraben und mit Steinhaufen bedecken.

Die Ostiaken haben eigne Begräbnißplätze unter dem Namen Chalas. Sie lassen die Leichen nicht lange über der Erde. Wer des Morgens stirbt, wird zu Mittage schon bestattet. Man macht zu dem Ende eine Grube, höchstens eine Arschin tief, weil an den meisten Orten das gefrorne Erdreich tiefer zu graben schwer macht. Man zieht dem Verstorbenen seine besten Kleider an, die der Jahrszeit gemäß gewählt werden, legt ihn auf sein Lager, und neben ihn alle Geräthschaft, die er zu gebrauchen pflegt, z. B. sein Messer, sein Beil, gefülltes Schnupftobackhorn ꝛc. bloß den Feuerstein und Stahl ausgenommen, die nur aus Holz geschnitzt den Todten mitgegeben werden dürfen. Indessen versammlet sich die Verwandschaft und alle Nachbaren zu dem noch in seiner Jurte lie-

genden

genden Todten, und beweinen ihn mit großem Geheul. Die Weiber setzen sich beisammen mit verhängten Gesichtern, und die Männer stehen klagend um den Todten herum. Anstatt des Sarges wird ein kleiner Kahn herbeigebracht, an welchem die vordere und hintere Spitze abgehauen werden muß. Hierein wird der Todte mit seiner ganzen Geräthschaft gelegt, und von den Anwesenden zum Begräbnißplatz getragen, der auf Anhöhen ausgesucht zu seyn pflegt. Hinter männlichen Leichen führt man die drey besten und liebsten Rennthiere des Verstorbenen im vollen Geschirr und vor Schlitten gespannt mit zu Grabe; und sobald die Leiche mit Erde beschüttet wird, bindet man einem Rennthier nach dem andern an jedes Hinterbein einen Riemen, woran zwey Männer ziehn, und vier andere mit spitzgemachten Stangen von allen Seiten das Rennthier durchstossen müssen. Bey der Beerdigung reicher Leute werden nachher noch mehr Rennthiere ums Leben gebracht, welchen man Schlingen um den Hals und um die Füsse macht, und so lange mit Stangen der Länge nach über den Rücken schlägt, bis sie todt niederfallen. Das dem Verstorbenen geopferte Vieh bleibt auf der Grabstätte liegen; das Zuggeschirr wird auf ein kleines über dem Graben aus Strauchwerk gemachtes Gerüst gelegt, und die umgekehrten Schlitten daran gelehnt. Indessen wird nahe bey dem Grabe zu einem Todtenmahle gekocht, und, wenn sich die Anwesenden gesättigt haben, der Rest mit nach Hause genommen, und zum Gedächtniß des Verstorbenen unter die Nachbarschaft vertheilt. Nachmals pflegen noch öfters, wenn es den nächsten Verwandten einfällt, dergleichen Gedächtnißmahle gefeiert zu werden.

Eine

Eine sehr auffallende Sitte haben die Kalmyken bey den Verstorbenen *). Sobald man nemlich glaubt, daß einer verschieden ist; so stellt der Geljun, um sich von seinem Tode desto mehr zu vergewissern, einen Spiegel auf den Tisch, beschüttet eine kleine Straße zu demselben mit Asche, und befiehlt der Seele des Verstorbenen, daß sie auf diesem Wege keine Spur nachlassen soll; und wenn der vorsichtige Geljun nichts dergleichen bemerkt, deutet er ihr nach seinem Sudar an, auf welchem Wege sie fortwandern soll. Alsdann kommen die Verwandte und nächsten Freunde, und singen mit lauter Stimme ein gewöhnliches Begräbniß-lied. Der Geljun sieht weiter in seinem Buche nach, und verordnet, wohin der Leichnam begraben werden soll. Sein Name, das Jahr und der Tag seiner Geburt, der Tag und die Stunde seines Ablebens bestimmen sein Begräbniß. Den Einen trift das Loos, daß er von wilden Thieren zerrissen und von Raubvögeln gefressen wird; ein Anderer dient den Fischen zur Speise; der Dritte wird zu Asche verbrannt; wer aber glücklich ist, den überliefert man dem Schooß der Erde; denen von der letzten Art werden alle Glieder in Wachspapier eingeschlagen, sodann werden sie mit ihrer völligen Kriegsrüstung in die Erde vergraben, wozu der Bogen, Pfeile, Säbel und Sattel gehört; die Rüstung derjenigen aber, welche das kalmykische Schicksal in das Wasser geschmissen, oder den wilden Thieren vorgeworfen zu werden verurtheilt, wird in die

Götzens

*) Lepechins Reisen durch verschiedene Theile des russischen Reichs, erster Theil. S. 299.

Götzentempel gelegt, allem Ansehn nach zur Bewaffnung der burchanischen Mächte.

Die Chane und andre vornehme Fürsten sind dem verschiednen Loos der Begräbnißart nicht unterworfen, sondern das kalmykische Schicksal hat von Ewigkeit her den Ausspruch über sie gethan, daß sie verbrannt werden sollen, die bloßen Knochen des Kopfes ausgenommen, welche mit der übrig gebliebenen Asche in ein goldenes Gefäß gethan, und an den Dalai Lama geschickt werden, wo alle ihre Frommen ruhen, welche sie Belgjutschi nennen. Das mit des Chans Asche angefüllte Gefäß muß auch mit großen Geschenken begleitet werden, um dem Chan die Gnade ihres Heiligthums zuzuwenden, und ihm eine ewige Seligkeit zu verschaffen. Bey solcher Gelegenheit schicken auch viele wohlhabende Calmyken Geschenke an ihre Frommen, an den Dalai Lama und seine ganze Dienerschaft zur Wohlfahrt ihrer Seele und ihrer abgeschiedenen Brüderschaft. Die von da zurückkommen, bringen Nachricht mit, wo sich dessen und dessen Verwandter befindet, namentlich in welchem Paradiese oder Ort der Quaal, durch was für Mittel er aus der Hölle erlöset werden könne, denn der Dalai Lama hat ihrem Aberglauben nach durch seine Wahrsagerkunst von allem genaue Nachricht, was in jener Welt vorgeht, und kann durch seine Vorstellung aus einem Gottlosen einen Heiligen machen.

Noch ist mir die Insel Sumatra *) übrig, wo man sich keines Sarges bedient, sondern die Leiche bloß

*) Marsden History of Sumatra. London 1783. 4.

bloß in eine Art weissen Zeuges, besonders von derjenigen, welche Hummus genannt wird, einwickelt. Wenn sie das Grab zu der gehörigen Tiefe gegraben haben, so machen sie auf dem Boden an der Seite eine Höle, welche so groß ist, daß der Körper Raum darinn hat. Diese Höle wird, nachdem Blumen hineingestreuet worden, mit zwey Brettern vermacht, welche nach rechten Winkeln an einander befestigt sind, so daß eins die Leiche oben bedeckt, das andre aber die ofne Seite verschliesset. Alsdann füllet man die äussere Höle aus mit Erde, und steckt kleine weisse Fahnen um dieselbe herum. Man pflanzt auch eine Staude, welche weisse Blumen trägt, und Cumbong-Anudschur genannt wird, darauf; an einigen Orten aber wilden Majoran. Die Weiber, welche die Leiche begleiten, machen ein fürchterliches Geheul. Den dritten und siebenten Tag verrichten die Verwandten eine Ceremonie bey dem Grabe, welche Condonih genannt wird, worauf nach zwölf Monaten das Tegga Battuh folgt, da ein Paar elliptische Steine zu dem Kopfe und zu den Füssen gesetzt werden. Bey dieser Gelegenheit schlachten und verzehren sie einen Büffel, und lassen dessen Kopf auf der Stelle verwesen, als ein Zeichen der Ehre, welche sie dem Verstorbenen erweisen und zu seinem Andenken gegessen haben. Die Begräbnißplätze werden Crammat genannt, sie werden ausserordentlich verehrt, und die geringste Verletzung des Bodens, auch wenn keine Spur mehr von den Gräbern zu sehn ist, wird für ein unverzeihliches Verbrechen gehalten.

Von Asien komme ich zum heissen Afrika, wo die Leichengebräuche ebenfalls den Glauben an einen Zu-

stand

stand nach dem Tode beweisen. Wenn ein Neger stirbt, so versammlen sich alle seine Verwandte um sein Haus. Sie schlachten hierauf eine gewisse Anzahl von Hünern *), sprengen ihr Blut überall herum, und werfen die todten Hüner auf das Hausdach. Wenn sie dieses nicht thun; so glauben sie, daß der Todte irgend einem seiner Bekannten erscheint, dessen Tod nach ihrer Meinung unausbleiblich erfolgen muß, da sie diesen Besuch für einen Ruf zur andern Welt halten. Nachdem diese Handlung mit den Hünern geschehen ist, so fängt das Volk an, den Todten mit traurigem Heulen zu beklagen; einige derselben, um die Feierlichkeit zu vergrößern, pressen sich dadurch Thränen aus, daß sie sich indianischen Pfeffer vor ihre Nasen halten. Nun gehen die Anverwandten und Freunde in die Hütte, nehmen den Todten bey der Hand, und richten tausend Fragen an ihn, die mit häufigen Anerbietungen williger Dienstleistungen begleitet sind **). Sobald sie aber merken, daß keine Antwort erfolgt, gehen sie unter dem Ausruf: Ach er ist todt! wieder aus der Hütte. Man macht alsdann ein Grab in seiner Hütte, von welcher man zuvor das Dach abgenommen hat. Vier Personen halten das Leichentuch auf, in welches die Leiche gelegt wird, und in diesem Augenblick erheben sie abermals ein klägliches Geschrey ***). Zur Seite setzt man zwey irdene Töpfe, wovon einer mit Wasser, der andere mit Kuskus angefüllt ist, damit

*) Merolla Reise nach Afrika.

**) Adanson Reise nach dem Senegal. Seite 80.

***) Dorville Geschichte verschiedener Völker des Erdbodens.

er auf seiner Reise etwas zu essen habe, und dann murmelt ihm der Marbut einige Worte ins Ohr. Nachdem dieses geschehen ist, richtet man vor der Hütte einen Pfahl auf, und hänget an denselben den Köcher, Bogen und Spieß des Verstorbenen. Nach geendigten Begräbnißceremonien waren gleich alle Thränenquellen verstopft, und kein weiteres Schreien oder Heulen zu hören, auch die Trauer war gleich zu Ende. Nun kam es nur noch darauf an, zu Ehren des Verstorbenen ein Fest anzustellen, man veranstaltete noch am Abend eben desselben Tages einen Kolgar oder Ball, der drey Nächte hinter einander fortdaurte, und so viel kostete, daß ein großer Theil der Erbschaft darauf gieng. So macht sich der Afrikaner einen Todesfall zu Nutze, um sich zu vergnügen, wobey der Europäer trauren würde! so verschieden sind die Sitten!

Wenn ein Vornehmer stirbt, so wird er in einer graden Linie zum Grabe getragen. Die Mauren oder Häuser, die im Wege stehen, werden zu dem Ende der Erde gleich gemacht, und der Weg mit Palmblättern und Zweigen von Bäumen bestreut. Mit der Leiche werden ein oder zwey Sclaven verbrannt, damit es in jener Welt nicht an Aufwartung fehle. Ein jedes Grab wird mit einem großen Horn und einem Haufen Erde oder einem Topf zum Merkmal seines vornehmen Standes bezeichnet.

Bey den Negern auf Guinea fragt man den Todten, warum er gestorben ist, legt ihn auf eine Matte von Baumrinden, und wickelt ihn in ein alt Stück Cattun. — Neben ihm sitzt der nächste Anverwandte

zu

zur Todtenklage. Man singt traurig, und schlägt auf metallene Becken. Darauf hüpfen sie schreiend und mit den Händen klatschend mit einem großen Lärm um die Leiche herum. Alsdann gehen sie zu dem Hause des Verstorbenen und umringen es auf eben die Art. Dies wiederholen sie drey oder viermal, bis die Leichenträger kommen, den Körper wegzunehmen, und alles zum Leichenbegängniß fertig ist. In dieser Absicht tödten sie ein Schaaf oder eine Ziege, mit etwas Gevögel, welches sie zurichten, damit es nach der Beerdigung zu einem Gastmale diene. Indessen geht eine alte Frau, die auf ein metallnes Becken schlägt, von Hause zu Hause, und sammlet etwas zu den Leichenkosten. Jeder Nachbar muß dazu ein Stückchen Gold, das nicht über vier Bakos beträgt, liefern. Für dieses Geld kaufen sie eine Kuh oder einen Ochsen, die sie dem Fetischirer oder Priester geben, daß er durch seine Beschwörungen von dem Fetisch Ruhe für den Verstorbenen und Schutz auf dessen Reise in die andere Welt erhalten soll. Der Priester opfert diesen Ochsen, und besprengt den Fetisch des Todten mit dem Blute, welches bey ihnen das Versöhnungsopfer für den Verstorbenen ist. Der Priester macht sodann allerhand Possen, er stellt drey Personen, die gegenwärtig sind, in einen Kreis im Winkel des Zimmers, sich selbst aber in die Mitte, und allerhand Sachen um sich her; murmelt einige Gebete, nimmt Wasser oder Palmöl in den Mund, und sprützt es auf den ältesten Fetisch. Er nahm davon etwas Fett, vermengte es mit den Blättern von seinem Halsbande und andern Dingen, quetschte es mit den Füssen zu einer Dichtigkeit, theilte es

auch, nachdem er eine Masse daraus gemacht hatte, in kleine Stückchen. Eins von diesen wickelte er in die Rinde eines Fetischbaums, und theilte es unter die Anwesenden aus. Einen Theil aber behielt er, um ihn mit dem Leichnam zu begraben. Darauf bringen sie den Leichnam auf einem Brette gebunden, singend und tanzend, heraus. Es tragen ihn zwey Männer, aber es darf ihn niemand als Weiber begleiten. Wenn sie an den Beerdigungsplatz kommen; so ist das Grab etwan 4 Fuß tief gemacht, in welches sie den Leichnam legen, es mit Pfählen umschliessen, und eine Bedeckung darüber aufführen, daß der Regen und die Thiere nicht dazu kommen können. Alsdann kriechen die Weiber unter dieses Zelt, und erneuern ihre Klagen, als ob sie Abschied nähmen. Nach diesem werfen sie einen viereckigten Haufen Erde über den Leichnam auf, und legen allen Hausrath des Verstorbenen, als Becken, Schaufeln, Kessel und solche Werkzeuge, die er in seinem Leben gebraucht hat, wie auch seine Kleidung, darauf. Sein Gewehr hängen sie rund herum, wenn er es etwan in der andern Welt brauchen sollte. Die Freunde des Verstorbenen bringen auch Geschenke, die sie entweder auf das Grab oder hineinlegen, um ihre Gewogenheit zu bezeugen. Wenn der Verstorbene ein guter Trinker gewesen ist, so setzen sie einen Topf mit Palmwein zu ihm, daß er seinen Durst stillen kann. Nach des Ehemanns Tode scheeren sich die Weiber ihre Häupter ganz glatt, und beschmieren sich die Leiber mit weisser Erde, legen auch ein altes abgetragenes Kleid an. In diesem Putze rennen sie wie rasende Furien die Straßen durch, daß ihnen ihr

Haar

Haar auf die Kleider hängt, und machen ein gräuliches Geheule, wobey sie beständig des Todten Namen und seine großen Thaten wiederholen. Dies dauert verschiedene Tage, bis zu seiner Beerdigung.

Die Schwarzen um das Vorgebirge der drey Spitzen bauen gemeiniglich eine kleine Hütte, oder pflanzen einen kleinen Reisgarten auf das Grab. In selbiges werfen sie verschiedene Sachen des Verstorbenen von schlechtem Werthe, aber keinen Hausrath, oder andre brauchbare Sachen. (Barbots Geschichte von Guinea.) Auch werden bey dieser Gelegenheit Leichenreden gehalten.

Bey dem Begräbniß eines Königs werden Bediente zur Aufwartung in jener Welt mitgegeben. Jeder von den Vornehmen schenkt dem König einen Sclaven. Manche geben ihm eine von ihren Weibern, Speisen zu kochen, andere eins von ihren Kindern, so daß allezeit eine große Menge geopfert wird. Denn sie halten es vor denen, die sie zu solchen Schlachtopfern bestimmt haben, sehr geheim, und schicken sie, wenn der Beerdigungstag kömmt, nach einer vorgegebenen Verrichtung aus, da ihnen denn Leute aufpassen, sie mit Pfeilen und Wurfspiessen hinzurichten. Die Leichname der Ermordeten werden im Pallast zur Schau ausgestellt, um zu zeigen, wie beliebt der König bey seinen Unterthanen gewesen ist, und nachdem sie über und über mit Blute beschmieret worden, werden sie mit dem königlichen Leichnam zu Grabe geführt. Ausserdem bestreben sich des Königs geliebteste Weiber, zu sterben, damit sie ins Grab kommen und ihren Herrn in die andre.

Welt begleiten. Die Köpfe der Ermordeten werden nicht mit begraben, sondern rings um das Grab auf Stangen gesteckt, welches sie für eine Zierde halten, die dem Todten zu großer Ehre gereicht, auch setzen sie Essen und Trinken zu des Königs Grabe, und so oft andre Gefäße hin, als sie jene leer finden. Imgleichen begraben sie seine Kleider, Waffen und übrige Lieblingsstücke mit. Die Bildnisse der vornehmsten Hofleute, nach dem Leben gemalt, werden um diese königliche Begräbnisse herumgesetzt, welche oft so viel Platz als ihre Palläste einnehmen, und mit allem so wohl versorgt sind, daß sie keinen Mangel finden würden, wenn sie wieder auflebten. Der Nachfolger bezeugt viele Verehrung gegen diese Denkmale, und stellt eine Wache, sie beständig zu bewahren, herum, damit sie sogleich Nachricht ertheilen könne, wenn der Todte etwas verlangt. Zur Aufbewahrung eines Königs legen sie den Leichnam auf ein hölzernes Werkzeug, gleich einem Roste, über ein gelindes helles Feuer, darauf er nach und nach austrocknet. Auch Sclaven, besonders die Bossums, die er bey Lebzeiten dem Fetisch geheiligt hatte, nemlich eine von seinen Weibern und einer von seinen vornehmsten Bedienten werden bey der Beerdigung, um ihm in der andern Welt zu dienen, hingerichtet.

Bey dem Begräbniß des Königs von Whidah ist sehr großes Gepränge. Acht von seinen Weibern werden ausgesucht, die auf das schönste angeputzt sind, und ihm in die andre Welt nachfolgen sollen, und diese sind mit Speisen und Getränke zu seinem Dienst beladen. Auf solche Art werden sie in die Gruft geführt,

führt, in welcher sie lebendig begraben werden, oder vielmehr bald von der Erde, mit welcher die Grube zugefüllt wird, ersticken. Eben so werden auch Männer herbeigeführt. Allen denjenigen, welchen das Leben genommen wird, um den König in der andern Welt zu bedienen, wird der Kopf abgehauen, und nach der Anordnung des Hohenpriesters werden ihre Leiber und Köpfe zusammengelegt, und um das königliche Grab herum beerdiget. Sie werfen über ihnen einen Hügel von Erde auf, der wie eine Pyramide aussieht, auf dessen Spitze sie die Waffen des Königs stellen, deren er sich bey seinen Lebzeiten bedient hat. Ringsherum stellen sie eine große Anzahl Fetische oder kleine irdene Figuren, welche als Schutzgottheiten dienen, die den Ort bewachen. Eben diese grausame Sitte haben die Gagas, es versammlen sich in jedem Monat die Verwandte des Verstorbenen, und singen mehrere Tage Trauergesänge, zur Feier seines Gedächtnisses. Sie schlachten viele Ziegen, und giessen Palmwein aus. Diese Feierlichkeiten werden immer wiederholt, so lange noch einer von den Verwandten am Leben bleibt *). So machen die Loanger ihren verstorbenen Beherrschern Gewölbe unter der Erde, wo sie sie auf Stühle setzen, und mit einer Menge von allerley Hausgeräthen versehn; zugleich stellen sie Bilder von Holz oder rother Erde um den Leichnam her, und sehen diese als seine Bediente und Hausgenossen in einer andern Welt an. Endlich tödten sie auch Leibeigene und setzen sie in andre benachbarte Gewölbe, damit sie dem Könige

*) Battels Beschreibung von Loango. Auszugsweise in Prodart Geschichte von Loango, Kakongo. Leipzig 1777.

aufwarten können. Dieses Opfer von Sclaven bey den Gräbern der Könige ist jetzt nicht mehr so gebräuchlich.

Auf der Insel Madagascar fragt man den Verstorbenen, was er für Ursachen gehabt hätte, zu sterben? ob es ihm an etwas gemangelt? ob er nicht genug Gold, Silber, Kupfer und Eisen, Sclaven oder Plantagen gehabt? oder ob er sich Kramwaaren gewünscht hätte? Wenn man nun auf die Antwort bis gegen Abend gewartet hat, so wird ein Ochse geschlachtet, den die sämmtliche Gesellschaft verzehrt. Den andern Morgen legt man den Leichnam in einen Sarg, der aus zwey Stämmen von Bäumen gemacht ist, die auf einander passen. Wenn es ein Vornehmer gewesen, so trägt man den Sarg in ein hölzernes Haus, das man Emonouques nennt, unter welchem man denselben beisetzt. Einen gemeinen Mann aber begräbt man nur zwischen ein Paar Pfählen. Man läßt dem Todten eine Pfeiffe Toback, Feuer und eine Schürze zurück, und bedient ihn eine Zeitlang mit eben dem Gerichte, das er in seinem Leben genossen hat. Stirbt ein Vornehmer ausserhalb seinem Vaterlande, so hauet man ihm dem Kopf ab, begräbt den Leichnam, wo er gestorben ist, und bringt den Kopf in sein eignes Land. Stirbt er aber in der Schlacht, so begräbt man ihn schlechtweg auf der Wahlstatt.

Die Hottentotten, die bey ihren Heirathen sonderbare Gebräuche haben, haben es nicht weniger bey ihren Begräbnissen. Die Leiche wird nicht durch die gewöhnliche Thür der Hütte herausgetragen, sondern durch eine Oefnung, die man so nahe als möglich an

dem

dem Orte gemacht hat, wo der Todte gestorben ist. Wenn man wieder von dem Leichenbegängnisse zurückkömmt, so versammlen sich beyde Geschlechter besonders, machen einen Kreis, hocken sich vor der Hütte des Verstorbenen nieder, und fangen ein Geschrey an. Hierauf treten ein Paar alte Angehörige oder Freunde aus der Familie in die beiden Kreise, besalben die ganze Gesellschaft mit ihrem Urin, und bestreichen sie mit einigen Händen voll Asche, die sie vom Heerde in der Hütte genommen haben. Die ganze Trauer wird mit einem Schmause beschlossen, und der, welcher das Vermögen nicht hat, der Gesellschaft einen Schmaus zu geben, läßt sich den Kopf bescheeren.

Die Begräbnißgebräuche der Afrikaner scheinen mir am deutlichsten eine Fortdauer nach dem Tode zu verrathen; denn wozu war es sonst nöthig, Sclaven und Weiber mit zu begraben? wozu gab man dem Verstorbenen Hausgeräthe und Lebensunterhalt mit? wozu sein Pferd und ganze Waffenrüstung? als um sich dieser in jener Welt zu bedienen. Diese Völker hielten also jenes Leben für eine Fortsetzung des jetzigen.

Nachdem ich nun so die Gebiete der Menschheit durchstreift habe, so sind mir noch zwey alte Völker übrig, nemlich die Israeliten und Griechen. Bey den erstern wechselte das Verbrennen mit dem Begraben nach verschiedenen Zeitperioden ab. In den ältesten Zeiten wurden die Todten begraben, wie dies auch bey den Hebräern geschah, da sie sich in Aegypten aufhielten; diese Sitte wurde fortgesetzt, bis auf Sauls Zeit, da wurde zuerst sein Leichnam verbrannt, damit die Philister seinen Leichnam nicht ausgrüben und beschimpf-

schimpften *). David und die folgenden Könige wurden insgesammt begraben, aber Assa wurde verbrannt. 2 Chron. 16, 14. Zur Zeit des Jesaias wurde das Verbrennen der Todten bey den Hebräern mit Staat und Pomp vollzogen. Jes. 30, 33. Es daurte nur bis nach dem babylonischen Exil, da die Hebräer unter die Botmäßigkeit der Perser geriethen, die Feinde vom Verbrennen waren, sie giengen in diesem religiösen Eifer so weit, daß sie einigen Nationen, bey welchen das Verbrennen üblich war, um dieser Ursache willen, Krieg ankündigen wollten **). Zur Zeit des Tacitus war das Verbrennen bey den Juden nicht mehr Sitte. Er sagt von ihnen (Hist. l. V. c. 5.): Corpora condere, quam cremare e more Aegyptio. Von den Römern nahmen sie die Sitte an, eine Trauermusik mit Pfeiffen und Flöten zu machen, und Klageweiber zu miethen, sogar der ärmste muste bey seiner Beerdigung zwey Pfeiffen und ein Klageweib haben. Auch wurde ein Leichengastmahl gegeben, welches darinn bestand, daß man den Leidtragenden Essen und Trinken ins Haus brachte, um die nächsten Anverwandte zu trösten und

*) Eben dieselbe Ursache hatte auch Sulla, warum er befahl, seinen Leichnam zu verbrennen. Plin. Hist. Nat. L. VII.

**) Justinus L. 19, 1. Die gewöhnliche Lesart ist ganz gegen die Volkssitte in Persien, man muß daher so lesen: Legati a Dario Persarum rege Carthaginem venerunt, afferentes edictum, quo Poeni humanas hostias immolare et canina vesci prohibebantur, mortuorum corpora terra obruere potius quam cremare a rege jubebantur.

zu erquicken *). Von der Trauer und den Gräbern der Juden handle ich in der Folge, und gehe jetzt zu den Griechen über.

Die Natur unterrichtete die Griechen zuerst in der Art und Weise, die Verstorbenen zur Erde zu bestatten. Die Verwesung, die bald nach dem Tode eintrat, machte, daß man den Todten dem Anblick der Menschen entziehen muste, und ihn der gemeinschaftlichen Mutter, der Erde, wieder gab. Nichts war daher mehr sehnlicher Wunsch, als weder dem Raube wilder Thiere, noch dem Gespötte seiner Feinde ausgesetzt zu seyn. Kam hiezu nun noch der Gedanke, daß die Seelen derjenigen, die nicht gehörig begraben wären, herumflatterten, und nicht in die Gegenden der Seligen kommen könnten; so muste dieses den Wunsch nach einem feierlichen Begräbniß sehr vermehren. Nichts schien also fürchterlicher, als im Schifbruch umzukommen und unbegraben liegen zu bleiben. Daher heist es beim Ovid: Demite naufragium, mors mihi munus erit. Aus dieser Ursache pflegte man sich die Kostbarkeiten bey Gefahr eines Schiffbruchs anzubinden **), damit andere die Unkosten des Begräbnisses bestrei-

*) Von dieser Sitte, die bey mehrern Nationen, auch bey Griechen und Römern, war, sehe man Kirchmann de funeribus. L. IV. c. 6.

**) Joh. Nicolai de Graecorum luctu Marburgi. 1696. Potters Archäologie. Pfeiffer Antiquit. Graecae. Libr. IV. p. 723. Bunauianae Bibliothecae Catalogus Lipf. 1753. Tom. II. p. 378. Joh. Alb. Fabricii Bibliotheca Antiquaria. Hamb. 1760. c. XXIII. p. 1020. wo alle Schriftsteller über das Leichenwesen der Alten angeführt sind.

bestreiten könnten. Es wurde überhaupt für unerlaubt gehalten, den andern nicht zu begraben, man betrachtete es als eine große Beleidigung der unterirdischen Götter, und als ein Verbrechen, das eine unvermeidliche Rache dieser Götter nach sich zöge. Ein solcher wurde für einen Menschen, der sich durch eine Schandthat befleckt hatte, angesehn, so lange, bis er sich auf die gewöhnliche Art gereinigt, und den Zorn der erbitterten Götter besänftigt hatte. Prächtig brauchte man den gefundenen Todten nicht zu begraben, sondern nur Staub oder lockere Erde dreimal auf ihn zu werfen *), hiedurch glaubte man schon den abgeschiedenen Seelen eine Aufnahme im Reiche Plutos zu verschaffen, und die, welche die todten Leichname gefunden hatten, von der Furcht, von diesen Seelen verfolgt und geplagt zu werden, zu befreien. Sehnlicher Wunsch aller Griechen war es, in die väterliche Gruft beigesetzt zu werden, weil alsdann die Seele mehr Ruhe genösse, und sich in einer bekannten Gesellschaft befinde. Daher brachte man auch die Asche der Vorfahren, wenn sie in einem fremden Lande gestorben waren, zurück. Der Leichnam des Theseus wurde von Scyrus nach Athen, die Leiche des Orestes von Tagea, und seines Sohnes Tisamenes von Helion nach Sparta, und die Gebeine des Aristomenes von Rhodus nach Messene gebracht. Sogar, wenn einer zu Athen ein Amt erhalten wollte, wurde ihm die Frage aufgelegt, ob er auch die Beerdigung seiner Vorfahren gehörig besorgt hätte? sonst war dies hinreichend, es ihm zu versagen.

Bey

*) Quanquam festinas (non est mora longa) licebit
Injecto ter pulvere curras.

Horat. Od. 28. L. I. v. 36.

Bey diesen Begriffen muste es nothwendig eine große Strafe seyn, von der Beerdigung ausgeschlossen zu werden, und wir finden, daß dieser Ehre beraubt waren: 1) Alle öffentliche und besondere Feinde. Der spartanische Admiral Lysander ließ, nachdem er die athenienſische Flotte zu Grunde gerichtet hatte, den Philokles, einen ihrer Befehlshaber, und viertausend Kriegsgefangene niedermezeln, und erlaubte nicht, daß sie begraben werden durften. 2) Verräther des Vaterlandes, oder diejenigen, die Verschwörung erregt hatten. So wurde Aristokrates zu Tode gesteinigt, und Pausanias, wegen eines Verständnisses mit den Persern, zu Tode gemartert, beide blieben unbeerdigt liegen. 3) Grausame Beherrscher. 4) Diejenigen, die sich selbst das Leben nahmen, um dadurch einer Strafe zu entgehen. 5) Die sich des Tempelraubs schuldig gemacht hatten. 6) Menschen, die vom Blitz getödtet waren, weil man dafür hielt, daß sie den Göttern verhaßt wären. 7) Diejenigen, die ihr Vermögen liederlich durchgebracht hatten. 8) Personen, die in großen Schulden starben. 9) Verbrecher, die hingerichtet waren.

Welch ein schrecklicher Gedanke muste es für einen Griechen seyn, unbeerdigt liegen zu bleiben, und dadurch ein Spott und eine Verachtung seiner Landesleute zu werden! Wie sehr muste ihn aber auch dieser Gebrauch zurückhalten, Verbrechen zu begehen, die ihm diese bürgerliche Schande zuzogen! wie wurde er dadurch von der Verrätherey des Vaterlandes und der Zusammenverschwörung, vom Selbstmord und vom

Ver-

Verschwenden seines Vermögens abgehalten! Welch einen wichtigen Einfluß hatte diese Lehre ins bürgerliche Leben, und welche Schutzwehr war sie gegen so manley Laster!

Alle Verstorbenen standen unter der Macht der unterirdischen Götter; keiner konnte daher sterben, bevor nicht einige von seinen Haaren abgeschnitten waren, um sie diesen Göttern zu widmen. Wahrscheinlich kam die Sitte von dem bey den Opfern üblichen Gebrauch her, da man von der Stirne des Opferthiers einige Haare abschnitte, und sie den Göttern als Erstlinge des Opfers widmete. Die Sterbenden beteten zum Merkur, dessen Geschäft es war, die abgeschiednen Seelen aus dem Unterreich zu führen. Man küßte und umarmte den Sterbenden. In dem Augenblick, da er starb, schlug man auf eherne Kessel, welches man für ein kräftiges Mittel hielt, die bösen Geister und Erscheinungen zu vertreiben. Auf diese Art meinte man auch die Seelen der Verstorbenen gegen die Furien zu schützen, damit sie ruhig zu dem friedvollen Aufenthalt in die elisäischen Felder kommen möchten. Man drückte dem Todten die Augen zu, und verschloß den Mund. Agamemnons Schatten beklagt sich, daß Clytemnestra diese letzte Liebe nicht seiner Leiche erwiesen hätte: „Die Unverschämte gieng weg, und wollte mir, da ich verschied, mit ihren Händen nicht die Augen zudrücken, und den Mund verschliessen. Nichts kann schrecklicher und wüthender seyn, als ein Weib, das solche Entschliessungen faßt". Man legte die Glieder in Ordnung, und wusch den Leichnam *), salbte ihn, und wickelte

*) Sokrates that dies sich selbst, ehe er den Giftbecher nahm, brachte

ckelte ihn in Leinewand: alsdann wurde er mit einem prächtigen Sterbekleide geziert, und hierauf zur Schau ausgestellt und mit Blumen bekränzt, damit man untersuchen konnte, ob der Verstorbene eine Wunde erhalten hatte. Die Füße wurden gewöhnlich gegen die Thür gekehrt. Daher sagt Persius:

Tandemque beatulus alto
Compositus lecto, crassisque lutatus amomis
In portam rigidos calces extendit.

Man steckte dem Todten einen Obolus als Fährgeld πορθμιον für den Charon in den Mund, diese Münze hieß δαναχης, und legte einen Kuchen in den Mund des Sterbenden, um den Hunger des Cerberus zu stillen *). Oft behielt man den Todten 17 Tage, in alten Zeiten aber nur drey Tage, ehe man ihn begrub. Dies geschah bey Tage, die Nacht hielt man für unschicklich dazu, weil man glaubte, daß alsdann Furien und böse Gei-

brachte ihm Apollodorus einen Mantel, und ein Kleid von großem Werth, weil jener wünschte, sich vor seinem Tode zu seinem Begräbniß selbst zuzubereiten.

*) Virgil, der die Ankunft des Aeneas in die Unterwelt beschreibt, singt so:

Cerberus haec ingens latratu regna trifauci
Personat; adverso recubans immanis in antro.
Cui vates, horrere videns jam colla colubris,
Melle soporatam, & medicatis frugibus offam
Obiicit: ille fame rabida tria guttura pandens,
Corripit objectam, atque immania terga resolvit
Fusus humi; totoque ingens extenditur antro.

Virg. Aeneid. L. VI. v. 417 seq.

Geister umherschwärmten. Nur junge Leute, die in der Blüte gestorben waren, wurden mit Anbruch des Tages begraben, um den Anblick der Sonne zu entziehn. Die Athener begruben vor Aufgang der Sonne, und giengen hierin von den andern Griechen ab. Man rief bey dem Grabe den Todten dreymal bey seinem Namen, diese Handlung hieß ἀναναλήσασθαι τὴν ψυχήν. Der Leiche folgten Freunde und Anverwandte, auch Fremde, die dazu eingeladen waren. So begleiteten die Leiche Timoleons viele tausend Männer und Frauen in weissen Kleidern und mit Kränzen auf den Häuptern, wie sonst bey festlichen Feierlichkeiten. Der Leichenzug geschah oft zu Pferde oder auf Wagen. Bey Personen, denen man große Ehre schuldig war, gieng man zu Fuße. Plutarch erzählt, daß die Megarenser ihre Todten gegen Abend, und die Athener, die hierin mit allen andern Griechen gleichen Gebrauch gehabt zu haben scheinen, gegen Morgen gelegt haben. Die Gräber schmückte ein schwarzer Stein. Die Lacedämonier begruben den todten Körper an dem Ort, wo er gestorben war, ausser daß sie den König nach Sparta brachten. Ganz gewöhnlich waren die Lobreden auf die Verstorbenen. Zu Athen hielt eine von der Obrigkeit dazu ernannte Person eine feierliche Rede auf dem Ceramicus auf die im Kriege Gebliebnen, und dies wurde alle Jahre an einem dazu bestimmten Tage wiederholt, weil man nur eine Lobrede für ihre Verdienste nicht zureichend hielt. Es wurden Spiele angestellt, um dadurch den Tod ihrer Freunde desto denkwürdiger zu machen. Das Leichenbegängniß des Miltiades beym Herodot, des Timoleon beim Plutarch, und des Patroklus

troklus beim Homer sind bekannt. Die dabey ausgesetzten Preise waren von verschiedenem Werth, nach Verhältniß des Standes, und der Pracht desjenigen, der sie anordnete. Die Kränze, welche der Sieger erhielt, waren gemeiniglich von Eppich, denn man glaubte, daß dieses Kraut mit dem Verstorbenen gleichsam in einer nähern Verbindung stehe, weil es der Meinung nach aus dem Blute des Archemorus entsprossen war. Daher wurden auch die Sieger in den nemeischen Spielen, die bey dem Leichenbegängniß des Archemorus gestiftet wurden, damit gekrönt. Gewöhnlich pflegte man nach dem Leichenbegänganiß Gastmähler zu halten. Als Hektors Leichenbegängniß geendigt war, so wurden die Trojaner im Pallast des Priamus köstlich bewirthet. Homeri Iliad. ω. 801. In spätern Zeiten wurde bey diesen Todtenmahlen nicht allein Fleisch gebraucht, wie zu Homers Zeiten, sondern auch allerley Hülsenfrüchte, Bohnen, Erbsen, Lattich, Peterssilie, Eier u. s. w. Man unterredete sich von Dingen, die zum Lobe des Verstorbenen gereichten. Man brachte zu Argos, dem Merkur Opfer, weil er das Geschäfte hatte, die Seelen zur Unterwelt zu bringen. Man schmückte die Gräber mit Blumen, Kräutern, Kränzen, letztere hiessen ἐρωτες, weil dadurch Liebe und Hochachtung gegen die Verstorbenen an den Tag gelegt wurde, oder ἔρανος, weil sie aus einer Sammlung von vielen und mancherley Blumen bestanden. Die Opferthiere waren schwarze unfruchtbare Kühe, oder schwarze Schaafe, so wie man sie den unterirdischen Göttern brachte. Homeri Odyss. λ, 29. Man brachte auch Trankopfer, um sich die Zu-

neigung und das Wohlwollen der Manen zu verschaffen, hiebey wurde Honig gebraucht, weil Honig ein Sinnbild des Todes war, daher die Seelen der Verstorbenen μελισσιαι hiessen. Bisweilen goß man die Trankopfer auf die bloße Erde, oder auf das Grab, und brachte sie, indem man eine gewisse Formel dabey aussprach, den Verstorbenen dar. Alle diese Ehrenbezeigungen wurden den Todten am neunten und dreissigsten Tage nach der Beerdigung erwiesen, und das wurde so oft wiederholt, als entweder einer von den Freunden ankam, der dieser Feierlichkeit nicht beigewohnt hatte, oder so oft sich eine Gelegenheit ereignete, wobey die hinterbliebenen Verwandte das Andenken ihrer verstorbenen Freunde zu erneuern schuldig waren. An diesen feierlichen Tagen, die zu dem Todtenopfer und andern Ehrenbezeigungen bestimmt waren, wurden die Namen aller verstorbenen Anverwandte ausgerufen, nur nicht die Namen derjenigen, die entweder zu früh gestorben waren, oder sich durch Verbrechen dieser Ehre unwürdig gemacht hatten. Die Tage, die den Todten geweihet waren, hiessen Nemesia, weil sie am Feste der Nemesis begangen wurden, von der man glaubte, daß sie für die den Todten zu erweisende Ehrenbezeigungen eine besondre Sorge trage.

Als die Lacedämonier aus Attika abgezogen waren, feierten die Athener *) das Leichenbegängniß und Andenken derer, die seit dem Anfang des Krieges umgekommen waren. Zu diesem Ende wurde ein großes Zelt aufgeschlagen, worinn sie die Gebeine der Erschla-

*) Robertson Geschichte von Griechenland.

schlagenen zur Schau aussetzten, die mit Blumen und wohlriechenden Dingen bedeckt wurden, welche die Zuschauer auf sie warfen. Alsdann wurden die Gebeine mit großem Gepränge und großer Feierlichkeit nach dem Ceramicus, einer von den Vorstädten, gebracht, und da in ein Monument niedergelegt, welches zum Grabe der im Kriege Gefallenen bestimmt war, und endlich hielt ein Bürger eine Leichen- und Lobrede auf sie. Perikles selbst übernahm dieses Geschäft, und war so beredt, daß er sich selbst übertraf. Thucydides hat uns diese vortrefliche Rede aufbewahrt.

Von den Begräbnißfeierlichkeiten der alten Griechen komme ich jetzt auf die Neu-Griechen *), die bey dem Tode ganz in Thränen zerfliessen. Neun Tage nach der Beerdigung schickte man die Colyva, eine große Schüssel mit gekochtem Weizen, die mit geschälten Mandeln, Rosinen, Granatäpfeln, Sesamum besteckt, und mit Brasilienkraut oder mit andern wohlriechenden Pflanzen eingefaßt ist. Der Todtengräber trägt die Schüssel der Colyva auf dem Kopf. Vor ihm gehet eine Person mit zwo großen vergoldeten Holzfackeln her, die mit sehr breiten Bändern umwunden sind, welche mit einer Spitze von Fäden einen halben Schuh hoch eingefaßt sind. Auf diesen Todtengräber folgen drey Personen, der eine trägt zwey große Flaschen mit Wein, der andre zwey Körbe mit Früchten, und der dritte einen türkischen Teppich, welcher auf das Grab des Verstorbenen gedeckt wird, um die Colyva und das Mahl darauf zu setzen; hievon

*) Tournefort Reisen nach der Levante.

nimmt der Papas einen großen Theil, es werden verschiedene Messen gelesen, wobey die Papas reichliche Opfer bekommen.

Aus den angeführten Begräbnißgebräuchen so verschiedner Völker unter so verschiedenen Climaten wird man leicht einsehn, daß sie ein Leben nach dem Tode angenommen haben, ob sie gleich in ihren Begriffen davon sehr von einander abgiengen. Noch mehr aber wird man hievon überzeugt, wenn man auf die verschiednen Ehrenbezeigungen, die man dem Todten erwies, worunter ich vorzüglich die Trauer, die Erbauung der Gräber und die Errichtung der Denkmäler rechne, Achtung giebt.

Fast bey allen Völkern finden wir Klagen und Trauer bey dem Tode der Ihrigen. Und was ist denn auch wol der Natur der menschlichen Seele angemessener, als durch äussere Zeichen den Schmerz, den man im Herzen empfindet, an den Tag zu legen? Auch hier bestimmt das Clima und der Bau des Körpers den größern oder mindern Grad von Schmerz, und daher wird der Schmerz des weichlichen Asiaten größer seyn, als des rauhen Nordländers. Die Seele des erstern ist zu empfindsam, seine Nerven sind zu sehr verfeinert, und stehen daher jedem Eindruck, der sich ihnen darbietet, desto stärker offen; er ist weit mehr angenehmer Empfindungen fähig, aber auch den unangenehmen desto mehr ausgesetzt, und leidet mehr von Traurigkeit. Die alten Celten, die Massilier*), die Lycier**),

die

*) Valer. Max. L. II. c. 6. §. 7.

**) Loc. cit, §. 13. Lycii, cum iis luctus incidit, muliebrem ve-

die Bewohner von Cos *) hielten es für einen Mann unanständig, Thränen zu vergiessen, dies war bey ihnen das Geschäfte der Weiber. Hingegen in südlichen Ländern überliessen sich auch Männer der Trauer. Aber hiemit war man noch nicht zufrieden; man miethete Weiber, die für Geld weinten, und dies sind die Klageweiber der alten Völker, die sich auch noch jetzt unter vielen uncultivirten Nationen erhalten haben. Man beobachtete diese Sitte in Siam, China, Aegypten **), Arabien, bey den Wilden am Oronoko, bey den Grönländern, bey den Otaheitern, Mongoln, Morlacken, bey den Mokschanern, einer sibirischen Nation, und bey den katscharzischen Tartarn. Von dem Klagegeschrey bey den Leichen finden wir die älteste Spur bey den Hebräern, bey denen die Klageweiber riefen: ach, ach, mein Bruder! Dies war aber auch im alten Irland. Ein Barde schrieb zu Ehren des Verstorbenen eine Elegie ***), welche von seinen

vestem induunt: ut deformitate cultus commoti maturius stultum projicere moerorem velint. Die Lycier kleideten sich während ihrer Trauer als Weiber, um dadurch anzuzeigen, daß die Thränen und Seufzer bloß dem schwachen Geschlecht eigen sind, sie auch selbigem bald entsagen, und wieder Muth fassen müssen, so wie es ihr männliches Geschlecht erfordert, das sich durch keinen Schmerz unterdrücken läßt.

*) In insula Cos viris non fas est lugere fato functos aut veltibus aut rasura. Matri autem adolescentis mortui annuus luctus non interdictus.

Heraclides Pontic. in Gronovii Thesauro VI, p. 2828.

**) Von ihrer Art zu klagen sehe man oben.

***) Küttners Briefe über Irrland. 1785. p. 25.

guten Eigenschaften, von seiner Abstammung, von seinen Reichthümern handelte, und der Refrain war allemal: O warum starb er! z. B.

O warum starb er! der, der so würdig war zu leben! Er, der aus dem edlen Blute von Heber abstammte, dem Sohne Gallum's, des tapfern Führers.

O warum starb er! er, der mit einem Weibe gesegnet war, der schönsten von Scota's Töchtern, einem Weibe, die nur lebt, seinen Verlust zu beklagen! O warum starb er! er, der alles zum Leben hatte; dessen zahlreiche Rinder auf der Weide blöckten, und dessen Schaafe die Hügel bedeckten.

O warum starb er! er, der Herr des goldnen Thals war. O ihr, die ihr von seiner Güte lebtet, Unterthanen und Getreue! Warum entrisset ihr ihn nicht dem Tode; ihn, der so oft euch zum Ruhm anführte, und mit Lorbeeren gekrönt euch zurückbrachte ꝛc. So der Barde; die Weiber sangen ihm nach mit klägslichem Geheule. Man nennt diese Gesänge, vermuthlich vom heulenden Tone, Oghunano, Hullalor, Ogh-agus und Keenagh. Im Homer finden wir um Hektors Leichnam seine Gemahlin, seine Mutter und seine Schwester, die wechselsweise reden, und seinen Ruhm singen; die übrigen Klagenden accompagniren. Homer nennt diese τρηνων ἐξαρχους. Die Conclamatio der Römer war nichts anders, als der Irisch cry, und die mulieres praeficae entsprechen vollkommen den Irischen Klageweibern, die den Trauerzug anführen, und deren Geschrey und Geheul zu entsetzlich ist, als daß man wahren Schmerz darinn vermu-

then

then sollte. Daß dieser Gebrauch bey den Phoeniziern herrschte, sehen wir aus dem Virgil, der in der Beobachtung des Costums sehr genau und correkt war. Das Trauergeschrey, von dem er bey Didos Tode eine Beschreibung giebt, ist dem Irischen überaus ähnlich. Die Häuser werden vom Klagegeschrey und Weibergeheule erschüttert. So lange der Leichnam im Hause ist, liegt er auf einem Bette oder Bret, gekleidet in weisse Leinewand, und ein Teller voll Salz auf seiner Brust. Das Salz ist vermuthlich das Bild des unvergänglichen Theiles, während daß der Körper das Bild der Verwesung ist. Die Klagenden (Keenaghers) sitzen um den Leichnam herum.

In Indien singen die Weiber Klagelieder und Todtengesänge. Sie erscheinen mit aufgelößten Haaren, schlagen sich an die Brust, raufen sich die Haare aus, und wälzen sich auf die Erde. In Formosa verzerren die gemietheten Klageweiber das Gesicht, hucken auf ihren Fersen, und schicken einige Gebete zu ihren Göttern, um sowol einen guten Platz als auch Freunde für die Verstorbenen in jener Welt zu erlangen. In Ceylan währt die Trauer drey Tage. Die Weiber geben ihre Betrübniß durch Schreien zu verstehen, sie gehen mit zerstreuten Haaren, welche ihnen auf die Schultern herunter hängen, und erzählen Morgens und Abends mit einem erschrecklichen Geheul unaufhörlich die Tugenden des Verstorbenen.

Bey den Türken giebt es eigne Weiber, welche den Todten an der Stelle derer, die nicht weinen können, oder keine Ursache zu weinen haben, für Geld

beweinen *). Ihre Klagen über die Verstorbenen sind ganz unmäßig, und werden besonders von den Weibern in ihren Häusern und bey ihren Gräbern, die sie mit Thränen benetzen, alle Jahre wiederholt. Sie fragen öfters den Verstorbenen, ob er noch am Leben sey? warum er denn gestorben, da er doch solche geliebte Weiber, solche geliebte Freunde und andre Vergnügungen in diesem Leben gehabt hätte?

In Portudal, einem Dorfe, hörte Herr Adanson **) den Tod eines jungen Mädchens beweinen. Das erste Geschrey hatte, der Gewohnheit oder Landesart gemäß, eine Verwandte der Verstorbenen vor der Hütte derselben ausgestossen. Auf dieses gegebene Zeichen kamen alle Weiber aus ihren Hütten hervor, schrieen eben so laut auf, und versammleten sich um den Ort, wo das erste Geschrey gehört worden war. Jeder würde dieses Geschrey für den deutlichsten Beweis des innern Schmerzes halten, allein es war ein bloßer Schein, ein Blendwerk und eine Wirkung der Gewohnheit des Landes. Indessen währte dieses Geheul einige Stunden lang, bis der Tag anbrach.

Bey den uncultivirten Völkern in Amerika werden die Todten ordentlich nach dem Tode beklagt, indem eine Frau da ist, die das Lied anstimmt, und die andern folgen nach. Wenn dies geendigt ist, so geht sogleich einer von denen aus der Cabane hin, und giebt dem Oberhaupte des Stammes von dem erlittenen Verlust Nachricht. Dieser sorgt dafür, es im ganzen Dorfe bekannt zu machen. Er schickt auch zugleich in

die

*) Thevenot Voyages Tom. I. livre I. c. 43.

**) Adanson Reise nach dem Senegal. p. 80.

die benachbarten Dörfer, wo der Verstorbene Anverwandte gehabt hat. Stirbt ein Cazike, so erfährt die ganze Nation den Tod. Unterdessen schlägt man auf Baumrinden und macht vielen Lärm, damit man die Seele des Verstorbenen nöthigen möge, sich vom Leibe zu entfernen, und zu ihren Vorfahren zu kehren. Durch diese Musik glaubten sie die bösen Geister zu vertreiben. — Wenn die Freunde und Verwandte des Verstorbenen von seinem Tode benachrichtiget sind; so begeben sie sich nach seiner Cabane, und ein jeder nimmt, ohne ein Wort zu sprechen, Platz. Sodann erzählt die Klagefrau alle Kleinigkeiten, die sich mit dem Verstorbenen von dem Anfange seiner Krankheit bis zu seinem Tode zugetragen haben. Ist diese Rede geendigt, so geht das Weinen aufs Neue an, und alle Weiber, sowol aus der Cabane als alle übrige Anwesende, begleiten ihre Musik mit wirklichen Thränen, welche die Weiber allemal in ihrer Gewalt haben. Hierauf erfolgt eine Standrede, worinn die Fabeln ihrer Religion, die Heldenthaten ihrer Vorfahren, und Lobeserhebungen des Verstorbenen erzählt werden. So frey diese Reden vom Rednerschmuck, so sind sie doch rührend genug, um den Schmerz der Traurenden zu mildern. Wenn diese Versammlung aus einander gegangen ist; so werden nach einander einzelne Familien eingeladen, um den Todten nach einer gewissen Ordnung zu beweinen, wozu ihnen Tag und Zeit bestimmt wird.

So äusserte sich die Trauer durch Klagen und Klagegeschrey; allein man konnte die Trauer noch auf mehrere Arten äusserlich an den Tag legen durch Beob-

achtung

achtung gewisser besondrer Sitten. Vorzüglich war das Abschneiden der Haare bey vielen Völkern ein äusseres Zeichen der Trauer. Die Weiber in Virginien streuen ihre Haare auf dem Begräbnißplatze herum, oder werfen dieselben auf das Grab *). Die Weiber in Brasilien, die Caraiben und Abiponer lassen sich solche platt bey dem Kopfe wegschneiden, und endigen ihre Trauer nicht eher, als bis sie wieder gewachsen sind. — Die Weiber der Floridaner **), die ihre Männer verloren haben, weinen noch auf ihren Gräbern, sie schneiden sich die Haare ab, und streuen solche auf denselben umher, nebst den Pfeilen, Köchern, Bogen, Spiessen, Trinkschaalen und was sonst ihre Männer in ihrem Leben lieb gehabt und hochgeachtet haben. So wie ihre Haare wiederum wachsen, nimmt auch ihre Trauer ab; und wenn sie wieder zu ihrer ersten Länge gekommen sind, das ist, wenn sie ihnen über die Schultern hangen, so endigt sie sich völlig.

Die Trauer selbst ist nach den Ländern sehr verschieden. In Corea ***) sollen die Kinder drey Jahr um ihren Vater so sehr trauren müssen, daß sie sich nicht nur allen

*) Diese Sitte ist sehr alt, schon Homer beschreibt sie bey dem Grabe des Patroclus:

Θριξι γαρ παντα νεκυν καταειννυον ὰς ἐπέβαλλον χειρόμενοι.

Homeri Iliad. Φ. v. 136. 146.

**) Garcilasso de la Vega, im sechszehnten Band der Sammlung der Reisen. S. 507.

***) Il ne leur est pas permis pendant tout ce tems, de coucher avec leur femmes, de se mettre en colere, de se battre, & encore moins de s'enyvrer. Rec. de Voyages au Nord IV. 73.

len öffentlichen Geschäften, sondern auch den häuslichen Pflichten, ja allen lebhafteren Empfindungen entziehn. Kein Volk geht aber wol weiter in der Trauer, als die wilden Völker in Brasilien und Californien *). Die Wittwer sowol als die Wittwen lösen bey dem Tode des Gatten ein Glied von einem Finger, daher man bey dem Anblick der Hand erkennen konnte, wie vielmal eine Person zum Wittwer geworden war, weil bey jedem Todesfall ein neues Glied aufgeopfert wurde. Manche Personen, die unglücklich genug gewesen waren, viele Mitglieder ihrer Familien oder Verwandschaft zu verlieren, hatten oft nur fünf oder sechs unverstümmelte Finger übrig. Eben diese Gewohnheit fand man vormals auch in Afrika bey den Caffern und Hottentotten, und sie herrscht noch jetzo auf den Freundschaftsinseln in der Südsee, wo die Unterthanen sich schon alsdann verstümmlen, wenn ihre Häupter nur krank sind. (Forster Observations during a Voyage round the World p. 435.) Auf eben diesen Inseln werden sogar Kinder verstümmelt, und auf den Sandwich, Eylanden fanden die Engländer nur wenige Personen, die sich nicht die Vorderzähne ausgerissen hatten. Tasmann beobachtete im Südmeer auf der Insel, die von ihm Amsterdam genannt wurde, daß einigen Weibern ein Glied am kleinen Finger fehlte. Cook (Reisen um die Welt, Th. I. S. 403.) fand auf seiner Reise 1775. diesen Umstand gegründet, und traf diesen Gebrauch auch auf andern von ihm ents

*) Recherch. philos. sur les Americains II. 224, seq. Carver's Travels. p. 403. Begerts Nachrichten von Californien. Manheim 1772. S. 144. 163.

entdeckten Inseln, Tassua, Etra. u. u. ꝛc. an. Die Ursache dieser Verstümmelung liegt wahrscheinlich darinn, daß man den Zorn der abgeschiedenen Seelen fürchtete, und diese besänftigen wollte.

In China ist die Trauer durch Gesetze förmlich bestimmt *), und dauert gewöhnlich drey Jahre, die man aber auf 27 Monate zusammenzieht. Während dieser Zeit kann man kein öffentliches Amt verwalten, sondern man muß seine Bedienungen niederlegen, sich in die Stille und Einsamkeit begeben, und darinn seinen erlittenen Verlust beweinen, doch hat der Kaiser das Recht, von diesen Verbindlichkeiten loszusprechen. Selbst Kinder, die von rechtmäßigen Eheleuten während dieser Zeit geboren sind, werden für unächt erklärt. Nach dieser Zeit fängt man seine Amtsgeschäfte wieder an. Die Chinesen haben darum drey Trauerjahre, weil sie sich dabey ihrer drey ersten Lebensjahre erinnern sollten, in welchen sie der Hülfe und des Beistandes der Eltern am meisten bedurften. Die Betraurung andrer Freunde dauert nach dem Grade der Verwandschaft länger oder kürzer. Die weisse Farbe ist die Trauerfarbe, sowol unter den Fürsten als unter den gemeinen Leuten. So lange die Trauerzeit währt, gebrauchen die Chinesen des Tages keinen andern Stuhl, als einen schlechten niedrigen Schemel, der mit einem weissen Tuch behangen ist, und des Nachts schlafen sie bey dem Sarge auf einer bloßen Matte. In dieser Zeit genieſſen sie weder Fleisch noch Wein, und wohnen weder einer Gasterey, noch sonst einer

*) du Halde Description de la China.

einer öffentlichen Versammlung bey. Sind sie genöthigt, auszugehen, das aber doch erst nach Verlauf einer gewissen Zeit geschehen darf; so ist der Tragsessel mit weissem Tuch überzogen. Eben so tiefe Trauer ist auch in Tunkin und Laos.

Bey den Morlacken in Dalmatien pflegen die Mannspersonen, wie bey den Hebräern, zum Zeichen der Trauer, den Bart einige Zeit wachsen zu lassen. Eine violetbraune oder blaue Mütze macht einen Theil der Trauer aus. Die Weibspersonen binden sich schwarze oder blaue Schnupftücher um den Kopf, und überziehen alles, was roth an ihren Kleidern ist, mit schwarzem Zeuge.

Im ersten Jahre nach dem Tode ihrer Verwandten pflegen die Morlackinnen wenigstens alle Feiertage sein Grab zu besuchen, es mit neuen Thränen zu benetzen, und Blumen und wohlriechende Kräuter darauf zu streuen. Ist es ihnen einmal nicht möglich, diesen Besuch abzustatten; so entschuldigen sie sich förmlich bey dem Todten, und sprechen mit ihm, als wenn er noch lebte. Sie geben ihm aufs genaueste Rechenschaft, wodurch sie in ihrer Schuldigkeit verhindert worden sind. Sie erkundigen sich bey dem Verstorbenen um Neuigkeiten aus der andern Welt, und thun die seltsamsten Fragen an ihn. Alles dieses wird mit kläglichem Ton und in einer Art von Sylbenmaß hergesungen. Die jungen Mädchen, die begierig sind, sich in den schönen Künsten der Nation zu üben, begleiten die Weiber, die nach den Gräbern gehn, und stimmen zuweilen mit ihnen an, wodurch ein klägliches Chor entsteht.

An dem Vergötterungsfeste der Kaiser in Rom *), fassen um das Paradebette zur Linken, der ganze Rath in schwarzen Trauerkleidern, zur Rechten aber die Damen, deren Männer oder Väter Ehrenstellen bekleidet hatten, ganz ohne Putz von Gold oder Halsgeschmeide in einem schlechten weissen Kleide, mit der Miene der Traurenden. Ein gewisser Grad von Trauer scheint selbst der Befehl der Natur zu seyn. Schmerzhafte Empfindungen über den Verlust eines treuen Gatten, eines lieben Kindes, eines gütigen Landesvaters müssen sich nothwendig in der Miene der zurückgelassenen Gattin, auf dem Gesichte des zärtlichen Vaters, und in den Gesichtszügen der treuen Unterthanen ausdrucken. Und warum sollte er denn nicht diese Empfindung äusserlich in seiner Kleidung, in Enthaltung von gewissen Lustbarkeiten, in Entsagung einiger angenehmen Speisen beweisen?

Einige Völker vernachläßigten die Trauer fast ganz, oder schränkten sie doch sehr ein. Alle heutige Mahomedaner und vorzüglich die Türken **) halten es für unmännlich und irreligiös, bey dem Tode von Anverwandten zu trauern, weil ihnen dieses Mangel an Ergebung in den göttlichen Willen zu verrathen scheint. Selbst die heidnischen Hindus ***) halten es für thöricht, wegen verstorbener Anverwandte lange und heftig zu trauren, besonders deswegen, weil man doch einmal wisse, daß man selbst und andre Verwandte sterben

*) Herodian. l. IV. 2.

**) Russel's Natural History of Aleppo, p. 116.

***) Rogers neueröfnetes Heidenthum.

sterben müsse. Die Braminen trauren um Kinder und unerwachsene Personen gar nicht, um erwachsene Blutsverwandte nur dadurch, daß sie eine Zeit ihren Bart scheeren, täglich nur einmal essen, und dann von dem Kauen des Betels, der dem Asiaten Bedürfniß ist, sich zu enthalten pflegen.

Nur wenige Völker gab es, die sich bey dem Tode der Ihrigen der Freude überliessen. Man behauptet diese Freude von den Geten, Thraciern und andern Scythen, allein dies ist bey tapfern Nationen leicht zu begreifen; sie freuten sich nemlich bey dem ruhmvollen Tode der großen Helden, daß sie in die Gesellschaft der Götter eingegangen, und nun ihre Belohnung erhielten, so wie sie hingegen bey der Geburt ihrer Kinder weinten *). Eine Nation in Louisiana, gewöhnlich les Pleureurs genannt, weinen bey der Geburt ihrer Kinder **), so wie bey der Ankunft von Fremden, weil sie bedauren, daß ihre verstorbenen Anverwandte, deren Rückkehr sie erwarten, nicht schon in Person der Fremden angekommen sind.

Aber auch die großen Unterdrückungen und das harte Schicksal, worunter ganze Völker leben, nebst der Betrachtung des menschlichen Elends konnten Nationen, so wie einst dem Heraklit, und jetzt den Negern in Afrika, bey dem Tode eines Menschen Freude erwecken. Doch dies ist nur Ausnahme von der Regel, da der Mensch bey dem Verlust einer jeden ihm werthen Sache trauret.

Die

*) Pelloutier Histoire des Celtes. Tom. II. 335.

**) Recueil des Voyages au Nord. Tom. V. p. 158.

Die Trauerkleider selbst waren sowol in Absicht ihrer Form als Farbe verschieden. Unachtsamkeit und gewisse Nachläßigkeit in Absicht der Kleidung scheint nothwendig in der Trauer müssen beobachtet zu werden. Die Kleider der Alten pflegten gewöhnlich gewaschen, oder vielmehr mit einer Art von Kreide abgerieben zu werden; geschah dieses nicht, so setzte sich ein gewisser Schmuz fest, und so entstanden vestes atrae, dieser bediente man sich in der Trauer. In den alten Zeiten trugen die Traurenden in Rom entweder schwarze oder wenigstens sehr dunkle Kleider, weil die schwarze Farbe etwas finsteres und trauriges im Blick hatte. Zu den Zeiten der Kaiser hingegen waren ganz weisse Trauerkleider gewöhnlich, so wie noch jetzt bey den Sinesen.

So gerecht aber die Trauer über den Tod unsrer Anverwandten oder Freunde ist; so billig ist auf der andern Seite eine gewisse Einschränkung, damit nicht gar zu lautes Klagen und anhaltender Schmerz unsre Gesundheit erschüttere. Lycurg schränkte die Trauer auf zwölf Tage ein. In Rom bestimmte sie Numa auf zehn Monate, nemlich im Fall naher Anverwandten; Kinder aber wurden so viele Monate betrauert, als sie gelebt hatten. Während dieser zehn Monate durfte keine zweite Ehe vollzogen werden. Auch berühmte Helden wurden betrauert. Zu Augusts Zetten trauerten die Männer nur wenige Tage; die Weiber aber überschritten das Maaß der Klage, sie zerrissen ihre Kleider, rauften sich die Haare aus, schlugen ihre Brüste, zerkrazten die Wangen, und heulten ganz erbärmlich. Oft wälzten sie sich im Staube herum, und bestreueten

ihren

ihren Kopf mit Erde. Zuweilen wird eine allgemeine Landestrauer angestellt, dies geschieht nur, wenn große Kriegsgefahr da ist, oder die römische Armee eine schwere Niederlage erlitten hat, oder königliche Prinzen gestorben, z. B. bey dem Tode des Drusus, Germanicus u. s. w. Bey einer Trauer hielt man sich zu Hause, besuchte nicht das Publikum, am wenigsten aber Schauspiele oder Bäder, die auch bey öffentlicher Trauer oft geschlossen waren. Das größte Zeichen der Trauer war, wenn man mit fliegenden Haaren gieng, und sich den Bart wachsen ließ.

In Aleppo tragen die Männer keine Trauerkleider *); die Weiber hingegen legen ihre dunkelsten Röcke an, nebst einem Kopfzeuge von einer Farbe, wie Ziegelstaub. Sie entfernen allen ihren Schmuck und schöne Kleider bey dem Tode des Ehemannes sogar auf zwölf Monate. Um einen Vater trauren sie nur sechs Monate. Ehe eine Wittwe wieder heirathet, muß sie sich vierzig Tage zu Hause halten, und sich betrübt stellen. Ihr ist nur erlaubt, zu reden, wenn es die Noth erfordert, und sie darf keinen Schritt über die Thürschwelle setzen. — — Sogar in Otaiti findet man die Sitte, Todte zu betrauren **). Die Zeichen davon bestehn in gewissen Federn von einer dem Tode gleichsam geweiheten Farbe, und in einem Schleier vor dem Gesicht. Wenn die Vornehmen, die eine Trauer haben, ausgehen; so werden sie von einigen Sclaven begleitet, welche auf eine gewisse Manier

*) Roussels Beschreibung von Alepps.

**) Bougainvilles Reisen um die Welt.

mit den Kastagnetten schlagen. Der traurige Ton deutet an, daß ihnen jedermann Platz machen soll. Vielleicht war dies eine Art von Achtung, die man ihnen in der Trauer bewies, oder man glaubt vielleicht, daß ihre Annäherung von schädlichen Folgen oder uns glücklicher Vorbedeutung ist. Der Tod eines Königs veranlaßt die Trauer der ganzen Nation. Die Kinder betrauren ihren Vater lange, so auch die Weiber ihre Männer, ob diese gleich es bey dem Verlust ihrer Weiber nicht erwiedern.

Bey den Wilden waren zehn Tage zur großen, und ein ganzes oder wol gar zwey Jahre zur mäßigen Trauer bestimmt. In der tiefen Trauer haben sie das Gesicht mit Erde oder geriebnen Kohlen bestrichen, und überhaupt einen fürchterlichen nachläßigen Aufzug. Sie halten sich am Ende der Matte mit niedergeschlagenen Augen auf, sehen einander an, sprechen mit keinem Menschen, ausser im höchsten Nothfall, und dann geschieht es mit leiser Stimme, essen nichts warmes, nähern sich auch dem Feuer nicht, wenn es auch im Winter wäre. Während der kleinen Trauer gehen sie nur selten aus, wohnen den öffentlichen Festen und Feierlichkeiten nicht bey, entsagen dem Putz, und schmieren den Bart nicht ein.

Die Trauergebräuche der alten Hebräer und Griechen sind fast gleich. Bey den Hebräern zerriß man das Oberkleid, entblößte das Haupt, schor das Haupthaar ab, schnitte Wunden am Leibe, verhüllte den Unterkinn und das Haupt, schlug sich auf die Brust, hielt die Hände über den Kopf, gieng wehklagend und

jam-

jammernd umher, legte sich auf die Erde und fastete. Die Griechen enthielten sich während der Trauer aller Gastgebote, und verbannten die Instrumentalmusik, sie legten allen Schmuck, alle Juwelen, alles Gold und kostbare Kleider ab. Man raufte sich die Haare aus, und warf sie bald auf den Leichnam, wie bey der Leiche des Patroclus, den die Griechen mit ihren Haaren bedeckten, bald auf den Scheiterhaufen, bald aufs Grab. So schnitten die Thessalier, als Pelopidas starb, ihre eigene Haare und die Mähnen ihrer Pferde ab, ein ähnliches that Alexander bey dem Tode des Hephästion. Man wälzte sich im Staube und bedeckte das Haupt mit Asche *), man schlug sich die Brust, zerriß das Fleisch, und zerfetzte das Gesicht. Der langsame Gang bey der Trauer sollte eine Verminderung der Kräfte anzeigen.

So allgemein ist das Gesetz der Trauer bey allen Nationen, und alle beweisen eine große Ehrfurcht gegen die Todten. Als die Gebeine des Theseus aus der Insel Scyrus vom Cimon nach Athen gebracht wurden, so nahmen die Athener sie mit großem Pomp und Ehrfurcht auf. Alexander, der griechische Held, im Kriege gleich fürchterlich seinen Freunden und seinen Feinden, bewies sich nach erhaltenem Sieg immer gnädig. Als er hörte, daß Darius von seinen Leuten umgebracht

*) Z. B. Achilles, als er die Nachricht vom Tode des Patroklus erhielt. Homeri Ilias ψ. 23. und Mezentius bey dem Tode des Lausus. Virg. Aen. 10, 844.

Canitiem immundo deformat pulvere, et ambas
Ad coelum tendit palmas, et corpore inhaeret.

Diese Sitte war wie bekannt auch bey den Juden.

sey, so seufzte er sehr, und bestrafte den Bessus, seinen Mörder, nachdrücklich. Den Körper des Darius aber schmückte er mit seiner eignen Chlamys, und ließ ihn zu des Darius Mutter bringen. — Antigonus, ein Sohn des Demetrius, fuhr bey der Nachricht, daß die Gebeine seines Vaters gebracht wurden, mit der ganzen Flotte ab, ihnen entgegen. Wie er sie erhielt, so setzte er die Urne, die von massivem Golde war, aufs Commandoschiff. Die Städte, wo er landete, warfen bald Kränze auf diese Urne, bald schickten sie Männer in Trauerkleidern, um dem Leichenbegängniß desto mehr Ansehn und Schmuck zu geben. Als die Flotte sich Corinth nahete, sahe man die Urne auf dem Hintertheil des Schiffes freistehn, geschmückt mit königlichem Purpur und Diadem, und Jünglinge standen unter Waffen herum. Antigonus ließ den Leib des Brutus, den er überwunden hatte, in ein purpurnes Gewand einwickeln, und seine Asche zur Servilia, seiner Mutter, und zur Gemalin Portia bringen. Als Augustus den Leichnam des Alexanders in einem gläsernen Sarg sah, so bestreute er ihn in der größten Hochachtung mit Blumen, und ließ ihn mit einer goldnen Krone zieren *). So waren auch die Gräber selbst heilig, weil man sie für Wohnungen abgeschiedner Seelen hielt, die leicht könnten in ihrer Ruhe gestört werden, und dann schaden. Man schonte daher auch in feindlichen Ländern die Gräber der Verstorbenen.

Diese

*) Conditorium et corpus magni Alexandri, cum prolatum e penetrali subiecisset oculis, corona aurea imposita, ac floribus aspersis, veneratus est.

Suetonius Octavius c. 18.

Diese Heiligkeit erstreckte sich nicht bloß auf die Gräber und Monumente, sondern auch auf die Plätze, wo sie standen. Aus dieser Ursache bestimmte man in Griechenland aufs genaueste die Größe der Plätze, damit keiner aus Unwissenheit sie entheiligen konnte. Ganz Griechenland rechnet es dem Philipp von Macedonien als Irreligiosität an, daß er bey der Belagerung von Athen die Denkmäler zertrümmert hatte. Es bleibt immer ein Schandfleck in dem Leben des Achilles, daß er den Leichnam Hektors um die Mauren von Troja schleifte. Bey der ganzen Nation ward ein solcher Mann verhaßt, und man hatte harte Strafen darauf gesetzt, Todte zu schänden *), oder ihre Gräber zu verunehren. Ein römisches Gesetz sagt: Qui corpus perpetuae sepulturae traditum vel ad tempus alicui loco commendatum nudaverit, et solis radiis ostenderit, piaculum committit: atque ideo, si honestior sit, in insulam; si humilior, in metallum dari solet. Solon gab ein vortreffliches Gesetz, nach welchem keiner etwas Böses von den Todten reden durfte, denn er hielt es für eine Pflicht der Religion, die Todten für heilig zu halten, und für ein unversöhnliches Verbrechen, ihre Urnen zu entweihen. Daher ließ Alexander der Große den Polymachus, einen vornehmen Mann, umbringen, weil er das Grab des Cyrus zerstöret hatte. Vorzüglich bewog ihn hiezu folgende Aufschrift: Wer du auch seyst unter den Sterblichen, und woher du auch kommen magst, lies dieses: Ich bin Cyrus, der die Herrschaft für die

*) In Aegypten war wirklich einmal solche schändliche Handlung geschehn. S. Herodotus L. II.

Perser durch Waffen suchte; dieses hier ist Erde, womit mein Leib bedeckt wird; spotte meiner nicht. Diese Worte erschütterten die Seele Alexanders so, daß er an die Unbeständigkeit des Glücks dachte, und der abgeschiedenen Seele des verstorbenen Königs aus Rache wegen des entweiheten Leichnams ein Todtenopfer durch das Blut des Frevlers brachte. Wie hoch die Grabmäler zu schätzen, lehrt auch die Königin Semiramis, sie ließ auf ihr Grab schreiben: welcher König Geld bedarf, der nehme, nach eröfnetem Grabe, was er will. Darius, der diese Aufschrift las, glaubte, es sey ein Schatz darunter verborgen, und ließ den Stein vom Grabe nehmen. Wie erstaunte er aber, als er las: wenn du kein geiziger König wärest, und unersättlich nach Geld wärest, so würdest du die Gräber der Todten nicht entweihen. — Bey dieser Heilighaltung der Gräber unter so vielen Völkern war es desto schändlicher, wenn Spanier aus Geldgeiz und Raubsucht die Gräber der Könige in Peru und Mexico zerstörten. Mochte der Peruaner noch so sehr bitten, die Gräber zu verschonen, damit diese Zerstörung nicht an der Vereinigung des Körpers mit der Seele am Tage der Auferstehung hinderlich wäre; so hatte doch der goldgierige Spanier nicht das geringste Gefühl für Religion, und entweihete diese Mausoleen der alten Könige. Aus Geldgeiz wurden die Gräber in Aegypten zerstört und die Mumien entwandt. Allein der Habsucht der Menschen ist nichts mehr heilig, sie entweiht Tempel und Gräber, zerstört die Heiligthümer, und unter der Maske der Religion bemächtigt sie sich der Schätze der Tempel.

Die

Die Ursachen aber, warum man Denkmäler errichtete und Gräber erbauete, waren sehr verschieden. Bald geschah es, um die Ueberreste der Verstorbenen gegen die Verletzung räuberischer Thiere zu schützen. Aus diesem Grunde warfen fast alle morgenländische Völker auf die Gräber der Verstorbenen Steine, damit die Thiere die Leiche nicht finden könnten, sie in ihrer Ruhe nicht stören und auffressen möchten. Jeder Vorübergehende hatte die Pflicht, auch einen Stein hinzuwerfen, so wie man in Griechenland eine Handvoll Erde aufs Grab warf, mit dem Ausspruch: sit tibi terra levis!

Von den Troglodyten in Afrika, die nicht weit vom jetzigen Habeßinien nach der Seeküste zu wohnen, erzählt Diodorus Siculus, daß sie ihre Leichen in Dornen zusammengewickelt, dann auf einen kleinen Hügel gelegt, und unter Gelächter so viel Steine darauf geworfen haben, daß sie mit einem Steinhaufen bedeckt wurden. Bey den Grönländern *) und den Wilden in Amerika trug man Steine als Monumente über die Hügel zusammen. Die Araber beobachteten eben diese Sitte **), und es gieng bey ihnen so weit, daß man, wenn ein Vater auswärtig ermordet war, um den Sohn von der Blutrache abzuhalten, Erdhügel mit Steinen bedeckte, und sie als das Grab seines Vaters angab ***). Bey andern Völkern aber, wie bey den Israeliten, war es eine Beschimpfung, Steine

*) Cranzens Historie von Grönland. S. 300.

**) Arvieux Memoires. Tom. III. p. 20.

***) Michaelis arabische Chrestomathie. S. 95.

über die Asche und Gebeine des verbrannten Leichnams zu werfen, so daß daraus ein Schandsteinhaufen zum ewigen Andenken der hier geübten Strafe ward *).

Bald suchte man die Leichen gegen die Mishandlungen von Feinden zu schützen, und aus dieser Ursache stellte man Wachen bey den Gräbern, um sie theils gegen die Feindseligkeiten der Krieg führenden Völker zu sichern, theils Gläubiger, Zauberer und Räuber von ihnen abzuhalten, wie dies noch jetzt unter den wilden Nationen in Florida geschieht; bald hatte man bey Errichtung der Denkmäler die Absicht, Wanderer zu warnen, die heiligen Gräber nicht zu entweihen, damit die Verstorbenen nicht zur Rache erweckt würden. Dieser Entheiligung der Ruhestätte und dem Zorn der abgeschiedenen Seelen vorzubeugen, bestreuen die Einwohner der maldivischen Inseln die Gräber mit weissem Sand, und besetzen sie mit Hölzern und Pfählen, damit die Verstorbenen nicht beunruhigt werden. Bald errichtete Dankbarkeit und der Wunsch, das Andenken weiser Männer, großer Feldherren, Staatsmänner und Gesetzgeber zu erhalten, Denkmäler, und erbauete Gräber. Daher finden wir unter allen Völkern Ehrensäulen und Mausoleen. Aus Dankbarkeit getrieben schmückte man die Denkmäler mit Kränzen, und legte Spiesse und Ruder auf die Gräber der Verstorbenen, je nachdem der Verstorbene ein guter Krieger oder Fischer gewesen war. Unter den alten celtischen Völkern errichtete man den Helden große Grabhügel, welche an ihre Thaten erinnern sollten,

oder

*) Michaelis Mosaisches Recht. Theil V. §. 235.

oder Monumente aus Felsstücken, die oft wie Altäre aussahen; sie finden sich in Dännemark, Holstein, Jütland, Niedersachsen, Westphalen und England, wo sie von den Sachsen erbauet worden sind. Vorzüglich gehören hierher die Cenotaphia, oder leere Denkmäler von Steinen oder Quaderstücken aufgeführt, die mit dem Namen und den Thaten desjenigen bezeichnet waren, dem sie zu Ehren errichtet, ohne daß die Gebeine des Todten darinn waren. Dies sind die gewöhnlichsten Arten von Ehrendenkmählern, die man den Verstorbenen errichtete, und die man nicht nur bey den Aegyptiern, Griechen *) und Römern, sondern auch bey den Otaheiten und allen südlich asiatischen Völkern antrift, die aber freilich nach der verschiedenen Cultur des Volks und der Lage des Landes von einander abweichen. Die von Griechen und Römern den Verstorbenen errichteten Statüen sind unter Griechen und Römern allgemein bekannt, und nicht leicht hat ein Volk sie hierinn übertroffen. Noch jetzt errichtet man Helden, Philosophen und Staatsmännern Ehrensäulen, wovon Berlin, Paris und London ganz voll sind. Auch jetzt erweckt man das Andenken Leibnizens aus seiner Asche. Seine Büste in einer Rotunda mit 12 jonischen Säulen an einem öffentlichen Spa-

tzier-

*) Die Griechen pflegten auch bey solchen Grabmählern, worinn keine Todte waren, die Seelen der Verstorbenen zurück zu rufen. Dies pflegte gewöhnlich dreimal zu geschehn.

Manesque vocabat
Hectoreum ad tumulum, viridi quem cespite inanem
Sacrauerat.

Virg. Aen. l. 3. v. 303.

um ihren Aufenthalt in diesem Monument zu nehmen.

tziergange ausgesetzt, wird sein Andenken bey der Nachwelt erhalten, und den jetzigen Beförderern der Wissenschaften Ehre machen. Seine Asche hat sich zwar nicht mit der Asche der Weltweisen vermischt, seinen Körper schmückt kein prächtiges Grab, aber sein Schatten wird unter den Denkmälern der Weltweisen wandeln. Dies Monument ist als Zoll der Dankbarkeit anzusehn, den man seinem abgeschiedenen Geist entrichtet, es ist Wecker und Anreizer zur edlen Beeiferung für die Nachkommen.

Man verband aber auch bey Errichtung der Gräber und Denkmäler die Idee, den Todten ewige Wohnungen zu verschaffen. Ueberhaupt war es Meinung mehrerer Völker, daß die abgeschiedenen Seelen bey den Gräbern der Verstorbenen blieben, oder doch zu gewissen Zeiten auf die Erde zurückkehrten. Daher lassen die Neger in Afrika sogar ein kleines Loch oben im Dach in ihren Hütten für die wiederkehrenden Seelen, und setzen Speise und trank hin, damit die Seelen stets was zu essen finden mögen. Auf den Inseln der Südsee glauben die Otaheiter und die meisten übrigen Völker, daß die Seelen der Verstorbenen in Statüen wohnen, womit die Gräber umringt sind, allein sie denken auch von den abgeschiedenen Seelen so nachtheilig, daß sie oft sagen: sie verliessen ihre Wohnungen, schlichen sich in die Hütten der Lebendigen, und verzehrten die Herzen; daher sinnt man auf allerhand Mittel, sich dafür zu sichern. Dieser Glaube der Völker gab nun Veranlassung zu Catacomben, Pyramiden, Obelisken und ähnlichen Mausoleen. Die Aegyptier und Römer suchten diesen eine besondre Fe-

stigkeit und Dauer zu geben, denn es waren sogenannte ewige Wohnungen; auch hinterliessen letztere reichliche Vermächtnisse, aus denen bis auf ewige Zeiten jährlich Opfer, Geschenke und Feste zur Besänftigung, Befriedigung und Ergötzung der abgeschiedenen Seelen wiederholt werden konnten. Bey Griechen und Römern waren diese oft den prächtigsten Landsitzen in Rücksicht auf Ausdehnung und Umfang ähnlich, indem sie mit Tempeln und Porticis versehen waren. Die Perser, Türken und andre Mahomedaner erbauen Heiligen und Fürsten Mausoleen, welche die Größe und Pracht der königlichen Palläste haben, worinn sich oft eine Menge von Priestern aufhalten und gottesdienstliche Handlungen verrichten. Die Mahomedaner glauben nemlich nach der Lehre des Corans, daß die abgeschiedenen Seelen in den Gräbern bis zum jüngsten Gericht bleiben, und daß die reinen und heiligen Seelen schon im Grabe von weissen und guten Engeln getröstet werden, daher füllen die Mahomedaner niemals die Gräber mit Erde aus, damit die Engel bey ihrem Besuch Platz in den Gräbern finden mögen. Selbst die sonst so eigennützigen Hindus unterlassen nicht, dergleichen Mausoleen zu bauen.

Diese Hochachtung gegen die Verstorbenen beweist man auch bey vielen Völkern in der Aufbewahrung ihrer Asche. Die Aschenkrüge waren von Gold, Silber, Marmor und Thon, eine goldne Urne umschloß die Gebeine des Kaisers Severus, und in eine silberne sammlete Grumbates die Gebeine seines Prinzen. Liebte man den Verstorbenen in seinem Leben; warum

sollte

sollte man die Liebe im Tode nicht fortsetzen? Warum sollte man auf Dinge, die er sehr achtete, nicht einen hohen Werth legen? Gab man für die irdene Lampe des Epictet dreitausend Drachmen, und für den Stock des Cynikers Proteus ein Talent; warum sollte man die Urne eines Freundes geringschätzen? Herodot erzählt ein Beispiel solcher Hochachtung (B. II. Cap. 129.). Mycerinus, König in Aegypten, war wegen des Todes seiner einzigen Tochter untröstbar, und legte sie deswegen statt eines Grabes in eine hölzerne vergoldete Kuh, die auf den Knien lag. Diese Kuh wurde nicht begraben, sondern war noch zu Herodots Zeiten in der Stadt Sais beim königlichen Schloße in ein gewisses geschmücktes Zimmer gestellt, bedeckt mit einem phoenizischen Mantel und vielem Golde, und hatte mitten zwischen den Hörnern das goldne Bild der Sonne. Ihr zu Ehren wurden alle Tage verschiedene Wohlgerüche angezündet, bey ihr aber stand eine beständig brennende Lampe.

So allgemein man nun Gräber für Verstorbene erbauete und Denkmäler errichtete, so verschieden waren sie doch in Absicht der Form und Kunst. Denn wem fällt hiebey nicht der Unterschied zwischen den ägyptischen Pyramiden, den prächtigen Gräbern zu Persepolis, den Gräbern der Könige in Theben, wovon sich das Grab des Osymandyas besonders auszeichnete, und elenden Sandhügeln der Wilden auf? Auch hier zeigt sich der verschiedene Grad der Cultur bey den Nationen. Zu Agra in Indien sind viele prächtige Grabmäler, welche die Großen entweder noch bey ihren Lebzeiten für sich oder ihren verstorbenen

An-

Anverwandten zu Ehren erbauen lassen. In dieser Absicht umgeben sie ein gutes Stück Land, das nahe bey einer Tank oder Wasserquelle lieget, um Springbrunnen zu machen, mit einer Mauer. Sodann errichten sie kleine Moscheen, und neben denselben Gräber, die entweder rund, viereckigt, sechseckigt oder achteckigt sind, und oben mit steinernen Gewölben versehen. Diese Gewölber ruhen auf Säulen und Pfeilern, und inwendig wird der Leichnam beigesetzt. Die Arbeit an denselben ist überaus schön, der übrige Boden wird mit Fruchtbäumen und den auserlesensten Blumen bepflanzt. Man trift auch viele zum Andenken solcher Personen errichtete Grabmäler an, die sie für Pirs oder Heilige gehalten haben. In denselben brennen unaufhörlich Lampen, und es sind gewisse Ordensleute bestellt, welche auf dieselben gegen Erhaltung eines Jahrgeldes Acht haben müssen. Diese Gräber werden täglich von andächtigen Leuten besucht, und man trift gewiß in dem ganzen Reiche nirgends so viel Vergnügen an, als bey ihren Begräbnißorten. Sie verwenden auch hierauf mehr, als auf andre Gebäude. Das prachtvolleste ist das Begräbniß, welches der König Gehanquir für seinen Vater Akker hat errichten lassen, das aber sein Nachfolger erst vollendet hat. Das schönste aber ist das Grab, welches Cha Gehan einer seiner Frau, Namens Tadge-Mahal, die er sehr liebte, hat erbauen lassen. Vorzüglich merkwürdig ist dies Mausoleum, das zwar nicht nach europäischem Geschmack, aber doch wirklich schön und zierlich ist, und woran die Indier zwanzig Jahre haben arbeiten müssen. Der prächtige Garten, in welchem das

Maus-

Mausoleum zertheilt ist, die schönen Vorhöfe, das kostbare Grabmal selbst, die niedern Säulen und die erhabnen Gewölber beweisen zur Gnüge, daß die Indier keine ungeschickte Baumeister sind *).

Verschieden hievon sind die Gräber der alten Bewohner Sibiriens. Diese Völker pflegten ihren Todten alle die Dinge mitzugeben, welche sie in diesem Leben gebrauchten, und verfertigten sie aus Gold, damit sie nicht so vergänglich wären. Gmelin in seiner Beschreibung von Sibirien **) gedenkt mehrmals dieser Gräber; er erwähnt eines Ortes Abakanskoi Ostrog, der neben und um den Teß: Fluß viele alte Gräber hat, worinn man goldene und silberne Ueberbleibsel findet. Einige dieser Gräber sahen sehr prächtig aus, waren ringsherum mit großen länglichten viereckigten Steinen umgeben, und nahmen einen grossen Bezirk ein. In dem Grabe liegt zuweilen ein Körper, zuweilen zwey oder drey. In dieser Art von Gräbern findet man selten etwas anders, als Gold und Silber, theils in Gefässen, theils in Gürteln, theils in Ohrringen, und theils in Armbändern. Letztere beiden Dinge sind allezeit von Golde. Die Gefäße machen Schüsseln, und silberne, theils platte, theils mit Figuren versehene Töpfchen aus, sie stehn allemal bey dem Kopfe, wobey man öfters zur rechten Seite einen Pferdekopf, mit einem Stangenzaum im Maul, das in die Erde gesteckt ist, findet. Zuweilen liegt neben dem Kopf das Gerippe eines Schaafkopfes.

Ein

*) Thevenots Reisen.

**) Gmelins und Müllers Beschreibung von Sibirien.

Ein einziges solches Grab ist manchmal mit vielen Reichthümern angefüllt. Die zweite Art der Gräber ist über und über mit horizontal liegenden Fliesen bedeckt, und man siehet von aussen keinen einzigen aufrecht stehenden Stein. Unter den Fliesen ist eine Hand hoch Erde, und darunter hin und wider Gräber, die mit aufrecht stehenden Fliesen umgeben sind. In dergleichen Gräbern findet man nichts, als verbrannte Knochen, aber dabey vieles Gold und Silber, meistens in gegossenen Stangen. Die dritte Art der Gräber besteht aus einem in einiger Weite mit hohen Feldsteinen umgebenen Erdhügel, unter welchem bald ein Grab, bald zwey bis drey Gräber sind. Die Körper liegen ganz darinn, und man hat auch in verschiedenen derselben Särge vom Lerchenbaumholze, die mit eisernen Nägeln versehn gewesen, und worinn die Körper gelegen, gefunden. Weder in den Särgen noch in der bloßen Erde hat man jemals die geringste Spur von Silber angetroffen, öfters aber viele dünne geschlagene Goldplatten. Auch in diesen Gräbern findet man gegossene wilde Schaafe, theils aus Glockenmetall, theils von Kupfer und vergoldet; kupferne Leuchter und Messingplatten, wie die sibirischen Zauberer auf ihren Kleidern tragen. Die vierte Art der Gräber ist ein viereckigter aber mit aufrecht stehenden Fliesen umgebener Platz. In der Mitte dieser Fliesen ist das Grab, und in demselben liegt der Körper ganz. Man findet darinn nichts, als kupferne Spiesse und Streithammer. Die fünfte Art hält man für die Grabmäler der Kirgisen. Ausserhalb ist die Erde etwas erhaben, und unter der Erde ist das Grab, worinn man

nur Stiefeln und Pfeile findet, mit Steinen bedeckt. Arme Leute pflegen gewöhnlich nahe bey den Wäldern, die Reichen aber auf freien angenehmen Felvern begraben zu werden *). An der Seite des Kopfes, der gegen Mitternacht sehen muß, wird ein kleiner Pfahl, dessen Ende bis an die Leichenkammer geht, so lange aufrecht gehalten, bis der ganze Grabhügel festgeschlagen ist, da denn der Pfahl herausgezogen wird, und also das Grab eine Oefnung behält. Um des Chans Begräbnißstätte herum sind noch eine Menge andrer Gräber, welche in der Kunst ihrer Bauart nicht nur jener nichts nachgeben, sondern sie auch noch übertreffen **). Einige sind ebenfalls wie viereckigte Pavillons gebaut, andre sind rund, wie Thürme. Die übrigen Grabmäler sind mit Erde beschüttet, und oben darüber mit Decken von Rohr, welche mit blauen und rothen baumwollenen Faden durchzogen sind, bedeckt. Auf ihnen liegt etwas Pulver und einige Bleikugeln, dergleichen die Kirgisen gemeiniglich auf die Grabhügel ihrer Ritter zu legen pflegen. Zur Gedächtnißfeier des Ritters ward ein fettes Pferd geschlachtet.

Die Gräber der Chinesen ***) sind auser der Stadt, und mehrentheils auf einer Höhe angelegt. Oft sind solche Orte mit Fichten und Cypressen bepflanzt. Ohngefähr eine Meile um eine jede Stadt wie

*) Pallas Reisen durch Rußland.

**) Rytschkow's Tagebuch über seine Reise durch Rußland. S. 364.

***) du Halde Beschreibung des chinesischen Reichs und der großen Tartarey.

wie auch um die Dörfer herum, findet man hie und da zerstreute einzelne Höfe, Häuser und Gehölze, auch unzählige kleine mit Bäumen besetzte und mit Mauern eingefaßte Hügel. Alles dies sind Gräber, die von aussen keinen unangenehmen Anblick verschaffen. Die Gestalt der Gräber ist nach dem Unterschiede der Provinzen verschieden. Die allermeisten sind geweisset, wie ein Hufeisen angelegt, und recht niedlich zubereitet. Den Namen der Familie, welcher das Begräbniß gehört, schreibt man auf den größten Stein. Die Armen begnügen sich damit, wenn sie ihr Begräbniß mit Stoppeln decken, oder es fünf bis sechszehn Fuß hoch in Gestalt einer Pyramide über die Erde führen können. Viele setzen auch die Särge in ausgemauerte Gewölbe. Die Gräber der Großen und Mandarins aber sind prächtig angebauet. Sie bauen erstlich ein Gewölbe, darein der Sarg geschoben wird. Ueber dasselbe werfen sie einen Haufen Erde in Gestalt eines Hutes auf. Solche überdecken sie mit Kalk und Sand, welches zusammen eine Art von Kitt macht, dadurch das Regenwasser nicht leicht dringen kann. Rundherum pflanzen sie Bäume von verschiedener Art in gehöriger Symmetrie. Gerade gegenüber stehet eine große und lange Tafel von weißem glatten Marmor, und auf demselben ein Räuchergefäß, zwey andre Gefäße, und marmorne Leuchter von sehr feiner Arbeit. Auf beiden Seiten sieht man in verschiedenen Reihen Bilder vornehmer Bedienten am Hofe, Verschnittener, Soldaten, Löwen, gesattelte Pferde, Cameele, Schnecken und andere Thiere in verschiedener Stellung, die sowol Ehrerbietung als Schmerz und Traurigkeit andeutet.

Jedes Volk pflegt überhaupt gerne nach seiner Lebensart seine Gräber einzurichten, und seine Lieblingswohnung auch zur Wohnung der Todten zu bestimmen. Tartarische Völker, welche die Wälder zu ihren Wohnungen wählen, haben ihre Gräber gerne am Rande einer Waldung, und zimmern darüber von Balken so dauerhafte Gehäuse, daß die Kirchhöfe von weitem einem Dorfe ähnlich sehen. Die katschinzischen Tartarn *) begraben ihre Todten in der gewöhnlichen Kleidung, geben ihnen einige nothwendige Kleinigkeiten mit, und bedecken die Grube, ehe sie selbige zuschütten, mit Brettern. Oben auf die Grabhügel wird eine Trinkschaale gestellt, und nach Verlauf eines Jahres feiern die Anverwandten bey dem Grabe des Verstorbenen Gedächtniß, zuerst wie bey vielen Völkern die Weiber mit Klagen und Weinen, darnach mit Trinken und Lustbarkeiten, und zwar trinken dabey alle aus der auf dem Grabe stehenden Schaale.

Merkwürdig sind einige am Abakan und Jenisei gefundene alte Grabmäler. Oberhalb dem Askysch geht diejenige merkwürdige Steppe an, welche sich zwischen dem Gebirge und der Niedrigung des Abakans bis über den Bach Isse, und weiter bis an den Tyo ausbreitet, und mehr als irgend eine Gegend am Jenisei mit alten Gräbern und Denkmälern von ganz ausserordentlicher Größe und Ansehn besetzt ist. Unter diesen Gräbern, welche sämtlich mit großen Waken oder Steinfliesen ins Viereck umpflanzt, und innerhalb dieser Einfassung theils als ein flacher Erdhügel erhaben, theils ganz eben, und oft mit einem Pflaster

*) Pallas Reisen durch Rußland.

ster von kleinen Fliesen belegt sind, befinden sich verschiedne mit menschlichen, grob ausgehauenen Gesichtern gezierte Steine, welche besondere Aufmerksamkeit verdienen, und mit andern auf den Steppen am Jenisei noch vorhandnen Steinbildern, oder, wie es die Tartarn nennen, Ilgensök, schon längst vor der Kirgisen Zeiten in diesen Gegenden sollen aufgerichtet gewesen seyn. Ein Paar Werste oberhalb der Winterwohnung des beltirischen Oberhaupts haben zwey ganz schmale, gegen drey Ellen hohe, auf beyden Seiten platte, nach oben schmälere und abgestutzte Steine neben einander gestanden, welche jetzt auf der Erde liegen. Beide haben am obern Ende die Gesichtszüge eines Menschen, der eine, welcher um eine halbe Elle höher ist, und von den Tartarn Küß Tasch (die Tochter) genannt wird, hat auf dem Schnitte des Randes zur rechten des Gesichts von oben bis unten grob ausgehauene Figuren von zweibucklichten Kameelen, auf dem andern Rande aber ist ein ungestaltetes Bild von einem Kinde ausgearbeitet. — Den andern Stein nennen die Beltiren Küsi-Tasch (den Mannsstein); auf dessen rechten Rande sieht man unten eine Mannsperson zu Pferde mit vorausgerichteter Lanze, an welcher eine Flagge hängt, und etwas höher einen gespannten Bogen mit darauf gelegtem Pfeil, ziemlich groß und deutlich ausgehauen. Auf dem andern Rande sind verschiedne Figuren undeutlich geworden: nach oben sieht man noch eine Lanze mit dreizackigter Flagge, die fast wie der Bart an einem Schlüssel aussieht, weiter unten einige Querstriche und die Form eines

umgekehrten Stiefels, ganz unten aber die Abbildung eines Kindes.

Einige Werften höher am Abakan hinauf findet man das Anselnlichste aller Denkmäler aus dem sibirischen Alterthume. Recht auf der Höhe ist ein großer mehr als vier Klafter hoch aufgeworfner und mit ungeheuren Fliesen umpflanzter Grabhügel, welchen man schon von Askysch her sehen kann, und dessen Umfang auf 150 Schritte beträgt. — Vier andre von selbigem nordwestlich und südwestlich ziemlich fern liegende, etwas geringere Hügel machen mit demselben gleichsam ein Dreyeck aus, in dessen Oefnung gerade westlich vom größten Grabhügel oder 200 Schritte davon, auf einer Erhöhung drey ganz gleiche, bey vier Ellen über die Erde hohe, drey bis vier Spannen breite und eine Spanne dicke, länglich viereckigt, nach oben schmalere Sandfelssteine, also eingepflanzt stehen, daß ihre platten Seiten gegen Norden und Süden gerichtet, und ein Stein vom andern einen halben Faden entfernt ist. An dem Stein, der am meisten gegen Norden gerichtet ist, sieht man auf dem Schnitte gegen Osten ein ungeheures, verlängertes, aber sehr kenntliches Gesicht erhaben ausgehauen, welches fast die Hälfte der Länge des ganzen Steins einnimmt, und zwar von der Erde an, gegen welche die Larve mit der Stirne gekehrt ist, als wenn bey Eingrabung des Steins ein Irrthum gewesen wäre. Diesen Stein nennen die Tartarn Kitschi-Kurtejak (das kleine Weib). Die andern beiden Steine haben nichts merkwürdiges, als daß ihr östlicher Rand gleichsam schuppenweise behauen

hauen ist. — An der platten Seite des mit dem Gesichte gezierten Steins sieht man noch einige eingegrabne Züge. Ein sehr großer, an der Westseite des größten Grabhügels stehender Stein, der über der Erde drey Ellen hoch, und an der Erde anderthalb Ellen breit ist, hat an der Südseite eine Menge Figuren. Alle hier am Abakan angelegte Grabmäler kommen in ihrer äussern Beschaffenheit so sehr mit einander überein, daß sie ohnstreitig alle von einer Nation herrühren müssen. Einige sind mit der Erde etwas erhöht, andre haben einen flachen Raum, wahrscheinlich zeigt dies an, daß die Leichen von verschiedenem Range oder Geschlechte sind. Diejenigen Grabmäler, welche die größten Felsstücke haben, nehmen nicht allemal den größten Raum ein. Bey verschiednen ist an einer der vier Seiten ein langer Stein, wie eine Säule eingesetzt, der sich über das Grab neiget. — Ein Hauptunterschied der Gräber ist, daß einige obenher mit Fliesenstücken überpflastert, andre bloß mit Erde aufgefüllt sind. Bey der Oefnung eines Grabes fand man wenige Ueberbleibsel ganz verwester Knochen von mehrern Körpern, die mit den Beinen mußten gegen einander gelegt worden seyn. Zugleich wurden Scherben von verschiednen großen irdnen Kochschaalen, deren eine noch neu, die andre aber schon sehr verbrannt gewesen zu seyn schien, und eine Koralle von einer weißgrünlichen, emailähnlichen Materie gefunden. Unter den Knochen war eine Kinnlade mit den Zähnen von ganz mäßiger Größe noch so ziemlich wohl erhalten, sonst aber von Kopfknochen und andern kleinen Gebeinen nichts zu finden.

Die alten Gräber unter den Koibalen lassen sich in zwey Hauptarten eintheilen, sie sind entweder steinerne Denkmäler (Majaki und Slanzi) oder Erdhügel, um welche Steine gelegt sind. In den steinernen Gräbern findet man die Leichen mit dem Kopfe gegen Morgen, die Knochen größtentheils verwest; zur rechten Seite des Kopfs große irdene, mehrentheils ganz durchgebrannte Kochschaalen und Ueberbleibsel von gemeinem hölzernen Hausgeräthe. In den vornehmern Gräbern dieser Art, welche äusserlich wenig unterscheidendes, als etwan die Größe der angebrachten Felsstücke, haben sollen, hat man allerley zierliche Silbergeschirre, Gold in Blechen, Knöpfen und andern Zierrathen, Steigbügel und anders Pferdezeug von Eisen mit Silber und Gold eingelegt oder überzogen, auch Kupfergeräthe, aber sparsamer, gefunden. Zuweilen sind die Knochen verbrannter Körper in einem kleinen mit Steinen ausgesetzten Raum in eben diesen Gräbern gefunden worden.

Die großen Grabhügel von bloßer Erde sind merkwürdiger, und zeugen von ganz andern Gebräuchen einer sehr verschiednen Nation. Sie sind auch gemeiniglich in abgesonderten Gegenden von den Steingräbern, und wie jene auf gewissen schönen Anhöhen und Flächen häufig zusammen. Man findet in selbigen durchgängig ganz deutliches, und oft noch ziemlich unzerbrochnes Zimmerwerk von sehr verwestem Lerchenholze, aus dessen Lage man sieht, daß vorher die Leichen ein länglich viereckigtes Behältniß zusammengefügt hat, und dieses mit Erde überschüttet worden ist.

Es-

Gemeiniglich findet man über der von dicken Bohlen gezimmerten Decke des Gewölbes entweder Birkenrinden ausgebreitet, die der Verwesung nicht leicht ausgesetzt sind, oder Steinfliesen, welche die morsche Decke eingedrückt haben. In solchen Behältnissen findet man gemeiniglich die Knochen von zweyen, auch wol nur von einer Leiche, und in einem Hügel oft mehrere, durch hölzerne Scheidewände, oder auch gänzlich durch Erdräume, von einander abgesonderte Behältnisse neben einander. Bey der Leiche pflegt man allerhand Kleinigkeiten mit hineinzulegen, als irdne oder auch kupferne Kessel und Töpfchen, Reste hölzerner Geschirre und Schöpfkellen, kupferne Werkzeuge von aller Art. In der Gegend des Gürtels pflegen die hirschförmige und andre Bleche des Beschlags, die Dolche und Messer, mit Spuren einer darüber verfertigt gewesenen Scheide, auch andere kleine Werkzeuge zu liegen. Um den Kopf finden sich mit Gold überzogne Knöpfe, Spangen und andre Spuren der Kleidung. Man soll sogar zuweilen noch sichtbare Stücke von golddurchwirkten Seidenzeugen, und übrig gebliebne Haare von Zobel- und andern Pelzen in den wohlbehaltensten Gräbern angetroffen haben. Bey einigen hat man eine Menge Hackenknochen, von großen und kleinen Thieren, die durchlöchert und abwechselnd neben einander gelegen, als ob sie angereihet gewesen, oder auch viele kleine eckigte Pyramiden von verschiedner Gestalt, aus Gußkupfer, die vielleicht ein Bretspiel oder etwas ähnliches vorgestellt hatten, gefunden. Die Spuren der Lanzen oder auch der Ehrenstäbe, die bey männlichen Leichen oft gefunden werden, und mit

Krucken von Gußkupfer geziert zu seyn pflegen, sind zuweilen mit schmalen Streifen von geschlagenem Golde schlangenweise umschlungen. Bisweilen findet man auch Aschenkrüge, da denn die Goldblättchen oben liegen. Die Grabsucher versichern, daß in manchen Gräbern die Knochen in grösster Unordnung liegend gefunden werden, und glauben, daß diese Gräber schon vor alten Zeiten beraubt, und wieder zugeschüttet worden wären, weil man gemeiniglich nichts mehr von Kostbarkeiten darin findet. In großen Kurganen werden Pferdegerippe mit Spuren von Sattel und Zeug, über den Grabkellern in der bloßen Erde angetroffen, denn man pflegte mit dem Reuter auch seine Pferde zu begraben, damit er sich ihrer in jener Welt bedienen könnte.

In eben dieser Rücksicht eines künftigen Lebens verfertigten auch die Wilden in Amerika ihre Gräber, sie sind kleine runde und einem Brunnen gleiche Behältnisse. Inwendig werden sie allenthalben mit Baumrinden ausgetäfelt, und nachdem der Leichnam hineingebracht ist, so wird ein kleines Gewölbe, mit dem Erdboden fast horizontal von eben dergleichen Baumrinden und Pfälen darüber errichtet, und mit Steinen und Erde auf eine gewisse Höhe beschüttet, daher nannte man sonst ein solches Grab Agger, auch Tumulus. Nachher wird dieser ganze Raum eingeschlossen, und ein Gehäuse von Baumrinden oder Brettern darüber erbauet. Bey einem Krieger mahlt man Siegeszeichen, sein Bild, seine Thaten, auf eine caustische Art, diese Malerey war äusserst unvollkommen, man sah nur die äussersten Linien, nur den Schatten

des

des Körpers. Auf der linken Seite sind seine Feldzüge und die Gefangnen ausgedruckt. Die Krieger sind entweder mit ihren Waffen oder schlechtwea durch bloße Striche angezeigt. Die Zahl ihrer Feldzüge ist durch Mätten angemerkt. Man unterscheidet diejenigen, worunter er gelebt hat, von denen, über welche er Befehlshaber gewesen ist, dadurch, daß diese letztern durch Halsbänder, welche man an die Mätte hängt, bezeichnet werden. Ist aber die Verstorbene eine Frauensperson, so werden die Riemen, womit sie ihr Geräthe getragen, oder andere ihrer Verrichtung gemäße Dinge daran aufgehangen.

Auf der Insel Teneriffa bey den Guanchios giebt es Begräbnißhölen, worin man viele Leichen völlig unversehrt antraf, bey denen man durch Hülfe der Einbalsamirung noch genau Nerven, Sehnen und Adern bemerken konnte. *) Sie lagen auf Betten von Holz, welches durch eine Kunst, die sie hatten, und die Spanier Curar nennen, so gehärtet war, daß kein Eisen durchdringen oder ihm schaden konnte. Die Kunst wuste nur ein besondrer Stamm, das Volk durfte es nicht wissen.

Die ältesten Denkmäler auf den Gräbern waren einige Steine, die man dem Verstorbenen zu Ehren setzte, oder auch ein Steinhaufen. Dergleichen Steine als Leichendenkmäler gab es sehr viel im alten Deutschland, und noch jetzt in Irrland. Plutarch sagt vom Tode des Demaratus, daß er ein prächtiges

Be-

*) Eine Abbildung einer solchen Begräbnißhöle in allgemeinen Reisen. Th. II. p. 40.

Begräbniß hatte, indem Alexanders ganze Armee ihm ein Denkmal von Erde achtzig Fuß hoch, und von einem ungeheuren Umfang errichtete.

Die Gräber der Hebräer waren Grotten in Felsen gehauen, und wurden mit Gips und Kalk überzogen, sie dachten sich das Grab שאול als ein Wirthshaus und Versammlungsort der abgeschiedenen Seelen, daher drücken sie das Sterben aus: zu seinen Vätern kommen, in die Herberge der Vorfahren eingehn. Die Griechen und Römer errichteten den Verstorbenen die herrlichsten Mausoleen. Die gewöhnlichen Gräber der ältesten Griechen waren nichts anders, als in die Erde gegrabne Hölen, in spätern Zeiten machte man Gräber mit künstlichen Schwibbogen, und errichtete Grabhügel bald von Steinen, bald aus bloßer Erde. Die Verzierungen waren sehr mannigfaltig, und, je höher die Kunst stieg, desto vortreflicher wurden auch die Gräber. Da sah man Gräber von dem herrlichsten Marmor mit Säulen und Inschriften, welche die ruhmvollen Eigenschaften des Verstorbenen erzählten.

Inwendig hiengen oft Leichenlampen, zu deren Unterhaltung ein gewisses Geld ausgesetzt wurde. *) Man ließ bisweilen den Namen des Verstorbenen aus, und setzte einen moralischen Spruch darauf z. B. τους ἀγαθους και ϑανοντας ἐυεργετειν δει. Hiernächst wurden Bildnisse der Verstorbenen oder irgend eine auf die jedesmaligen Umstände passende bildliche Vorstellung des Charakters, der Studien, der Beschäftigungen, oder des Standes der Verstorbenen beygefügt.

*) Bartoli de lucernis sepulchralibus.

fügt. Auf dem Monument vom Diogenes dem Cynicker war ein Hund abgebildet, der seine Sekte und seinen eignen Charakter bezeichnen sollte. Die Gräber der Soldaten unterschieden sich durch die daran befindliche Waffen, und die Gräber der Seeleute durch Ruder. Die ältesten Griechen wurden in ihren eignen Häusern an gewissen dazu ersehenen Plätzen begraben. Die Magnesier errichteten dem Themistocles mitten auf ihrem Marktplatze ein Grabmal. Auch in den Tempeln wurden die Todten bisweilen beigesetzt, doch hielt man dies für einen großen Vorzug. Zu Athen waren im Ceramico viele Grabmäler verdienstvoller Personen. Man wollte nicht gerne die Gräber von den Feinden verwüstet sehen, daher legte man sie in die Städte. Aus Religiosität fochten die scythischen Völker tapfer für die Gräber ihrer Vorfahren. Wir haben, sagte ihr König, keine Städte und kein Land, wofür wir fechten könnten, aber um der Gräber willen wollen wir es thun. (Herodot. l. 4. c 119.) Vom Familienbegräbniß ausgeschlossen zu werden, hielt man für große Strafe. Die Griechen wünschten ihren Freunden und allen Rechtschaffenen und Tugendhaften, daß die Erde leicht auf ihnen liegen möge; den Feinden aber und allen Boshaften, daß die Erde sie schwer drücken möge. Man glaubte nemlich, daß die abgeschiednen Seelen ihre ehemalige Hütte bisweilen besuchten, und ihren alten Wohnplatz noch liebten, mithin auch von allem, was ihren Leib beträfe, eine lebhafte Empfindung hätten.

Nicht allein aber durch Grabmäler und Mausoleen bewies man seine Hochachtung gegen die Todten, sondern

dern auch durch Begräbniß- und Todtenfeste, die man theils gleich nach der Beerdigung, theils alle Jahr feierlich begieng; und die oft mit Schmause und Tanzen, oft mit Opfern, die man bey den Gräbern brachte, begleitet waren. Ganz gewöhnlich ist es bey vielen Völkern, Trauermale anzustellen und Seelenfeste zu feiern. In Amerika macht die große Bekümmerniß, worein die Cabane bey dem Todten geräth, daß Essen und Trinken vergessen wird. Nur die Kinder rösten einige türkische Weizenkörner, weil diese den Hunger nicht so gut ertragen können. Am Beerdigungstage läßt der Befehlshaber gleich des Morgens im Dorfe ausrufen, daß jede Cabane für den Verstorbenen den Kessel über das Feuer bringe. Die wilden behalten nichts für sich in ihren Kesseln, sondern sie schicken das Gekochte in verschiednen Schüsseln in unterschiedene Kabanen, von welchen ihnen ähnliche Höflichkeiten erwiesen werden. An einigen Orten wird das Begräbniß durch eine für die eingeladnen angeordnete prächtige Mahlzeit begleitet, wobey die Beweinung des Todten durch Essen und Trinken vollendet wird. Bey einigen Völkern, wie z. B. den Japanesen und den Negern, arten diese Trauermale in lustige Schmause und Lärmen aus.

Die nordamerikanischen Völker pflegen bey dem Grabe viele Geschenke auszutheilen, ins Grab selbst legen sie nur das Kleid des Todten, einige kleine Brödte, ein wenig Sagamite, seinen Kessel, seinen Petumbeutel, sein Calumet, einen Krug voll Oel, etwas weniges Porcellan, einen Kamm, Waffen, Farbe, sich zu bemalen und andere dergleichen Kleinigkeiten.

Sie

Sie wenden alles darauf, ihre Todten zu beehren, zu dem Ende ist ihnen nichts zu kostbar. Sie verschwenden alsdann ihre Bieberröcke, Getraide, Beile und Porcellan in solcher Menge, daß man glauben sollte, sie achteten solches im geringsten nicht, ob es gleich des Landes größte Reichthümer sind. Jeder sucht eine Ehre darin, bey dem Begräbniß viel Pracht und Verschwendung zu beweisen. Auch die Verwandte und Freunde bringen vieles herbey, um das Leichenbegängniß recht prächtig zu machen. Sie behalten nicht das geringste von den Sachen des Verstorbenen, um das traurige Andenken an ihn nicht zu erneuern. Von diesen Geschenken werden einige auf Stangen gesteckt, andre auf erhabne Gerüste gelegt. Während der Zeit, da man den Leichnam in seinem Grabe zuschüttet, steigt einer der Vornehmsten auf ein zwey oder drey Stufen erhöhetes Gerüst, und macht mit erhabener Stimme die Austheilung dieser Vermächtnisse bekannt. Bey den Iroquesen und Huronen wird eine Menge Getraide vor die Thür der Cabane hingeschüttet und sorgfältig mit Füßen zertreten, damit es niemand aufnehmen und nutzen kann.

Man opferte, weil man die abgeschiedenen Seelen für erzürnte Götter oder übermenschliche Wesen hielt, deren Zorn man durch Geschenke und Opfer besänftigen müßte. Dies war vorzüglich die Meinung der ältesten Griechen, die den abgeschiedenen Seelen nicht allein Speise und Kleinodien brachten, sondern auch auf den Gräbern der Verstorbenen überwundne Feinde opferten, weil man dadurch am besten die Seelen besänftigen

tigen könnte, die wegen ihrer Trennung vom Cörper aufgebracht wären. Die Kirgisen opfern am Gedächtnißtage des Chan bey dem Begräbnißhause. Im Königreich Benin läuft das betrunkne Volk bey dem Tode des Königs herum, bringt diejenigen um, die ihm begegnen, hauet die Köpfe ab, und wirft die Leichname mit den Kleidern dem Könige als Todtenopfer in die Gruft. Die Amerikaner tödten und martern deswegen gefangene Feinde, um den Zorn der Seelen von verstorbenen Kriegern abzuwenden.

Viele Völker brachten in der Absicht bey den Gräbern Opfer, weil sie glaubten, daß die Verstorbenen diese in der andern Welt genieſſen, und dort keinen Mangel leiden sollten. Daher setzten die alten Deutschen, die Merlacken und Mingrelier an jährlichen Festen Speisen und andre Sachen auf die Gräber der Vorfahren. Die Tscheremissen legen ein Stück Brodt bey das Grabe, damit der Todte bey seiner Ankunft ins Unterreich etwas zu essen habe. — Im Mittelalter wurden bey der Beerdigung von Rittern, ein Ehrenpferd, zwey Knappen, und vier Bediente, als Opfer neben dem Leichnam der Vorfahren hingeführt, und das Ehrenpferd und die Waffen wurden Clöstern und Kirchen geschenkt. Man schüttete auf die Gräber Gold und Silber, daher war das Grab Carl des Großen ganz voll von Schätzen.

Andre Völker glaubten, daß die Seelen wirklich einmal alle Jahr zu den Gräbern und alten Wohnungen zurückkehrten, und setzten daher aus Mitleid mit den ausgehungerten Seelen Speise hin. Diese Sitten ha-

haben die Hindus, sie versprechen sich die Wiederkunft der Seelen am Ende eines jeden Jahrs, und feiern ihnen deswegen ein Fest, woran sie ihre Häuser aufs beste säubern, um die Seelen feierlich und mit Pomp zu empfangen. Es werden die prächtigsten Gastmähler angestellt, und den abgeschiednen Seelen reich besetzte Tafeln hingesetzt. Man sieht zwar, daß diese Speisen nicht verzehrt werden; allein man glaubt doch, daß die Seelen aus den hingesetzten Speisen alle Kraft sögen. Ausser diesen giebt man ihnen Kleider und allerhand Geräthe mit, die sie in diesem Leben vorzüglich gebraucht haben, wie dies im alten Peru und Sibirien geschah. Daher findet man noch jetzt in den Gräbern in Sibirien Dolche, Messer, Lanzen, auch zuweilen ächte Goldblättchen, die zum Zierrath um den Hals oder die Ermel mögen gelegt gewesen seyn, oder womit auch die Griffe der Dolche, und die Zierrathsbleche der Gürtel gleichsam umwickelt schienen. Damit die Seelen nicht verfrieren, kleiden die rohen amerikanischen Wilden an den Todtenfesten das Gerippe der in dem letzten Jahre Verstorbenen in neues und kostbares Pelzwerk. Diejenigen Völker, welche glaubten, daß die Seelen in Oerter der Quaal versetzt würden, aber in ihre Wohnungen zuweilen zurückkehrten, feiern die größten Seelenfeste, und bringen die reichsten Opfer, um die Seelen bey ihrer Rückkehr durch keine Nachläßigkeit aufzubringen. Die allerwenigsten opfern den Seelen aus Dankbarkeit. Dies thun nur sehr wenige Neger in Afrika, einige Bewohner von Ostindien und der Südsee. Diese glauben, daß die abgeschiednen Seelen ihre vornehmsten

Beschäftigungen, wie den Fischfang, die Jagd ꝛc. begünstigten, daß sie ihnen zur Zeit der Dürre Regen schickten, und auf eine zuverläßige Art Offenbarungen geben könnten.

Jährliche Todtenfeste und traurige Gedächtnißtage sind bey denen Völkern, die ein Leben nach dem Tode annahmen, ganz gewöhnlich. So haben die Japanesen jährliche Leichenbegängnisse, die durch Trauergesänge, Reden, Verse und Geberden der Bonzen, die dabey zugegen sind, vermehrt werden. Diese schildern den Zustand der Verstorbenen schrecklich, und als wenn es in ihrer Gewalt stünde, sie davon zu befreien. Der Pöbel bringt alles herbey, was er nur kann, und diese schlauen Gaukler machen dabey großen Gewinnst. Bey diesen jährlichen Festen kommen alle Anverwandte des Verstorbenen, Reiche und Arme ohne Unterschied im Hause des verstorbenen Oberhaupts der Familie zusammen, aus welchem sie nach einer Bewirthung, unter Musik und Gesängen, unter großer Ceremonie zu den Gräbern ihrer Todten gehn, die gemeiniglich ziemlich weit von der Stadt liegen, wobey einige die Fahne und Wapen ihrer Vorfahren, die übrigen aber Fackeln in ihren Händen tragen. Hier finden sie ein zubereitetes Gastmahl, zu welchem sie alle Verstorbenen einladen. Es werden zu deren Ruhm gebundene und ungebundene Reden gehalten, mit Musik und Gesängen wird die Ceremonie beschlossen, und was von Speisen übrig ist, wie auch die Geschenke, die den Verstorbenen gebracht werden, bekommen die Bonzen. Dieses Fest währt gemeiniglich einige Tage und Nächte.

Nach

Nach geendigtem Fest kehren sie in eben der Ordnung wieder in die Stadt zurück, und lärmen auf ihren Trommeln, blechernen Pfannen und andern Instrumenten vor jeglichem Tempel und vornehmen Hause, wo sie vorüber gehn. Sie glauben, je mehr Pracht sie bey den Begräbnissen machen, desto besseres Schicksal hätten sie in jener Welt.

Bey den Römern feierte man auch dergleichen Todtenfeste (Feralia) zur Versöhnung der abgeschiedenen Seelen. Dies Fest wurde im Februar begangen, man stellte Mahlzeiten an von 11 Tagen, so lange glaubte man, daß sie herumwanderten, eine solche Mahlzeit hieß Silicernium, weil die Speisen auf Leichensteine gesetzt wurden, sie bestanden aus Honig, Milch und Wein. Ovid beschreibt sie so:

Est honor et tumulis animas placare Paternas
Parvaque in exstructas munera ferre pyras.
Parva petunt Manes, pietas pro divite grata est
Munere, non avidos Styx habet ima Deos.
Tegula porrectis satis est velata coronis,
Et sparsae fruges, parvaque mica salis.
Inque mero mollita Ceres, violaeque solutae:
Haec habeat media texta relicta via.

Ovidii Fast. L. 2.

Bisweilen wurden auch Opfer geschlachtet. Macrobius giebt den Numa als Stifter dieser Feste an *). Plutarch den Romulus, und Ovid den Aeneas.

*) Macrobii Saturn. L. 1. c, 13.

Diese Todtenfeste sahen sie als Trauerfeste an, es durfte keine Ehe geschlossen, es durften keine öffentliche Geschäfte geschlichtet, keine Tempel geöfnet werden, entweder weil man sich einbildete, daß durch die umhergehenden Schatten alles befleckt, oder die sehr reizbaren Seelen dadurch beleidigt würden. Auser diesen opferte man in jedem Jahr zweimal an der Thür einer Höle oder eines unterirdischen Tempels, durch welche Thür man sich einbildete, daß die abgeschiedenen Seelen auf diese Erde zurückkehrten.

Im May feierte man das Fest der Schatten (Lemuria). Romulus stiftete sie, um die Schatten seines Bruders Remus zu versöhnen, weil dessen Schatten sich vor seinem Bette zeigte. Wer das Fest feiern wollte, mußte bey tiefer Nacht aufstehn, mit bloßen Füßen gehn, sich in Flußwasser waschen, schwarze Bohnen über den Kopf werfen, und sagen, daß er auf diese Art sich und die Seinigen versöhnen wollte, und so die Schatten vertreiben *).

In Guinea wählt man, sobald jemand gestorben ist, einen neuen Fetisch, den sie ersuchen, dem Verstorbenen das Geleit in die andre Welt zu geben. Die nächsten Verwandte versammlen sich, schlachten eine Henne, und kochen sie. Darauf stellen sie die Statüen der Fetische des Verstorbenen in eine grade Linie, behängen sie mit einer Menge Kränze von an Schnüre gereiheten Erbsen und Bohnen, zieren sie mit vielen Kronen von grünen Kräutern aus, und besprengen sie mit dem Blute der abgeschlachteten Henne. Einer der

Män-

*) Ovidius in Fastis.

Männer fängt seine Beschwörungen an, er trinkt und sprüzt darauf ein Maul voll Wasser oder Palmwein auf die Fetische, nimmt zwey oder drey Blätter von den grünen Kränzen, die er zu einer kleinen runden Kugel zusammen wickelt. Nachdem er nun mehrere Kügelchen gemacht, so kauet er sie zuletzt zusammen, und macht einen Fetisch daraus. Sie geben, wenn der Verstorbene ein guter Trinker gewesen ist, ihm einen Topf voll Palmwein mit.

Die Caraiben feiern nach einem Jahr ein Fest ihrem verstorbenen Freund, und laden dazu die Dorfschaften der Nation ein. Man versammlet sich aus allen Carbets, und nachdem verschiedene Tage mit Tanzen und Singen zu Ehren der Verstorbenen zugebracht worden; so werden die Gebeine zu Staub gemacht. Dieser Staub wird mit dem Getränke vermischt, und so lange davon getrunken, bis nichts weiter in den Gefässen übrig bleibt. Welches große Beispiel der Liebe zu ihren Freunden!

Sehr auffallend in der Geschichte der Menschheit, und ein starker Beweis für die Lehre der Völker von einem Leben nach dem Tode ist das allgemeine Todtenfest im nördlichen Amerika, das einige alle Jahre feiern; die Huronen und Iroquesen aber alle zehn oder zwölf Jahre, oder so oft sie das Dorf verändern *). Die Wilden nennen es das Seelenfest; sie bereiten sich dazu vor, um es desto prächtiger zu machen. Sobald die Zeit herankömmt, so berathschlagt man sich, wo

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Erster Theil. S. 485.

das gemeinschaftliche Grab soll gemacht werden, und ladet dazu benachbarte Völker und Bundesgenossen ein, um dem Fest mehr Ansehn zu geben. Ist man wegen Zeit und Ort übereingekommen; so wird unter den Oberhäuptern ein Ceremonienmeister ausgesucht, welchen man Meister des Festes nennt, dieser ertheilt die Befehle. Bey dem ersten guten Tage begeben sie sich nach dem Beerdigungsplatz, wo die Libitinarii und Pollinctores jeder Familie in Gegenwart der Anverwandten eben diejenigen Körper, die sie zuvor sorgfältig in die Gräber gelegt haben, wieder heraus nehmen, da unterdessen die, welche die Todten besonders in der Ferne, an welchem Orte des Landes es auch seyn mag, begraben haben, solche, ohne sich über die dabey angewandte Mühe zu beklagen, ebenfalls wieder herbey bringen. Welch einen tiefen Eindruck muß es machen, die Gräber eröfnet zu sehn, und die verschiedenen Arten der Verwesung zu betrachten! Einige sind ganz trocken, einige haben noch eine Pergamenthaut über den Gebeinen, andre sind völlig in Fäulniß übergegangen. Wie groß muß die Liebe dieser Völker zu ihren Vorfahren seyn! Sie schleppen diese Körper einige Tagereisen fort, ohne sich durch den unerträglichen Gestank abhalten zu lassen, wodurch sie beweisen, daß jene ihnen auch nach dem Tode noch werth sind. Wenn die Eröfnung der Gräber geschehn ist, so läßt man die Leichen aufgedeckt zu jedermanns Anschauen, und giebt einem jeden völlige Freiheit, dasjenige im Voraus zu betrachten, was er selbst eines Tages seyn wird. Nachher werden sie mit neuen Röcken umhüllet, und kurz darauf alle Knochen entfleischet, wovon

die

die Haut und das Fleisch nebst den Decken und Matten, worinn sie eingewickelt gewesen, ins Feuer geworfen werden. Diejenigen Körper, die erst kürzlich begraben worden, und sich noch in ihrer völligen Gestalt befinden, werden nicht angerührt, sondern man begnügt sich bloß damit, sie zu reinigen. Wenn nun die Gebeine gereinigt, und theils in Säcke, theils in Röcke von Biberfellen eingehüllet sind, werden die ganzen Körper auf Tragen gelegt, andere laden die mit Knochen angefüllte Bündel auf ihre Schultern, und ein jeder begiebt sich in seine Cabane, woselbst er seinen Verstorbenen ein Fest feiert.

Zwey oder drey Tage vor der Abreise werden alle Körper und Gebeine in eine Cabane der Rathsversammlung getragen, wo ein Theil derselben aufgehangen, die andern aber nach der Reihe in der Cabane ausgelegt, und alle zu dem Feste bestimmte Geschenke beigefügt werden. Das Oberhaupt der Cabane giebt ihnen ein prächtiges Gastmahl, und bewirthet sie im Namen des Verstorbenen. Ein jeder darf alsdann sich der Freiheit bedienen, das, was er gutes dabey antrift, nach Hause tragen zu lassen. Das Fest wird mit einem Ausruf: Haé, haé! beschlossen, wodurch sie glauben die Stimme der Seelen nachzuahmen.

Hierauf bereitet sich ein jeder zur Reise, und man sieht sie bey zwey bis dreyhunderten abziehen, sie alle sind mit ihren todten Körpern beladen, die sie mit feinen Castorröcken bedecken. Ihre Tagereisen sind sehr kurz, weil sie allenthalben einkehren. Bey dem Ausgange aus ihren Dörfern, unterwegens und bey An-

näherung der Dörfer, wodurch sie gehen müssen, erneuern sie ihr Klagegeschrey und Seelengesang. Die ganze Dorfschaft kommt ihnen sodann entgegen: bey dergleichen Begegnungen erzeigen sie sich viele Freigebigkeiten, und die Ordnung ist so wohl eingerichtet, daß ein jeder für seine Begleiter und Todten einen Wegweiser bekömmt.

Wenn sie nun an den Ort der Versammlung gekommen sind, so wird ein großes Fest angeordnet. Die Fremden, die hiezu eingeladen werden, bringen ihre Geschenke, die sie zu Bedeckung der Todten mit sich führen, zusammen. Man empfängt sie in einer besonders dazu gewidmeten Cabane, worinn jede in Bündniß stehende Nation ihren bezeichneten Platz hat. Sobald sie angekommen sind, so bleiben sie in der Cabane, worein sie geführet werden, stehen, geben die Ursache ihrer Ankunft an, und tanzen nach dem Klange der Trommel und der Schildkröte. Inzwischen werden die mitgebrachten Geschenke angenommen, und ein Gastmahl zubereitet.

Einige Tage verstreichen also in Versammlung des Volks sowol von den Nationen, die ihre Todten herbeibringen, als auch der Fremden, die zu diesem Feste eingeladen worden. Die Oberhaupt- und Privatpersonen halten unterschiedene kleine Feste, wobey sie allerley Geschenke von Röcken, Beilen und Kesseln austheilen. Nun werden so wie bey den Griechen Spiele gegeben, worin sich sowol Jünglinge als junge Mädchen im Bogenschiessen und im Laufen üben. Jede Uebung hat ihren besondern Preis, der zur Belohnung

des

des Siegers bestimmt ist. Endlich bereitet man während den Feierlichkeiten mitten auf einem grossen Platz, weswegen man sich in der Rathsversammlung mit einander verglichen, eine ohngefehr zehn Fuß tiefe Grube, die viele Klafter im Durchmesser hält. Diese Grube wird mit einem erhabenen Gerüste oder Amphitheater, so zehen Klafter tief, und zehen oder zwölf Fuß hoch ist, umgeben. Rundherum befinden sich eine Menge Leitern, daran hinauf zu steigen; oben darüber aber sind von Ort zu Ort Stangen aufgerichtet, die lange Querbalken unterstützen, welche dazu dienen, die Knochenbündel vor den Augen der Zuschauer daran zu hängen. Hernach werden Decken von Rinde über das Theater gebreitet, und verschiedene Gerüste von der Größe eines Menschen an dem Rande der Grube aufgerichtet, welche für die noch ganzen Cörper bestimmt sind, die man auch den Abend vor dem Feste sorgfältig dahin zu schaffen bemühet ist.

Am Tage der Ceremonien geschiehet ein allgemeiner Ausruf, damit ein jeder sich bereit halte, zur bestimmten Stunde aufzubrechen. Die Bündel, die in den Cabanen aufgehängt gewesen, werden losgemacht und in Anwesenheit der Verwandten, die vor ihrem letzten Abschied noch einmal das Vergnügen haben wollen, sie zu sehen, zu betasten und zu schmücken, gezeiget. Hierauf geht das Geheul und Klagen aufs neue an. Nach Endigung der Klagen werden neue Bündel gemacht, und jedes Dorf, jeder Tribus unter seinem Oberhaupt beobachtet eine denen Todten

angemessene Ordnung. Wenn die Procession auf den großen Platz eingetroffen ist, stellet sich jede in besondere Quartiere, die ihnen durch den Ceremonienmeister nach der Ordnung der Dörfer und Anzahl der Familien angewiesen werden, die Geschenke werden ausgestellt, auf die Erde gelegt oder auch auf Stangen gesteckt, damit die Fremden sie sehen können. Sodann wird die Grube gepflastert, und mit Castorröcken eingefaßt. Mitten hinein werden einige Kessel und andre zum Gebrauch der Todten bestimmte Hausgeräthe geleget, und man lässet sodann die ganzen Cörper hinab. Ueber diese streueten sie Castorröcke, und das übrige bedeckten sie mit Decken und Baumrinden, welche nachher mit Holz, Steinen und Erde verschüttet wurden. Einige Weiber brachten Schüsseln mit Sagamite aus indischem Getraide herbey; und viele Cabanen des Dorfs lieferten, sowol am folgenden als auch nachkommenden Tage, große Körbe davon, man sah dies als das letzte Kennzeichen der Zärtlichkeit gegen die Todten an. Die Austheilung der Geschenke, die oft sehr beträchtlich sind, macht den Beschluß des ganzen Festes. — So verbindet denn diese Feier die Völker näher mit einander, und es entsteht ein Nationalfest. Es ist aber nicht blosses Andenken an die Todten, sondern thätige Ehrenbezeigung, die mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft ist, und zeigt, daß auch bey diesen wilden Völkern der Gedanke an eine Fortdauer nach dem Tode gewesen ist.

Ausser den eigentlichen Todtenfesten wurden auch noch unter vielen Völkern traurige Gedächtnißtage gefeiert,

feiert, wodurch man das traurige Andenken an große Unglücksfälle oder den Tod großer Wohlthäter, Stifter von Religionen, Volksregenten und große Erfinder erneuerte. So feierte man zu Busiris in Aegypten der Isis zu Ehren ein Trauerfest, *) wobey man einen Ochsen schlachtete, den man mit Brodt, Honig, Weintrauben u. s. w. anfüllte, während des Opfers sich selbst geisselte, nachher aber das Uebrige verzehrte. In Phönizien, Griechenland und Italien beweinten die Weiber bey den Gräbern das traurige Schicksal des Adonis, allein in den letzten Tagen frohlockte man über die Rückkehr des Adonis ins Leben. Zu Hierapolis am Euphrat und an andern Gegenden des Orients feierte man das Andenken derer, die in der allgemeinen Fluth, welche die Gegenden vom westlichen Asien verwüstete, umgekommen waren. An diesem Feste kamen hundert tausend Pilgrimme aus den entferntesten Gegenden von Asien und Afrika nach Hierapolis zu dem Tempel der Venus oder der morgenländischen Astarte zusammen, wohin sie in irdenen Krügen aus dem Meer Wasser in eine unterirdische Höle trugen, daher hatte das Fasten den Namen der Hydrophorie. Zu Athen war ein eben so trauriger Gedächtnißtag das Fest der Entkleidung der Minerva zu Athen. In Persien begieng man das Fest der beiden Söhne des Aly, des Hossein und Hussein (diesen Aly halten nemlich die Perser für den rechten Nachfolger Muhämmeds, und nicht den Abubeker wie die Türken), an welchem man den Tod des Hossein und Hussein, dieser beiden muhamedanischen Märty-

*) Herodot. lib. II. Cap. 58. 61.

Märtyrer, unter lauten Klagen und Weinen, ja sogar Verwundungen bejammerte (Chardin Voyage en Perse Tom. I. p. 249.). Eine jede Gesellschaft hat eine Sänfte nebst einem Sarge, das von acht Männern getragen wird, worüber eine Decke von Atlas mit Gold gestickt liegt. Das Volk ruft bey diesem jährlichen Todtenfeste: Hussein Hossein, Hossein Hussein. Der König läßt bey dieser Gelegenheit prächtig geschmückte Elephanten sehen, die ihm von dem König in Indien geschenkt sind. Der Mullah oder Priester spricht alsdann von dem Tode des Hossein und Hussein.

So feiern christliche Völker jährlich einmal den Todestag des Stifters ihrer Religion und der Märtyrer, die wegen des standhaften Bekenntnisses dieser Religion ihr Leben aufgeopfert haben.

Soviel von den Leichengebräuchen, der Trauer, den Denkmälern, Gräbern und Todtenfesten der Völker, die in Absicht der Himmelsgegenden, der Cultur, und des Alters so sehr verschieden sind. Die Resultate hieraus verspare ich für den folgenden Theil.

Ende des fünften Theils.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindemann, Johann Gottlieb

Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Roheit und Cultur, von Gott, Religion und Priesterthum nebst einer besondern Religionsgeschichte der Aegypter, Perser, Chaldäer, Chinesen ...
Bd.: 5

Stendal 1788

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Kult 1397 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256325-1
VD18 80448968-001